This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

37. d. 34

Suſanne.

Erzählung

von

Otto Roquette.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.

1864.

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Erſtes Kapitel.

Der Baron von Geyßmar war früh nach der Stadt gekommen, hatte den Morgen über ſeine landwirthſchaftlichen Geſchäfte abgemacht, und ſtand jetzt vor dem Spiegel, um einer neuen Mittagstoilette die letzte Feile zu geben. Ein Junggeſell von fünfundvierzig Jahren, der ſein Leben in vollen Zügen genoſſen, hatte er ſich doch ungewöhnlich konſervirt, ſein Ausſehen war friſcher, ſein ganzes Weſen jugendlicher, als Genuß und Jahre ſonſt zu geſtatten pflegen. Haar und Bart trugen ein glänzendes Schwarz zur Schau. Manche behaupteten, ſie wüßten, wo die Farbe zu kaufen ſei, doch konnte Niemand ſagen, er habe ihn je anders als ſchwarz geſehen. So auch ging es mit ſeinen blendend weißen Zähnen. Er lachte und lächelte gern, und mit Anmuth, und es konnte ſich Niemand erinnern, daß die zwei elfenbeingleichen Reihen ſeines Mundes jemals einen Makel gezeigt hätten. Er kleidete ſich bald engliſch, bald franzöſiſch, wie es die Jahreszeit, die Kleidſamkeit der Mode, oder ſeine Reiſen gerade mit ſich

brachten, und las gerne in beiden Sprachen. Mit seinem Kutscher und Reitknecht sprach er nur englisch; mit seinem Koch, den er stets nach Paris oder London mitnahm, um ihn dort die neuesten gastrosophischen Studien machen zu lassen, redete er meist französisch; mit dem Jäger und dem Kammerdiener, einem alten Erbstück, verstand er sich zu einem etwas militärisch angehauchten Deutsch. Denn der Baron war Offizier gewesen, hatte jedoch, als er die Erbschaft seines Vaters empfing, jung den Abschied genommen, um die große Tour durch Europa zu machen. Er galt für den vollendetsten Lebemann, den musterhaftesten Elegant, war ein gesuchter Gesellschafter, und selbst gebildete Leute sagten, er sei merkwürdig gut unterrichtet, belesen und gescheit. Man konnte zugestehen, daß seine glänzenden Lebensverhältnisse ihn verwöhnt und anspruchsvoll gemacht, aber man hätte ihm Unrecht gethan, ihn blasirt zu nennen, wenn er sich gleich zuweilen den Anschein einer gewissen Uebersättigung gab. Er that es aus Laune, um sich einmal eine modische Miene zu geben, gelegentlich auch wohl die Gesellschaft damit zu mystificiren, sich hinterher darüber lustig zu machen. Im Herzen verachtete er die blasirten Leute.

Denn sein Interesse war mannigfach, sein Trieb nach Thätigkeit außerordentlich. Keine der modernen Zeitfragen ging spurlos an ihm vorüber, und wo er

politiſche, ſociale, andere die Gegenwart bewegende Principien, etwa für ſich ablehnte, geſchah es nicht unerörtert, nicht ohne Gerechtigkeit, nicht ohne Erkenntniß ihrer tieferen Bedeutung. Engliſche, franzöſiſche, deutſche Zeitungen, Broſchüren, hiſtoriſche und politiſche Schriften, naturwiſſenſchaftliche und landwirthſchaftliche Werke bedeckten den Tiſch ſowohl in ſeinem Arbeitszimmer auf dem Lande, als in ſeiner ſtädtiſchen Abſteigewohnung. Das machte ihn der Geſellſchaft zu einer ſo anziehenden Erſcheinung, daß er, überall den rechten Unterhaltungston treffend, geiſtvoll über Mode und Romane, Küche und Kunſt, Pferde und Geſellſchaft, leicht und leichtfertig über Menſchen und Verhältniſſe, und wo es ihm der Mühe lohnte, ernſt über ernſte Fragen ſprechen konnte. Es fehlte nicht an ſehr geſetzten Leuten, die ihn bei ſeinem ſchillernden Weſen für einen Narren erklärten, aber auch nicht an andern, die er durch eine gelegentliche Unterhaltung wenn nicht zur Bewunderung, doch zu regerem Intereſſe bekehrt hatte.

Das ſprechendſte Zeugniß für ſeinen Trieb nach Thätigkeit legte ſein ländliches Beſitzthum ab. Es war kein ererbtes Gut, es fand ſich da kein altes Schloß, es kündeten keine uralten Alleen von Linden oder Kaſtanien einen großartigen Ahnenſitz an. Aus früher ſchlecht bewirthſchafteten Ländereien, Vorwerken, Wald-

ſtrecken, hatte der Baron ſeine Beſitzung zuſammengekauft und verbunden. Hier galt es zu koloniſiren, mit allen Forſchungen, Erfahrungen ökonomiſchen Fortſchreitens, den Vortheilen der Wiſſenſchaft, ein Neues und Ganzes zu erſchaffen. Nur das hatte ihn bewogen ſich in dieſer Gegend, nördlich vom Thüringer Walde, im mitteldeutſchen Flachlande, und in der Nachbarſchaft einer größeren Provincialſtadt nieder zu laſſen. Denn die letztere, zugleich Feſtung und reicher Handelsplatz, liebte er gar nicht, wenn es ihm gleich an Anknüpfung und Verkehr darin nicht fehlte. Den Anblick und das Leben einer Stadt verſicherte er nur in Paris oder London zu haben, wohin er faſt jährlich einmal flog, um ſich vom deutſchen Krähwinkelthum zu erholen. — Nach fünfzehnjährigem Schaffen hatte er ſein „Geyßmar-Park," wie er das Gut nannte, zu einem vielbewunderten Ganzen gemacht. Prächtige Wieſen waren durch Bodenüberrieſelung gewonnen, die Felder ſtanden trefflich, Ställe und Wirthſchaftsgebäude ſtattlich und von Architektenhand geſchmackvoll ausgeführt. Sein Reichthum erlaubte ihm dabei neben dem Nützlichen auch ſeinen Liebhabereien zu folgen. So war ſeine Pferdezucht geſchätzt, er hielt bewunderte Renner, und einige ſeiner Lieblinge gewannen bei jedem Wettkampfe den Preis. — Einen Theil des Waldes hatte er zum Park umgeſchaffen, und hier erhob ſich das Wohnhaus,

umgeben von geſchmackvollen Gartenanlagen, die mit der Landſchaft in Einklang gebracht waren. Kein Schloß, aber immerhin ein geräumiges und für einen Junggeſellen viel zu großes Haus, im lachenden Villenſtyl, künſtleriſch anmuthend und einladend. Der Speiſeſaal und der Tanzſaal ſahen den angenehmen Wirth nicht ſelten unter frohen Gäſten. Denn es verſteht ſich, daß man von der Stadt aus gern gute Nachbarſchaft mit Herrn von Geyßmar hielt, und daß auch Familien nicht anſtanden, ihre Töchter über ſeine Junggeſellenſchwelle zu führen. —

Herr von Geyßmar hatte ſeine Toilette vor dem großen Spiegel beendet, fand, daß ihm der neue Sommeranzug nicht übel ſtehe, und ergriff eben ſeinen Hut, um auszugehen, als ihm der eintretende Jäger zwei Briefe überreichte. Einer war nur ein Billet von dem Major von Bibern, bei dem ſich der Baron hatte zu Tiſche anſagen laſſen. Der Major ſchrieb, er ſei augenblicklich Strohwittwer, könne ihn zu Mittag nicht bei ſich ſehen, lade ihn nach dem Gaſthofe ein, wo er ſelbſt während der Abweſenheit ſeiner Frau zu ſpeiſen pflege. Herr von Geyßmar war etwas verſtimmt darüber. Grade um der Frau von Bibern willen, der er ritterlich huldigte, hatte er ſich ſorgfältiger gekleidet. Seine Hoffnung auf ein unterhaltendes Tiſchgeſpräch mit der klugen Frau, der er überdies ein geſchmackvolles Geſchenk

(als eine verlorene Wette) aus Paris mitgebracht, war getäuſcht. An der Gaſthofstafel wußte er junge Handlungsreiſende, allerhand Leute, die ihm nicht zuſagten. Der Baron ſah ſeine glänzend aufgeſpannten rehfarbenen Handſchuh an — es lohnte ihm überhaupt nicht, in ſo gewählter Toilette ins Wirthshaus zu gehen. Während dieſer leichte Schatten einer Verſtimmung durch ſein Gemüth ging, fiel ihm die Handſchrift des zweiten Briefes ins Auge, und ein ernſterer Mißmuth malte ſich in ſeinen Zügen. Aergerlich riß er das Papier aus einander, durchflog die Zeilen, warf den Brief auf den Tiſch und that ein paar Schritte durch das Zimmer. „Dieſer dumme Junge!“ rief er halb für ſich. „Was hat ſich dies Gelichter an mich zu hängen? Mögen ſie thun, was ſie wollen! Müſſen ſie mir alle Augenblick anzeigen, daß ſie nicht aufgehört haben, zu exiſtiren?“

Der alte Kammerdiener wußte recht gut, daß die Worte ſeines Herrn mit an ihn gerichtet waren, doch that er, als hörte er nichts, und räumte im Zimmer auf. „Da, lies!“ rief der Baron, indem er auf den Brief hinwies. Der Alte nahm das Papier, las nur die Unterſchrift und ſagte: „Von Herrn Konrad Heß! Es iſt wohl ein Jahr her, ſeit er nichts von ſich hören laſſen.“ — „Und wären's zehn Jahre, ich erlaſſe ihm gern die ganze Korreſpondenz! Wozu ſoll ſie? Schreib

du ihm, Rehfeld — ſag ihm, ſeit er mündig ſei, erließe ich es ihm durchaus, mir von ſeinen Schritten Rechenſchaft zu geben."

Der Alte ſah ihn mit vorwurfsvollem Blicke an. „Ich ſoll an Ihrer ſtatt ſchreiben, Herr Baron?" — Sein Herr fühlte auch aus dem Tone ſeines vertrauten Dieners den Vorwurf heraus. Er warf den Brief in eine Schatulle. — „Es findet ſich wohl einmal eine Stunde," fuhr der Alte fort, ohne ſich im Aufräumen ſtören zu laſſen, „wo der Herr Baron ſelbſt antworten." — Herr von Geißmar nahm ärgerlich ſeinen Hut, und verließ das Zimmer.

Er hatte die Schatulle nicht verſchloſſen, ſie war auch kein Geheimfach, er wußte recht wohl, daß Rehfeld ſich ſofort darüber machen und den Brief leſen werde. Es war ſeit Jahren ſchweigendes Uebereinkommen zwiſchen Herr und Diener, daß der Letztere die Briefe aus dieſem Fach leſen dürfe. Denn nur ſolche wurden hinein geworfen, über die der Baron möglichſt wenig ſprechen, deren Inhalt er dem Alten aber bekannt wiſſen wollte. Denn Rehfeld war ein Diplomat, und der Baron konnte, ſo oft er ſich auch über ihn ärgerte, von Glück ſagen, daß er keinen ſchlechteren für manche ſeiner Miſſionen in Dienſt hatte. So zögerte der Alte auch gar nicht, ſah aus dem Fenſter ſeinem Herrn nach, ſetzte dann eine Brille auf, und las das

geheimnißvolle Schreiben. Er ſchien mit dem Inhalt auch nicht ganz einverſtanden, ein trauriger Zug ging durch ſein Geſicht. Nach kurzem Ueberlegen nahm er Papier und Feder und ſetzte ſich an des Barons Schreibtiſch. —

Als Herr von Geyßmar nach dem Gaſthofe kam, fand er den Major ſchon ſeiner harrend, aber nicht an der Wirthstafel, ſondern in einem beſondern Zimmer im Kreiſe einiger jüngerer Officiere, die er hierher zu Tiſche geladen hatte. Das gab dem Eintretenden ſchon einen Theil ſeiner guten Laune wieder. „Ich treibe Garçonwirthſchaft," rief ihm der Major lachend entgegen.

„Wo in aller Welt haben Sie Ihre Frau?"

Der Major nahm eine ernſtere Miene an, und flüſterte ihm zu: „In Staffelburg. Meine Schwiegermutter iſt geſtorben. Etwa vor drei Wochen. Ich ſag Ihnen mehr davon, aber laſſen wir das jetzt."

Der Baron ſtutzte, als er den Namen Staffelburg hörte. Er verſtand durchaus die Wichtigkeit dieſes Ereigniſſes, das an ſich nicht eigentlich zu den kummervollen gerechnet werden konnte. Noch weniger aber zu den erfreulichen. Denn ſoweit er die Lage der Dinge kannte, ging ſeine kluge Freundin dadurch ſehr unangenehmen Verhältniſſen entgegen. Inzwiſchen — das kleine Diner war ſelbſt nach dem Urtheil des anweſenden

gefürchteten Kenners leidlich, der Wein trinkbar, die jungen Officiere herzlich vergnügt, und so verschwanden bald die Wolken aus dem Gemüth des Barons. Er kam kürzlich wieder einmal aus Paris, erzählte dann von seinen Neuerungen in Geyßmar-Park, wohin er die ganze Tischgesellschaft auf einen der nächsten Tage einlud. In acht Tagen wollte er zur Kur nach Homburg. Man lachte darüber, glaubte an kein Leiden bei ihm, pries oder zog ihn auf mit seinem jugendlich strahlenden Aussehen. Der Baron ließ es geschehen und that geheimnißvoll mit seiner Reise.

Nach aufgehobener Tafel wollte Herr von Geyßmar auf sein Gut zurück fahren. Der Major bat ihn, noch eine Stunde zu verziehen. Es war ein warmer Sommerabend. Arm in Arm schritten Beide durch die Anlagen, welche die Stadt umgaben. Sie wählten die weniger besuchten Wege, denn der Major vertraute dem Baron jene unangenehmen Familienereignisse, durch die seine Gattin nach Staffelburg gerufen worden war. Der Freund zeigte sich theilnehmend, ja ergriffen. Vertrauen erweckt Vertrauen, und Herr von Geyßmar fühlte zum Erstenmal das Bedürfniß, dem Major Eröffnungen zu machen über Dinge, die, wie er meinte, seinem Leben als ein höchst unglücklicher Ballast anhafteten.

„Sie wissen wohl nicht," begann er, „daß ich eine Schwester hatte. Sie war viel älter als ich, nur aus

meinen frühen Knabenjahren erinnere ich mich ihrer. Sie verlobte sich heimlich mit meinem Hauslehrer, einem jungen Philologen, und war nicht davon abzubringen, ihn zu heirathen. Mein Vater war schwach genug, es endlich zuzugeben. Sie folgte ihrem Manne, der eine untergeordnete Lehrerstellung erhielt, irgendwohin an den Rhein. Es war für unser Haus ein harter Schlag. Ich habe sie, seit sie dasselbe verließ, nicht wiedergesehen."

Herr von Geyßmar hielt einen Augenblick inne, um die Wirkung dieser trostlosen Thatsache auf seinen Freund abzuwarten. Darin verrechnete er sich aber vollkommen. Denn der Major sah in dem bisher Erzählten nicht das geringste Befremdliche, und ging in der Erwartung dessen, was noch kommen sollte, schweigend neben dem Baron. Aber ein Lächeln spielte um seinen Mund, welches der schwachen Seite seines Freundes galt.

In der That hatte Herr von Geyßmar hier seine schwache Seite, an welche sich auch eine allerschwächste schloß, bloßgegeben. Denn sein Adel war nicht ererbt. Sein Vater, ein reicher Banquier, zwar sehr selbstbewußt und stolz auf sein Vermögen, hatte doch nie den Ehrgeiz gehabt, aus seiner bürgerlichen Sphäre heraus zu streben. Nach seinem Tode war es die erste Angelegenheit des Sohnes, Alles daran zu setzen, um den

Adel der Familie, wie er es nannte, „zu erneuern.“ Denn eine alte Urkunde ſollte dafür aufgefunden worden ſein. Alles gelang nach ſeinen Wünſchen, wie er überhaupt nicht leicht in ſeinem Leben von einem Mißlingen zu ſagen hatte. Nun aber war ihm die Mißheirath ſeiner Schweſter ein um ſo ſchwererer Verdruß. Seine Eitelkeit ließ ihn dies Verhältniß als immer ſchmachvoller empfinden. So liebevoll die ältere Schweſter den Verkehr aus der Ferne aufrecht zu erhalten ſuchte, er zog ſich immer mehr zurück, brach endlich ganz ab, und als ſie ſtarb, fühlte er ſich weſentlich erleichtert.

Der Major alſo, der, ſo ſehr er den Baron ſchätzte, ſich oft genug mit ſeiner Frau über die „ariſtokratiſche Schrulle“ und „Emporkömmlings-Eitelkeit“ luſtig machte — ging ganz unverwundert neben ihm her. Daß ein armer Bürgerlicher eine reiche Bürgerliche heirathete, darin ſah er nichts Mißliches, und er hatte nicht im Sinne, ſeinem guten Freunde, wenn dieſer ſich mit ſeinen Grillen aufputzte, irgendwie entgegen zu kommen. Herr von Bibern pflegte ſein ariſtokratiſches Bewußtſein nicht zur Schau zu tragen, um ſo lächerlicher fand er die Prahlerei eines Neugeadelten. Nun, er wollte ſeinen Freund eben auch nicht verletzen.

Nachdem Herr von Geyßmar vergeblich auf ein Wort des Majors gewartet, fuhr er fort: „Meine Schweſter, oder vielmehr Frau Konrektorin Heß, hinterließ zwei

Kinder. Wenn einmal ein plebejiſcher Zug ſich geltend gemacht hat, pflegt er ſich in abſteigender Linie zu ſteigern. Die Tochter verheirathete ſich früh an einen Zimmermeiſter — ich bitte Sie um Gottes willen, an einen Zimmermeiſter! Natürlich habe ich ſie ganz aus den Augen verloren. Der Sohn, viel jünger, ſtudirte — nun ja doch er ſtudirte! Naturwiſſenſchaften, Botanik — was weiß ich. Nach dem Tode ſeines Vaters glaubt er ſich an mich attachiren zu müſſen, die Liebe, die ſeine Mutter ſtets zu mir gehegt, gebieten ihm, mir von ſeinen Lebensplänen und Schritten Rechenſchaft zu geben.“

„Wenn es weiter nichts iſt!“ warf der Major ein. „Aber vermuthlich ſtellt man auch Forderungen an Sie, ſpekulirt auf den reichen Onkel.“

„Das fehlte noch!“ fuhr der Baron auf. „Nein, das Volk hat glücklicher Weiſe Geld genug, mehr als es verdient. Meiner Schweſter konnte ihr mütterliches Vermögen nicht vorenthalten werden, ihr Schwiegerſohn, der Zimmergeſelle (der Baron liebte es, dies Wort für Meiſter zu ſetzen), ſoll ſogar reich ſein. Der Junge, der mir jährlich einigemal eine Stylprobe ſchickt —“

„Freund!“ unterbrach ihn der Major, „Sie malen ſich Ihr Unglück ſchwärzer als es iſt. Wenn Ihnen die Leute nicht zur Laſt fallen, ſo laſſen Sie ſie eben

auch gehen, und ſind ſie ſonſt rechtſchaffen, nun, ſo ſind Sie, Beſter, noch viel glücklicher davon gekommen, als ich und meine Frau. Es müßte denn —"

„Hören Sie doch nur!" fiel der Baron ein. „Schreibt mir der Burſche heut, er habe die akademiſche Laufbahn, von der er mir bisher vorgefaſelt, aufgegeben, wolle eine praktiſche Thätigkeit ergreifen, und — Gärtner werden!"

„Alſo eine ſtille Natur, nicht ſehr männlich."

„Im Gegentheil! Hartköpfig, entſchieden, trotzig. Spielt in ſeinen Briefen den Charakter, macht ſich mit ſeinem bürgerlichen Bewußtſein breit — der Tölpel! Kurz, er iſt jetzt unterwegs, und, daß ich's Ihnen nur ſage, hat die Abſicht, ſich in Staffelburg anzukaufen."

„In Staffelburg? Eignes Zuſammentreffen! Möglicherweiſe kauft er den Reſt an Landbeſitz, der meiner Schwiegermutter noch gehörte. Soll ich meiner Frau ſchreiben, daß ſie ſich den jungen Mann näher anſehe?"

„Um Alles in der Welt — nein? Sie ſoll gar nichts davon erfahren. Es bleibt unter uns, — geben Sie mir Ihr Wort, daß es ganz unter uns bleibt!"

„Nun, nun, ich verſprech es! Obwohl die Sache gar nicht ängſtlich iſt," — entgegnete der Major halb lachend. Wer kann für ſeine Verwandten? Damit tröſte ich mich. In den beſten Familien kommen Dinge vor, die betrübend ſind, man muß ſie ertragen, und um ſo

ſorgfältiger und ſtrenger in ſeinem nächſten Kreiſe ſein. Ihnen aber ſag ich nur, daß Ihr Familienwirrſal gar nichts zu bedeuten hat, gegen die Verhältniſſe, die wir zu ſchlichten haben. Und nun gute Nacht, und auf Wiederſehn!“

Herr von Geyßmar wiederholte ſeine Einladung nach Geyßmar-Park, und fuhr nach Hauſe, gar nicht zufrieden über die Aufnahme, die ſein Märtyrerthum bei dem Major gefunden.

Zweites Kapitel.

Es war ein ſpäter Sommerabend, als Konrad auf einem der höchſten Rücken des Gebirges dahinſchritt. Er hatte das Städtchen am Morgen verlaſſen, das Ziel ſeiner Wanderung wäre in einer Stunde zu erreichen geweſen. Aber wenig gedrängt, bei Zeiten dahin zu gelangen, trieb er ſich bereits den ganzen Tag wanderluſtig in der Gegend umher, überſtieg Berge und Höhen und raſtete in Thälern bei einem Bache oder ſonſt einem ſchattigen Platze. So ſehr er auch die Richtung ſeines Zieles im Auge zu haben glaubte, rächte ſich das planloſe Umherſchweifen dennoch. Er war der Gegend nur

im Allgemeinen kundig. Ermüdet ſah er ſich am Abend in den Bergen rathlos verloren, und obgleich er ſich ſeit einigen Stunden ſeinem Nachtquartier zu nähern geglaubt hatte, däuchte es ihn jetzt, als ſei er weiter von demſelben entfernt, als den ganzen Tag über. Die Höhen des Thüringer Waldes bilden kein Hochgebirge, aber ſie vermögen darum nicht minder den Wanderer in ein Labyrinth von Bergen, Schluchten und Thalwindungen zu verſtricken. Konrad war jenen hohen, zum Theil kahlen Rücken empor geklommen, um ſich von der Höhe aus zu unterrichten, welchen Weg er zu nehmen habe. Aber die Sonne war untergegangen, als er oben anlangte. Dunkel lagen die Thäler unter ihm, nur die großen Maſſen zeichneten ſich in ſcharfen Umriſſen am Horizonte ab. Er fügte ſich mit einer Art von Behagen in die Nothwendigkeit, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Selbſt das Gewitter, das in der Abendſchwüle langſam herbei zog, ſchreckte ihn wenig; denn er hoffte in dem Walde, der die Berglehne beſtand, ein natürliches Obdach zu finden. Mit zwanzig Jahren liebt man das Abenteuerliche. So ſchritt er langſam über das hohe Haidekraut, freute ſich über den reinen Schwung der Linien, und ließ den friſch ſich erhebenden Wind um Bruſt und Stirn wehen. Plötzlich näherte ſich das ferne Wetterleuchten mit Rieſenſchritten. Wie Herolde flogen einige dunkle Wolken,

begleitet von Donnerschlägen voran, und bald dröhnte ein hundertstimmiger Wiederhall aus allen Thälern. Die Sterne wurden von schwarzer Nacht bedeckt, Blitze zuckten, und ein strömender Regen ergoß sich über das Gebirge. Selbst der Wald gab dem Wanderer keinen Schutz mehr, und in einer halben Stunde fühlte er sich bis auf die Haut durchnäßt. Indessen in der oft secundenlang andauernden Flammenhelle des Himmels bemerkte er, daß er sich auf einem Wege befand, der, nach der Seite der Schlucht zu, sogar mit einem hölzernen Gelände versehen war. An diesem hintastend, verfolgte er den steil abschüssigen Weg, in der Hoffnung, so zu einer menschlichen Wohnung zu gelangen. Bald jedoch hatte dieser künstliche Leiter ein Ende, und Konrad prallte an einen Felsen, der, steil aus der Tiefe ragend, eine natürliche Brustwehr für die Straße bildete. Der Wanderer taumelte zurück, aber in der Besorgniß, in den Abgrund zu stürzen, griff er um sich und bekam etwas wie ein menschliches Wesen zu fassen. Dieses riß sich von ihm los und erhob ein entsetzliches Geschrei.

„Der Teufel über den armen Nickelhans! rief es. Der Teufel! der Teufel! Der Nickelhans ist arm, hat kein Haus! Aber er hat einen Stock, und wird's dem Teufel eintränken, wenn er ihn holen will! Huida, er läßt sich nicht holen! Pack dich! Pack dich!“

Konrad erschrak über diese Begegnung, aber er war

furchtlos. Steh, rief er, ich bin nicht der Teufel, sondern ein Mensch, wie du, der sich in der Nacht verirrt hat. Ich thu dir nichts zu Leide!

„Ein Mensch, wie der arme Nickelhans! rief der Andere. Giebt nur einen Nickelhans!"

Gut denn! rief Konrad, der Nickelhans wird doch aber ein Mensch sein, und so ersuche ich ihn, mir zu zeigen, wo ein Haus zu finden ist.

„Hoho! der Nickelhans soll Wegführer sein! Hahaha! Niemand duldet ihn im Hause, und keinen, den er geführt bringt. Hier ist's trocken, und wenn Ihr dem armen Nickelhans was schenken wollt, so erlaubt er Euch, hier sein Lager zu theilen."

Konrad nahm wahr, daß er sich unter einem überhangenden Felsendache befand, welches hinreichenden Schutz gegen den Regen gewährte. Dennoch fühlte er keine Lust, in der Gesellschaft seines Genossen, den er für einen Blödsinnigen halten mußte, zu verweilen. Hört, Nickelhans, begann er, Ihr sollt ein Geschenk haben, aber unter der Bedingung, daß Ihr mir sagt, wie weit es von hier nach Staffelburg ist.

„Weit! weit! rief der Andere. Schlafen Alle in Staffelburg. Schenkt dem Nickelhans etwas, schenkt es ihm gleich, denn der Nickelhans ist stark und wird wild, wenn Ihr es hernach vergeßt!"

Konrad fühlte, wie eine rauhe Hand an seiner

Bruſt und Schulter umhertaſtete, und erkannte die Nothwendigkeit, ſich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Er ſchleuderte die Hand von ſich und traf, ohne es zu wollen, mit ſeiner eigenen Fauſt die Bruſt ſeines unſichtbaren Gegners.

„Das Wetter über dich! Schlägſt du den Nickelhans?“ ſchrie der Bettler, und Konrad fühlte ſich plötzlich von zwei ſtarken Armen umklammert. Er ſchlang ebenfalls ſeine Arme um den Zerlumpten, und im Finſtern begann ein Ringkampf, der mehrere Minuten lang mit gewaltiger Anſtrengung geführt wurde. Konrad fand einen nicht zu verachtenden Gegner, aber ſeiner jugendlichen Geſchmeidigkeit und friſcheren Kraft gelang es, den Andern zu Boden zu werfen. Er ſetzte das Knie auf die Bruſt des Beſiegten, und in ſchnellem Fluge jagten ſich ſeine Gedanken, was er mit dem Feinde nun anzufangen habe. Aber der Bettler bat um Gnade. „Erbarmen mit dem armen Nickelhans! rief er. Ihr ſeid ſtärker als er! Thut ihm nichts, er fürchtet ſich vor Euch!“

Ich will Euch frei laſſen, entgegnete Konrad, aber greift Ihr mich noch einmal an, ſo ſchlage ich Euch todt! Könnt Ihr das verſtehen?

„Ja, ja, verſteh's! Erbarmt Euch des Nickelhans! Er wird Euch den Weg weiſen. In der Schmiede iſts warm. Iſt nicht weit! . . .“

Konrad tappte nach ſeinem Stocke umher, fand ihn

und ließ seinen Gegner frei. Er sprang auf und stellte sich mit gespannten Muskeln zurecht, um zu jedem neuen Angriff gerüstet zu sein. Aber der Bettler schien keine Lust dazu zu haben. Er suchte nach seinem Stabe und schritt an Konrad vorbei, indem er ihn mit großer Unterwürfigkeit bat, ihm zu folgen. Das Wetter war vorüber gezogen, aber von den Bäumen troff es noch. Die Luft wurde hell, und die Gegenstände erkennbar. Konrad schritt hinter seinem Gegner, den er jetzt erst betrachten konnte, her. Gleichwohl vermochte er fürs Erste nur eine etwas gekrümmte Gestalt wahrzunehmen, die mit starken Schritten vorwärts ging, und sich zuweilen umsah, ob der Andere auch folge.

Die Nachtluft war frisch und erquickend nach der Hitze des Tages. Die Kühle duftete aus Laub und Erdboden. Der Weg mündete in die breite Kunststraße, die, sich immer tiefer senkend, einem Nachtlager im Thale entgegen zu führen versprach. Als der Wanderer um eine Felsenecke bog, sah er die Trümmer einer Burg, nicht gar hoch, aber klar und frei in den Nachthimmel ragen. Das mußte die Staffelburg sein. Von dem Dorfe in der Tiefe war nichts zu erkennen. Der Schlag der Thurmuhr kündete die zehnte Stunde, also tiefe Nacht, an.

In nächster Nähe aber drang ein heller Feuerschein zwischen den Bäumen hervor und zeigte, daß man hier

in ungewöhnlicher Stunde noch wachte. Konrad ſtand vor einer Schmiede. Die Hämmer der rußigen Geſellen ruhten, aber die Flamme auf dem Herde loderte noch.

Herr! begann der Bettler, ſchenkt dem armen Nickelhans jetzt etwas, er hat Euch den Weg gewieſen.

Konrad gab ihm eine kleine Münze. Da! rief er, Ihr habt es zwar nicht verdient!

Der Bettler dankte und trat vor ſeinem Genoſſen in die Thür der Schmiede. Heda, Nickelhans! rief der Geſell, der auf einem Klotze am Herde ſaß. Alter Uhu, was ſpukſt du noch umher?

Gebt dem armen Nickelhans ein Nachtquartier! Er bringt noch einen Gaſt mit, der ſich wärmen will.

Konrad fragte den Geſellen, ob es möglich ſei, im Dorfe noch ein Unterkommen zu finden, und ob er ihn nach der Herberge führen wolle. Der Geſell entgegnete, daß das Wirthshaus ein gut Stück jenſeit des Dorfes liege, und daß er ihn jetzt nicht dahin begleiten dürfe.

Nun denn, ſagte Konrad, ſo geſtattet mir, die kurzen Stunden der Nacht hier in der Schmiede zuzubringen. Der Schemel da am Herde ſoll mir genügen.

Ich denke, Thomas, mein Camerad, wird's zufrieden ſein, meinte der Geſell. Er iſt noch einen Weg gegangen, muß aber bald kommen. Er ſchläft mit mir da auf der Streu. Wenn Sie wollen . . .

„Gut, gut, erwarten wir ihn!“ — Konrad bot dem

rußigen Burſchen die Cigarrentaſche. Dieſer griff zu und betrachtete ſeinen Gaſt nicht ohne Wohlwollen. Beide ſetzten ſich vor den Herd, rauchten und begannen ein Geſpräch. Der Bettler zog ein Stück Brod aus dem Sacke und nahm als Dritter in der Nähe des Herdes Platz. Die Flamme beleuchtete drei ſehr verſchiedene Geſtalten, die einander mit lebhafter Aufmerkſamkeit muſterten. Der Jüngſte von den Dreien trug über den ſtädtiſchen Kleidern eine grüne Bluſe, auf dem Kopfe einen grauen Filzhut und an der Seite eine lederne Wandertaſche. Sein Geſicht war ausdrucksvoll und einnehmend, um Kinn und Wangen kräuſelte ſich der jugendliche Anflug eines blonden Bartes. Er hatte etwas Entſchiedenes und Ueberlegenes in ſeinem Weſen, was des Eindrucks auf die beiden Anderen nicht verfehlte. Der Bettler vorzüglich wandte ſeine Augen nicht von ihm ab, ja, ſie ſchienen mit der Zeit größer zu werden, und ein Ausdruck von freudiger Ueberraſchung ging durch ſeine Züge. In ſeinem Geſichte war ein Gemiſch von Stupidität und Verſchmitztheit. Ein grauer Bart hing ihm unordentlich bis auf die Bruſt herab. Seine ſtarken, nervigen Glieder waren ganz in Lumpen eingehüllt.

„Nun, du dummer Nickelhans," begann der Schmiedegeſell, „wo willſt du zu Nacht bleiben? Dich ſoll ich doch nicht auch hier beherbergen."

„Wär' gern unter meinem Stein geblieben, aber der junge Herr hat mich herausgestört! Mußte ihn hieher führen, der Herr wollte nicht bei dem armen Nickelhans bleiben."

„Der Empfang war auch danach!" lachte Konrad und erzählte sein Abenteuer.

„Der alte Spitzbube muß endlich einmal eingesteckt werden!" rief der Gesell. „Er ist boshaft, so lange er nicht seinen Mann findet."

„Wenn ich gewußt hätte, daß es der junge Herr ist . . . !"

„Kennst du mich denn?" fragte Konrad.

Der Bettler nickte und blinzelte mit den Augen. „Pst! pst!" rief er. „Sie kommen!" Er stand auf und kauerte sich in eine dunkle Ecke.

Gleich darauf trat der zweite Schmiedegesell ein, gefolgt von einem alten Manne.

„Guten Abend!" rief ihnen der erste Gesell entgegen. „Ihr seid lange ausgeblieben. Wie ist's? Losgekommen? — Der Alte schüttelte trübselig den Kopf.

„Verurtheilt? Verdammte Geschichte! Auf wie lange?

„Auf drei Jahre!" entgegnete der Alte seufzend.

„Hätt's nicht gedacht! Er ist von vornehmer Familie, ich meinte, sie würden ihn laufen lassen. Verdient hat er's immer. Der stolzen Madame da unten wird das auch ein bitterer Trank sein. Ho, der ist's

zu gönnen! Hier iſt derweilen jemand auf Beſuch gekommen, der zu Nacht in der Schmiede bleiben will.“

Der Alte wandte gleichgültig den Kopf nach Konrad hin. Plötzlich aber belebten ſich ſeine Züge mit dem Ausdruck von Beſtürzung und Freude zugleich. Er ging auf den jungen Wanderer zu und rief: „Junger Herr!“

„Was habt Ihr, Alter?“ fragte Konrad.

„Seid Ihr's denn wirklich?“

„Ich bin's allerdings, aber wahrſcheinlich ein Anderer, als Ihr vermuthet.“

„Kennen Sie den alten Brebiko nicht mehr?“

„Ich habe Keinen dieſes Namens gekannt.“

„Du lieber Gott — es iſt freilich zehn Jahre her!“— Der Alte ſah die Schmiedegeſellen etwas mißtrauiſch an und neigte ſich flüſternd zu Konrads Ohr: „Kommt hinaus, junger Herr, es iſt beſſer, wir ſprechen ungehört.“

Der junge Mann folgte dem Alten ins Freie. „Ich habe Euch Euren Wunſch erfüllt, Alter,“ ſagte er, „obgleich Jeder hören darf, was ich mit Euch zu ſprechen habe. Ich wiederhole, daß ich Euch nicht kenne.“

„Mich nicht kennen!“ rief der Alte, indem er die Hand Konrads ergriff und drückte. „Aber ich kenne Sie, mein lieber, beſter Herr Philipp! Aus Ihrem Portrait, das Sie uns letzthin ſchickten, habe ich Sie erkannt!“

„Nun ſeht Ihr, guter Freund, ich heiße nicht Philipp. Es geht hier eine Verwechſelung vor. Ihr könnt kein Portrait von mir geſehen haben, weil niemals eines gemacht worden iſt.“

Der Alte ſchien verwundert. „Nein,“ rief er, ohne die Hand des Jünglings los zu laſſen, „nein, ich verwechſele unſern Philipp mit keinem Anderen! Es iſt ganz verſtändig, daß Sie ſich nicht gleich zu erkennen geben wollen, gerade jetzt, da es ſo ſchlimm ſteht. Aber vor mir, vor dem alten Bredikо, dürfen Sie ſich nicht verbergen. Sie wiſſen wohl, was alles unten geſchehen iſt?“

„Keine Silbe! Noch auch weiß ich, was Ihr „unten“ nennt.“

„Du lieber Gott! Nun, Sie werden's erfahren. Es iſt ſchlimm, Philippchen, ſchlimm! Aber Sie trifft's am wenigſten. Kommen Sie nur gleich mit auf das Schloß. Wir haben Sie ſchon erwartet, aber wir dachten, Sie würden noch ſchreiben, welchen Tag Sie kämen. Ihr Bett ſteht inzwiſchen bereit. Sie müſſen müde ſein. Was wird ſich das Fräulein freuen! Nach ſolchen Tagen nun dieſe Freude! Unſer Philipp iſt da, und Alles iſt gut!“

„Gemach, lieber Freund, gemach! Ich kann nicht mit Euch gehen. Die Aufklärung Eures Irrthums würde weder Eurem Fräulein, noch Euch, noch auch

mir angenehm sein. Ich werde die Nacht hier in der Schmiede zubringen."

„In der Schmiede? Lieber Gott, warum denn? Was würde das liebe Fräulein sagen, wenn ich nach Hause käme und ihr meldete, der Herr Philipp sei da und wolle nicht zu ihr herauf kommen? Nein, das darf ich gar nicht. Sie würde die ganze Nacht nicht schlafen. Und sehnen Sie sich denn nicht, das Fräulein zu umarmen? Was wollen Sie denn hier in der Schmiede kampiren, während oben Ihr Nachtlager und Alles für Sie bereit steht? Ach, kommen Sie doch nur, lieber, junger Herr, ich kann es nicht erwarten, Sie oben bei dem Fräulein zu haben!"

Der Alte malte dem jungen Manne die Reize eines guten Nachtlagers sehr verlockend, auch die fortwährende Erwähnung eines Fräuleins war nicht ohne einige Anziehungskraft für ihn. — „Und wenn ich nun wirklich mit Euch ginge," sagte er, „was würde das Fräulein thun, da ich . . ."

„Ach, mit offenen Armen würde es Sie empfangen!" unterbrach ihn der Alte.

Der junge Mann konnte eine solche Aussicht nicht übel finden, zumal, wenn er sich das Fräulein schön und liebenswürdig dachte. Ein abenteuerliches Behagen fing an, ihn dem Dringen des Alten nachgiebiger zu machen. Aber es lag zu wenig in seinem Charakter,

von einer Situation Vortheil zu ziehen, deren Gunst nur auf einer Verwechselung beruhte, und aus welcher er als schuldig hervorgehen mußte, sobald sich der Irrthum aufklärte. „Hört auf mit Eurem Dringen, lieber Freund!“ sagte er. „Eure Versprechungen haben viel Reizendes, aber ich darf Euch nicht folgen.“

„Nun denn,“ entgegnete der Alte, „so bleibe ich bei Ihnen in der Schmiede. Allein zurückkehren und dem Fräulein Ihre Ankunft verschweigen, das bringe ich nicht über's Herz. Und doch ist gerade die Nacht für Ihre Ankunft so günstig, wenn Sie denn doch unerkannt bleiben wollen. Junger Herr, lieber, bester junger Herr, verstecken Sie sich nicht länger! Wenigstens vor mir nicht!“

„Ihr seyd ein Thor, mein guter Alter! Muß ich denn immer und immer wiederholen, daß ich nicht der Erwartete bin? Und jetzt sagt mir einmal, wer soll ich denn sein?“

„Du lieber Gott, das liegt ja auf der Hand, und Sie wissen wohl selbst, daß das ein Geheimniß ist. Sie kommen vom Rhein, wollen sich hier in der Gegend ankaufen, oder . . .“

„Das ist stark!“ rief Konrad erstaunt. „Entweder Ihr seid ein alter Kobold, oder ich bin wirklich, ohne es zu wissen, der Erwartete. Wenn ich es recht bedenke, so ist allerdings Jemand in Staffelburg auf

meine Ankunft vorbereitet, aber nicht Euer Fräulein, ſondern der Gärtner, ein Mann, den ich übrigens nie geſehen habe."

„Dem Gärtner haben Sie geſchrieben, junger Herr? Warum denn nicht dem gnädigen Fräulein, oder dem Herrn Profeſſor in der Stadt?"

„Jetzt bringt mir nicht noch einen räthſelhaften Profeſſor mit ins Spiel, Alter! Es geht des Verwunderlichen ſchon genug durch meinen Kopf. Denkt Euch aber jetzt einmal meine Lage. Geſetzt, ich ginge mit Euch auf das Schloß, Euer Fräulein käme mir mit offenen Armen entgegen, und plötzlich erklärte es ſich, daß ich ein wildfremder Menſch bin, der in gar keiner Beziehung zu ihr ſteht. Ich müßte wieder aus dem Hauſe und den Weg zur Schmiede zurück in der Nacht noch einmal machen. Abgeſehen von der Unannehmlichkeit, eine falſche Hoffnung erregt zu haben."

„Ach, das kann ja gar nicht geſchehen! Ich freue mich, daß Sie ſo klug und vorſichtig ſind, aber mir gegenüber iſt das wahrhaftig nicht am Platze. Kommen Sie, kommen Sie, wir könnten längſt oben ſein!"

„Und wenn Euer Fräulein, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, mich nicht willkommen heißt, wollt Ihr, durch den die Geſchichte eingefädelt iſt, mir ein anderes Nachtlager verſchaffen?"

„Verſteht ſich, mein eigenes, und will neben Ihrem

Bette sitzen und wachen, und mich freuen, daß Sie wieder da sind."

„Das Letztere erlasse ich Euch, aber in Betreff des Ersteren halte ich Euch beim Worte. Gut, ich werde Euch begleiten!" — Konrad rief den Schmiedegesellen eine gute Nacht und seinen Dank für ihre Bereitwilligkeit zurück, und machte sich mit seinem sonderbaren Führer auf den Weg.

Der späte Mond war aufgegangen und warf breite Schatten der Bäume über die helle Straße. Sie führte mit jetzt leiserer Senkung in den Thalkessel, aus dem die Trümmer der Staffelburg emporragten. Der Alte konnte nicht unterlassen, den Jüngling fortwährend von allerlei verwickelten Familienverhältnissen zu unterhalten, die demselben völlig fremd waren. Um daher nicht fort und fort zu erklären, daß dieses alles ihn gar nichts anginge, ließ Konrad ihn ruhig reden und gab auf seine Fragen sehr allgemeine Dinge zur Antwort.

Indessen schien der Alte einige Geheimnisse zu haben, die er gar zu gern ausgesprochen hätte, und um die er sich vielfach mit Anspielungen herum drehte, in der Erwartung, sein junger Begleiter werde von selbst den Hauptpunkt berühren. Da das aber nicht geschah, so konnte er sich endlich nicht länger bezwingen. „Junger Herr," begann er, „Sie sagten vorher, daß Sie die letzten

Ereigniſſe bei uns noch nicht wiſſen, aber es iſt beſſer, wenn Sie ſie gleich von mir erfahren. Erſchrecken Sie nicht, Philippchen — die Frau Baronin iſt geſtorben!"

„Das iſt ſehr traurig," entgegnete Konrad. „Aber die Hinterbliebenen werden ſich in das Unabänderliche finden müſſen."

„Na, Gott ſei Dank, daß Sie das ſo ruhig und vernünftig auffaſſen! Schon vor drei Wochen haben wir die gnädige Frau begraben. Tragen Sie ihr das Unrecht nicht nach, Philippchen, das Sie an Ihnen begangen hat!"

„Ich vergeb' es ihr," ſagte Konrad großmüthig.

„Wie brav das von Ihnen iſt, junger Herr! Sie hat zwar nicht mütterlich an Ihnen gehandelt, aber ſie war doch immer Ihre Mutter. An dem Bruno hat ſie viel Schrecklicheres durch ihre eigene Schuld erleben müſſen. Sie wiſſen noch nicht Alles, junger Herr. Der Bruno iſt im Gefängniſſe! Auf drei Jahre iſt er verurtheilt! Hören Sie nur, was das für ſchreckliche Geſchichten waren!"

„Laſſen wir das, mein guter Mann!" entgegnete Konrad. Er fühlte ſich durch die Bruchſtücke einer geheimnißvollen Hauschronik, deren Bekanntſchaft der Alte vorausſetzte, ſo verwirrt, daß er fürs Erſte nichts weiter zu hören wünſchte. „Erzählt mir jetzt nichts mehr, Ihr könnt Euch denken, daß ich nach einem ganzen Tage

des Umherſchweifens etwas müde und abgeſpannt bin.“ Der Alte ſprach ſein Bedauern aus und vertröſtete ihn auf baldige Ruhe. Als ſie die erſten Häuſer des Dorfes erreicht hatten, glaubte Konrad Tritte hinter ſich zu vernehmen. Er wandte ſich um und ſah, wie eine Geſtalt ſchnell in den Schatten ſchlüpfte und ſich im Gebüſche verbarg. „War das nicht der Nickelhans?“ fragte er.

„Wohl möglich!“ ſagte der Alte. „Aber der Tauſend, habe ich den nicht auch in einer Ecke der Schmiede geſehen? Junger Herr, hat er Sie erkannt!“

„Ich glaube nicht. Kommt nur und macht Euch darum keine Sorgen!“

Sie verließen das Dorf, und betraten einen Fußſteig, welcher zu der Ruine hinauf zu führen ſchien.

„Wie?“ rief Konrad. „Da zwiſchen die Trümmer wollt Ihr mich hinauf ſchleppen?“

„Ja, natürlich! zu uns, zum gnädigen Fräulein. Denn zu der ſtolzen Schweſter, zu der Frau Majorin, werden Sie doch nicht gleich zuerſt . . .“

„Nein, nein, nur nicht zur Majorin!“ rief Konrad, dem es vor einem neuen unbekannten Familiengliede graute. „Hinauf denn zum Fräulein!“

Ein bequemer Pfad führte zwiſchen Bäumen und Geſträuch aufwärts. Der Hügel war bald erſtiegen. Sie ſchritten durch ein halb zerfallenes alterthümliches Burg-

thor, und traten in den Hof. Hohe ſchwarze Mauern umgaben ihn, hier und da durchbrochen von einem Fenſter und mit Geſträuch und wilden Ranken bedeckt. Nur eine Seite des Hofes, auf welcher ein ſeiner Zinnen beraubter Thurm ragte, ſchien eine noch kompakte Mauermaſſe aufzuweiſen. Konrad war verwundert über den Ort, an den man ihn führte, und noch geſpannter auf das, was er hier erleben ſollte. Es kam ihm faſt vor, als lebe er ſeit einigen Stunden in einem Zaubermärchen, und körperliche Ermattung, gepaart mit innerer Erregung, verſetzte ihn in einen Zuſtand, der ihm das Unglaublichſte als möglich erſcheinen ließ.

Konrads Begleiter ſchritt auf den Thurm zu, und klopfte an eine Thür. Gleich darauf wurde der Riegel inwendig weggeſchoben, und eine alte Frau, mit der Lampe in der Hand, öffnete. „Kommſt du endlich?“ ſagte ſie.

„Guten Abend, Chriſtel! Iſt das Fräulein noch auf?“

„Gerade will ſie ſchlafen gehen. Es iſt ja ſpäte Nacht geworden. Wo bleibſt du auch ſo lange? Herr Gott, da iſt ja noch Jemand!“

„Der Philipp, Chriſtel! der junge Herr!“

„Ach, du allmächtige Güte!“

„Ruhig, Chriſtel! Geh und meld' uns dem Fräulein. Gieb mir die Lampe, ich führe den Herrn derweil in unſere Stube.“

Sie verließen den Thurm, der als Hausflur diente, und traten in ein kleines Zimmer. Die Alte trippelte ihnen voran und verſchwand hinter einer Thür. Kaum aber waren ſie mit dem Lichte eingetreten, als von allen Seiten ein Piepen von hundert erwachenden Vogelſtimmen begann. Konrad ſah ſich um. Die Wände des Zimmers waren von oben bis unten mit großen und kleinen Käfigen bedeckt. Es war wie Papageno's Haushalt. Finken und Amſeln, Droſſeln, Zeiſige, Dompfaffen, Grasmücken und Spechte, alles, was ein Wald an gefiederten Bewohnern beherbergt, war hier dutzendweiſe, ſchockweiſe zuſammen geſperrt. Von der plötzlichen Helle erweckt, fuhren die Einen empor, ihr Ruf weckte und erſchreckte die Anderen, und plötzlich ging ein Flattern los, ein Fallen, Stoßen, Beißen, Sichwehren und Flügelſchlagen, ein Tumult im Kleinen, als ob ein ganzes Gefangenhaus in Aufſtand geriethe.

„Immer wunderbarer!“ rief Konrad, indem er bald den Alten anſah, bald die Einrichtung des Zimmers muſterte.

„Das iſt noch immer mein Gewerbe,“ ſagte der Alte. „Sie waren ſonſt ſo gern hier, Philippchen!“

„Und was fangt Ihr mit all den Vögeln an?“

„Nun, ich trage ſie zu Markt und verkaufe ſie. Man kennt mich ſeit lange, und wer in der Gegend Vögel kaufen will, kommt zu mir. Auch die Herrn

von der Naturgeſchichte an der Univerſität da drinnen geben mir immer Aufträge. Damals, als Sie fort gingen, fing ich erſt an, jetzt aber kann ich es, wie Sie ſehen, ſchon ins Große treiben."

Die alte Frau trat wieder ein, mit der Meldung, daß das Fräulein ſogleich kommen werde. „Sie wollte eben zu Bette gehen," ſagte ſie, „kleidet ſich aber wieder an. Der Herr ſoll in das Wohnzimmer eintreten, das Fräulein läßt ihn tauſendmal willkommen heißen!"

„Das Fräulein ſoll ſich ja keine Umſtände machen!" rief Konrad. „Es hat bis morgen Zeit."

Aber die Alte hatte das Zimmer bereits verlaſſen, und Brediko öffnete die Thür des Wohngemaches. „Was denken Sie, junger Herr?" ſagte er. „Sollte das Fräulein bis morgen Ruhe haben, ohne Sie zu ſehen? Hier, treten Sie ein."

Konrad folgte der Aufforderung mit immer ſteigender Befangenheit. Aber hatte ihn das erſte Zimmer durch ſeine wunderliche Einrichtung überraſcht, ſo fühlte er ſich in dem Wohngemache durch den Eindruck angenehmſter Behaglichkeit angeweht. Es war ein nicht großer Raum, mit dem Hausrath einer vergangenen Zeit ausgeſtattet. Ein rieſiger gebohnter Schrank mit Schnitzwerk und großen gedrechſelten Füßen nahm eine ganze Wand ein. An den übrigen Wänden hing in alten ſchnörkeligen Goldrahmen eine Reihe großer und

kleiner gepuderter Ahnen, mit Pfirsichen und Rosen in den Händen. Die einen in hoher Uniform, die anderen in prächtigem Hofkleide, die einen in Oel gemalt, die anderen in Pastell gezeichnet. Die Stühle waren weiß lakirt und mit gebräunten Goldverzierungen, die Polster von schwerem Seidenstoffe, aber verschossen und fast farblos. Auf einem niedrigen Bücherschranke standen chinesische Vasen aus der Rococozeit, ebenso auf den Konsolen, und auf der ausgebauchten Kommode von Nußbaumholz prangte eine große Stutzuhr mit ganzen Schäfer-Scenen von Porcellan-Figuren. In einer tiefen Mauernische befand sich das einzige große Fenster. Hier standen auf einem Tritt ein Armstuhl und ein Nähtisch, und eine Menge von Blumentöpfen. Alles war alt, ergraut, des Glanzes beraubt und durch die Zeit verblichen; aber wie es beisammen stand, gab es einen freundlichen und behaglichen Eindruck. Jetzt machte sich der Alte an der Uhr etwas zu schaffen, und plötzlich begann sie eine verschollene Menuett zu spielen. — „Sehen Sie wohl, Philippchen," sagte er schelmisch, „die Alte kann's auch noch!"

Konrad saß auf einem Stuhle neben der Thür und fühlte Gewissensbisse, daß er der Einladung des Alten gefolgt war. Hier wurde Jemand mit rührender Freude erwartet, und immer näher rückte der Moment, wo die Täuschung sich enthüllen sollte. Sein Herz schlug

lebhaft, er ſuchte ſeine Worte in eine Entſchuldigungsrede zuſammen zu faſſen, und wäre doch am liebſten ſchnell entſchlüpft. Aber zurück konnte er nicht mehr. Mit geſpannter Erwartung betrachtete er die Thür, durch welche das Fräulein eintreten mußte. Wie wird ſie ausſehen? Jung, ſchön, anmuthig? Himmel, gewiß erwartet ſie ihren Geliebten! Er ärgerte ſich faſt, daß er der Geliebte nicht war. Wenn nur wenigſtens die Ausſicht da wäre, es zu werden — vorausgeſetzt, daß ſich Liebenswürdigkeit und Jugend in ihr paarten! Die zwanzigjährige Phantaſie des jungen Mannes begann ihre wunderlichſten Gebilde zu erſchaffen, ohne daß das Gefühl, hier ein unwillkommener Eindringling zu ſein, einer größeren Zuverſichtlichkeit weichen wollte.

Plötzlich öffnete ſich die Thür. Er ſprang auf — und ſofort zwei Schritte zurück. Eine hohe Greiſin mit ſchneeweißen Locken, in der Ehrwürdigkeit ihres ſiebenzigſten Lebensjahrs trat ein. Das war das Fräulein. Sie breitete ihm wirklich, wie ſein Begleiter es vorher geſagt hatte, die Arme entgegen. „Philipp!“ rief ſie, „mein geliebter, braver Junge, komm an mein Herz!“

Konrad war in großer Verlegenheit. Er verbeugte ſich tief und ſtotterte: „Verzeihung, gnädige Frau . . .!“

Das Fräulein war überraſcht über dieſe Begegnung. „Was haſt du, Philipp? Kennſt du deine alte Tante Edelgard nicht mehr?“

„Ich befinde mich in der sonderbarsten Lage, gnädige Frau! Ihr Philipp bin ich nicht, so sehr man es mich auch überreden will, und so wünschenswerth es mir auch sein könnte. Der Alte da ist schuld an dieser Verwechselung, und ich beklage von Herzen meine Thorheit, daß ich mich habe verleiten lassen, mitzugehen."

Die alte Dame gerieth in Bestürzung. „Was ist das?" sagte sie. „Brediko, er ist es nicht?"

„Das geht ins Weite!" rief der Diener. „Jetzt, dachte ich, würde das Läugnen endlich aufhören. Und er ist es dennoch, er will mit uns Komödie spielen. Nein, junger Herr, jetzt ist es genug." — Er ergriff die Lampe, leuchtete dem Gaste ins Gesicht und fuhr fort: „Na, ist er's nicht? Sehen Sie zu, gnädiges Fräulein, ob das ein Anderer ist!"

Das Fräulein forschte aufmerksam in seinen Zügen. Ein leiser Zweifel ging durch ihre Seele, und dennoch schien sie noch nicht darauf verzichten zu können, den lieben Erwarteten vor sich zu sehen. „Philipp!" sagte sie zögernd, „wenn du es bist, dann spiele nicht mit mir!"

„Gnädige Frau!" sagte er, „ich bin verurtheilt, in diesem Augenblicke die lächerlichste Rolle von der Welt zu spielen! Und zugleich fühle ich, wie beneidenswerth der Glückliche ist, für den ich genommen werde. Nochmals, ich bin nicht Ihr Philipp, ich darf Ihre Güte

nicht mißbrauchen, ich kenne weder dieſes Haus, noch ſeine liebenswürdigen Bewohner, noch bin ich jemals in dieſer Gegend geweſen. Ich heiße Konrad Heß, bin Gärtner, komme in dieſe Gegend, um ..."

„Potz Kuckuck und Wiedehopf!" ſchrie der Alte. „Verzeih' mir das gnädige Fräulein, daß ich ſo unchriſtlich fluche, aber das iſt nicht länger auszuhalten!" — Er nahm ein Bild von der Wand und reichte es dem jungen Fremdling, während die alte Dienerin die Lampe ergriff und ihm leuchtete. „Na, erkennt der Herr ſich endlich ſelber wieder, oder hält er mich noch immer für einen Eſel?"

Es war eine ſonderbare Gruppe, welche mitten im Zimmer ſtand. Das Fräulein und die beiden alten Diener betrachteten ihren Gaſt mit Erſtaunen, Verwunderung, die beiden letzteren mit noch nicht aufgegebener Ueberzeugung, daß ſie ſich nicht täuſchten, während Konrad überraſcht ſein eigenes Geſicht im Bilde anſtarrte. Die Aehnlichkeit war in der That eine ſehr merkwürdige. Zwar ſchien es dem jungen Manne, als ſei der Bart ſeines Doppelgängers ein wenig ſtärker, aber ſonſt glichen ſich Mund, Naſe, Stirn, Haar, der ganze Ausdruck in auffallender Weiſe. Sogar die Kleidung war ähnlich, denn auch der junge Mann auf dem Bilde trug eine grüne Bluſe. — „Das iſt erſtaunlich!" ſagte Konrad. „Aber halt! hier iſt ein ſchlagendes Unter-

ſcheidungszeichen, das Ihnen nur beim Abendlichte entgehen konnte. Ihr Philipp hat dunkelbraune Augen, ich dunkelblaue!“ Die drei Alten ſteckten die Köpfe über dem Bilde zuſammen, die Lampe wurde nochmals dicht an Konrads Geſicht gebracht, um zu vergleichen, und es fand ſich, daß es mit der Verſchiedenheit der Augen ſeine Richtigkeit habe. Aber die würdige alte Trias vermochte nicht ſo leicht von ihrem Erſtaunen zu ſich zu kommen. — „Daß man bei ſo einer Aehnlichkeit einen Narrenſtreich vermeiden ſoll, iſt nicht zu verlangen!“ rief Brediko. „Sehen Sie ihn ſelbſt an, gnädiges Fräulein, kann ein gewöhnlicher Gärtner ſo ein Ausſehen haben, wie der Herr da? Von dem Philipp iſt's zu erwarten, daß er auch in der Arbeitsbluſe noch vornehm genug ausſehen werde, aber von einem Anderen konnte ich das nicht glauben, noch dazu bei dieſer Aehnlichkeit. Herr Gott! es will mir noch immer nicht in den Kopf, daß es einen dem Philipp ganz gleichen Menſchen geben ſoll, und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn der junge Menſch da plötzlich ſagte: Ich habe Euch genarrt, ich bin der Philipp!“

„Gebt Euch zufrieden, lieber Alter! Was ich Euch ſchon unten in der Schmiede ſagte, behaupte ich noch immer. Und Sie, gnädige Frau, bitte ich um Vergebung für meinen ſpäten Ueberfall, an dem ich nur zur Hälfte ſchuldig bin. Es thut mir leid, Ihre Nacht-

ruhe gestört zu haben; ich ziehe mich zurück, um nicht länger lästig zu fallen."

„Bleiben Sie, junger Mann!" sagte das Fräulein. „Ich werde einen Gast nicht von mir gehen lassen, der durch den dienstfertigen und gutmüthigen Irrthum meines alten Dieners in ein unbequemes Abenteuer gelockt worden ist. Ich kann trotz der Enttäuschung nicht umhin, Sie mit Freude zu betrachten, denn Sie vergegenwärtigen mir einen Jüngling, den ich wie meinen Sohn liebe. Sie werden sich daher gefallen lassen, daß wir Sie wie unseren Philipp aufnehmen. Christel, besorge Philipps Zimmer, und du Brediko, decke den Tisch. Unser Gast muß freilich mit kalter Küche fürlieb nehmen."

Konrad suchte vergebens alle Bemühungen abzulehnen. Der Tisch wurde mit frugaler Kost und einer Flasche Landwein besetzt.

„Gestatten Sie, gnädige Frau," begann Konrad — denn er hatte vergessen, daß er in der würdigen Dame ein Fräulein vor sich habe — „gestatten Sie, daß ich Ihnen endlich sage, wer ich bin, damit dieser brave Alte über meine Person beruhigt werde. Meinen Namen, Konrad Heß, habe ich schon genannt. Ich bin Gärtner und komme vom Rhein . . ."

„Auch das ist ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen," unterbrach ihn das Fräulein.

„In der That, der Zufall ſpielt in eigner Weiſe mit mir. Ich habe meine Lehr- und Wanderjahre hinter mir und denke mich ſelbſtändig niederzulaſſen.“

„So jung?“

„Ich bin doch ſchon zwanzig Jahr vorüber.“

Das Fräulein lächelte und Konrad erröthete. Es war ein Gemiſch von Jugendlichkeit und früher Reife in ſeinem Charakter, und ſo fühlte er beſchämt, daß er nichts Kluges geſagt habe. Die Dame kam ihm zu Hülfe: „Sie haben ſehr zeitig in Ihrem Gewerbe — oder in Ihrer Kunſt ausgelernt.“

„Ausgelernt wohl noch lange nicht!“ meinte Konrad. Wann lernte man ganz aus? Auch bin ich nicht von Haus aus Gärtner, meine Hauptlehrzeit ſoll darin erſt beginnen. Meine bisherigen Studien waren vorwiegend wiſſenſchaftliche. Ich hatte einen vortrefflichen Vater, der als Schulmann meinen Unterricht ſelbſt leitete, und ſo konnte ich mit ſechzehn Jahren die Univerſität beziehen, um die Naturwiſſenſchaften zu ſtudiren. Botanik, Chemie, Boden- und Pflanzenkultur wurden meine Lieblingsbeſchäftigung, und da dieſe Studien ohne eine praktiſche Anwendung kaum zu denken ſind, gab ich den Plan, ſelbſt an einer Univerſität zu lehren, auf, und beſchloß vorerſt die Gärtnerei zu lernen. Ein Jahr bereits bin ich umhergereist, habe mich in Deutſchland, Italien, England umgeſehen, indem ich mich hier

und da, wo es mir nützlich schien, in die Lehre gab. Und jetzt ist meine Absicht, mich hier anzukaufen, um mancherlei Pläne selbständig auszuführen."

„Und darf man fragen, was Sie gerade in diese Gegend lockte?"

„Einmal die benachbarte Universitätstadt mit ihrem botanischen Garten. Aber das war doch nicht der erste Grund. Meine Schwester ist in der Stadt an einen Zimmermeister verheirathet. Da mein Vater vor drei Jahren, zu früh für mich, starb, wurde der Schwager Debald mein Vormund. Er und die Schwester kannten meine Pläne, und so schrieben sie mir, daß hier in Staffelburg ein Grundstück mit Gewächshäusern und allem Zubehör verkauft werden sollte. Vor einigen Tagen kam ich bei den Geschwistern an, und so gelangte ich — freilich in eigenthümlicher Weise — hierher, um das Ausgebotne in Augenschein zu nehmen."

Brediko schüttelte noch immer verwundert den Kopf und forderte den Gast durch ein Zeichen auf, das Glas zu leeren.

„Vielleicht findet dieser Grund und Boden Ihren Beifall," sagte das Fräulein nachdenklich.

„Darf ich fragen, ob Sie selbst die Verkäuferin sind?"

„Nein, keineswegs!" rief sie schnell. Das Grundstück gehört zwar einem Zweige meiner Familie, doch habe

ich nichts damit zu thun. Allein, gesteh ich's nur, ich hing eben einem alten Lieblingsgedanken nach. Ich dachte mir Philipp als den Besitzer —"

„Ich stehe gerne zurück, gnädiges Fräulein, wenn ich dadurch in Ihrem Interesse handeln kann. Noch habe ich keine Unterhandlungen begonnen."

„Beginnen Sie sie unbeeinträchtigt! Philipp ist nicht in der Lage, jetzt schon zu kaufen. Darüber können noch lange Jahre hingehen. Aber man hat so leise unerfüllbare Wünsche, die keine Hoffnungen sein wollen."

„Gestatten Sie mir die Frage, gnädiges Fräulein: Ist Philipp auch Gärtner?"

„Nein, er ist Maschinenbauer. Könnte er da unten bauen, so müßte ich mir seine rauchenden Schornsteine gefallen lassen — das wäre nicht eben angenehm, ich würde hier oben wie in einer Räucherkammer sitzen. Um so mehr soll es mich freuen, einen Botaniker zum Nachbar zu bekommen, denn die Gärtnerei ist sehr mein Spielzeug. Und wenn der Nachbar nun gar ein Doppelgänger Philipps ist, und dabei so brav und wacker, wie er sich hier gibt, so kann ich ihn vorerst als einen Ersatz für Philipp willkommen heißen."

„Es hat ebenso viel Angenehmes als Demüthigendes für mich," entgegnete Konrad, „mich in dem Strahle zu sonnen, der von dem beglückten Philipp auf mich fällt."

„Ah! Sie ſind auch ſtolz, junger Mann? Das gefällt mir. Nein, es iſt nicht nur die Aehnlichkeit mit Philipp, die bei mir für Sie ſpricht. Sie haben ein Streben, Sie wollen lernen, ſich wiſſenſchaftlich fördern, wo hundert andere Jünglinge Ihres Alters leichtfertiger ins Leben ſehen würden. Gebe Gott, daß ſich Alles ſo geſtaltet, wie Sie wünſchen! Doch genug, heute nichts mehr davon. Sie müſſen müde ſein. Schlafen Sie den glücklichen Schlaf der Jugend unter meinem beſcheidenen Dache. Gute Nacht!“

Konrad war ganz bezaubert von dem Weſen der alten Dame. In ihren Geberden war die altväteriſche Zierlichkeit einer vergangenen Zeit gepaart mit einer feinen und wahren Vornehmheit. Es vereinigte ſich in ihr vollendete Herzensgüte und ungeſchwächte Lebendigkeit des Geiſtes mit der Würde des Greiſenalters. Er hatte ſeine Erwartung einer jungen Dame längſt vergeſſen und fühlte ſich von der Liebenswürdigkeit des alten Fräuleins lebhaft angeſprochen. Er ergriff ihre Hand, und ſie ließ es geſchehen, daß er dieſelbe an ſeine Lippen führte.

Brediko zündete ein Licht an und führte den Gaſt in Philipps Zimmer. Es lag, wie die übrigen bewohnbaren Räume der Burg, im Erdgeſchoß. Auch hier geſchnörkelter und gebräunter alter Hausrath aus der Zopfzeit, vor Allem aber ein großes Himmelbett mit

buntgeblümten Vorhängen. Der alte Diener war nicht mehr so zuthulich, wie vor einer Stunde, und schüttelte noch alle fünf Minuten den Kopf. Doch wünschte er Konrad sehr höflich eine gute Nacht, als er sich zurückzog. — Der junge Mann war nach all den Strapazen des Tages zu ermüdet, um noch gar zu lange über sein sonderbares Nachtquartier nachzudenken. Er vertraute sich dem sauberen Lager an, und als er sich eben noch zum Bewußtsein bringen wollte, daß er dasselbe auf einer halb verfallenen Burgruine gefunden habe, überraschte ihn der Schlaf.

Er wußte nicht, wie lange er geschlafen, als er plötzlich erwachte. Der Mond schien hell in das Fenster. Er vernahm ein eigenthümliches Geräusch an der Thür, wie von umhertappenden Händen. Schlaftrunken fuhr er auf, und da das Geräusch aufhörte, schloß er die Augen von Neuem. Nach einer Weile aber begann das Tappen, Suchen und Scharren mit verdoppeltem Eifer. Seine Lebensgeister wurden wach, er erhob sich und horchte. Gleich darauf ward die Thür geöffnet, und eine dunkle, zerlumpte Gestalt trat ein.

Nun, daß es hier oben spuken würde, hätte ich voraussehen können! dachte Konrad. Er war zwar ohne Furcht, aber ein Schauer überrieselte ihn dennoch, als er das schwarze Gespenst im Mondschein vor sich sah. „Wer da?“ rief er, und wollte aus dem Bette springen.

„Pſt! pſt! Philippchen, der arme Nickelhans iſt's, er thut dir nichts zu Leide! Bleib liegen, Kindchen, bleib liegen! Ich weiß, daß du's biſt!"

Konrad erkannte die Stimme des Bettlers. „Was wollt Ihr?" rief er. „Geht nach Hauſe!"

„Der arme Nickelhans hat kein Haus, Philippchen."

„Wenn Ihr ein Nachtlager ſucht, ſo ſetzt Euch da in den Lehnſtuhl und laßt mich in Ruhe! Ich will Euch ein Kiſſen abgeben, obgleich man mir im Hauſe wenig Dank dafür wiſſen wird."

„Nein, Philippchen, nein! Will ſchon ein anderes Lager finden. Bleib liegen, mein Kind! Komme nur, um dir zu ſagen, daß ich für dich geſorgt habe."

„Warum nicht gar! Nickelhans, verlaßt das Zimmer, geht!"

„Pſt! pſt! nachher!" — Der Bettler ſetzte ſich auf die Bettkante und ſtrich mit der Hand über Konrads Locken. „Alles ſicher aufgehoben!" fuhr er in flüſterndem Tone fort. „Alles verwahrt! Der Bruno hat's genommen, nicht du! Aber der Bruno ſoll's nicht haben, ich geb's ihm nicht. Vergraben hab' ich's, ſchweres Geld! Vergraben hab' ich's. Aber ſag's Keinem! Wenn der Nickelhans ſterben will, dann wird er's ſagen, wo's liegt. Ganz verſteckt liegt's, ganz verſteckt. Der Bruno iſt böſe! Jetzt haben ſie ihn weggeführt, weil er den Verwalter erſchlagen hat. Ja, die Frau

iſt hübſch und hat den Bruno eingelaſſen, aber der Mann wollt's nicht leiden. Bekommt das Geld nicht, der Bruno! Vergraben hab' ich's, feſt vergraben, und für dich, für mein Philippchen hab' ich's vergraben!"

Konrad machte noch einen Verſuch, den Bettler von ſeinem Lager zu entfernen, aber er war nicht wegzubringen. Fort und fort dauerte ſein flüſterndes Faſeln von vergrabenen Schätzen, vom Bruno, von der Frau des Verwalters und wiederum von vergrabenem Gelde. Ermüdet, wie er war, fühlte Konrad bei dieſem eintönig finſteren Wiegenliede den Schlaf über ſeine Sinne kommen. Ein Halbtraum erfüllte ſeine Phantaſie mit all den Abenteuern eines erſchöpfenden Tages. Er ſah ſich noch einmal mit dem Bettler unter dem Felſen ringen, ſah ſich in der Schmiede am Feuer, ſah ſich in den Trümmern der Burg verirrt. Bald war er der Philipp, bald war er der Nickelhans, bald wollte er das Fräulein heirathen, bald war er im Streit mit der unbekannten Majorin. Plötzlich fuhr er auf. Der Bettler war aus dem Zimmer verſchwunden. Konrad tappte nach dem Nachttiſche, auf den er ſeine Uhr, ſeinen Geldbeutel und ſeine Brieftaſche gelegt hatte. Alles fand ſich richtig am Orte. Er verriegelte die Thür, und warf ſich wieder auf das Lager. Bald ſchlief er feſt und wurde bis zum Morgen von keinem neuen Abenteuer heimgeſucht.

Drittes Kapitel.

Die Trümmer der alten Burg, die dort im Morgenglanze über dem ſonnigen Thale ragen, das ſtattliche Schloß im Renaiſſanceſtyl, umgeben von den dichten Baumwipfeln des Parks, und endlich jenes nüchterne Wohn- und Wirthſchaftshaus mit dem rothen Dache, bezeichnen die drei Entwicklungs-Epochen der Familie Staffelburg. Raubadel aus der eiſernen Zeit des Fauſtrechts, glänzender Hofadel des achtzehnten Jahrhunderts, endlich ſchaales Krautjunkerthum eines herabgekommenen Geſchlechtes. Ein Theil der Träger des alten Namens hatte noch den Glanz des Hauſes geſehen. Der vor zehn Jahren verſtorbene Freiherr von Staffelburg bewohnte, als ein reicher, angeſehener Mann, das Schloß. Aber unfähig, ſeine ſtandesgemäßen Leidenſchaften zu zügeln, und vorzüglich durch die ſinnloſe Verſchwendungswuth ſeiner Gemahlin verführt, ſah er ſeine bis dahin geordneten Verhältniſſe ſich verwirren. Einſchränkung gab es weder für ihn, noch für ſie, und je mehr der Wohlſtand ſank, deſto leichtſinniger wurde gewirthſchaftet und gelebt. Man weckte ihn eines Tages durch die Nachricht, daß er völlig ruinirt ſei. Schulden über Schulden mußten gemacht werden, um das glänzende Leben fortzuſetzen. Der Freiherr ſtarb in einem Augenblicke, da die erzürnten Gläubiger ihren letzten

Reſt von Nachſicht und Geduld aufgegeben und die Gerichte zu Hülfe gerufen hatten. Die Baronin, die in ihrer Leichtfertigkeit einen ſolchen Tag für unmöglich gehalten hatte, kam außer ſich vor Verzweiflung und Wuth gegen das Schickſal. Das Schloß, der Park, der ganze Beſitz wurde gerichtlich verkauft und die Schulden abgetragen. Es blieb der ſtolzen, hochmüthigen Frau nur eine ſehr geringfügige Summe, von der ſie kaum ein Jahr leben zu können glaubte. Indeſſen wußten wohlmeinende Freunde ſie dahin zu beſtimmen, daß ſie eins der entfernter liegenden Wirthſchaftsgebäude wieder an ſich brachte, um mit ihren Kindern von den ſehr dürftigen Einkünften darin zu leben. Mit ungebeugtem Stolz, aber verbittertem Herzen, begann ſie eine kleine Oekonomie, und ſuchte durch Verkauf der Wirthſchaftsprodukte ihre Verhältniſſe aufrecht zu erhalten. Aber völlig unfähig zur Arbeit, unfähig, zu entſagen, ſparſam zu ſein und ihren Launen zu gebieten, konnte ſie ihre Einnahmen und Ausgaben nie in ein Gleichgewicht bringen. Zerrüttung und Elend waren die Folge. Ihr Charakter, von jeher ohne ſittliche Grundlage, entwürdigte ſich zuſehends, und wunderlich geberdete ſich ihr Hochmuth und ihr Feſthalten an den alten Vorurtheilen. Sie verſcherzte ſich Achtung und Liebe durch eigne Schuld.

In der verſchwundenen Glanzzeit des Hauſes lebte

eine Tante des Freiherrn, das Stiftsfräulein Edelgard von Staffelburg, mit in dem Familienſchloſſe. Sie hatte ihr eigenes bedeutendes Vermögen, und führte in einem Flügel des Schloſſes ihren eigenen Haushalt. Fräulein Edelgard war das gütigſte, liebevollſte und edelſte Geſchöpf, das ſich denken ließ, und dennoch konnte ſie es zu keiner inneren Gemeinſchaft mit den Ihrigen bringen. Sie ſah den immer drohenderen Ruin des Hauſes mit Schrecken und hielt es für ihre Pflicht, der Familie Vorſtellungen darüber zu machen. Der Freiherr hielt große Stücke auf ſie, hörte ihre Ermahnungen an und erkannte mit Entſetzen die Wahrheit ihrer Beobachtungen. Allein fortgeriſſen von dem Leichtſinn der Baronin, vergaß er ſie eben ſo ſchnell. Die letztere ſetzte etwas darein, allen Ermahnungen und Vorſchlägen Edelgards zum Trotz zu handeln, und bald kam es zum völligen Bruche zwiſchen den Frauen. Die Baronin begann das Fräulein, als den Widerpart aller ihrer Freuden, auf das bitterſte zu haſſen und zu verfolgen. Sie verbot ihren Kindern allen Verkehr mit der Tante, verleumdete ſie bei ihrem Gemahl, und brachte ſich, ohne daß das Fräulein irgend etwas dazu that, in die unverſöhnlichſte Feindſchaft. Die beiderſeitige Dienerſchaft folgte dem Beiſpiel der Herrſchaft, und ſo war das Schloß in zwei Parteien geſpalten, welche mit einander wetteiferten, ſich die größten Nichts-

würdigkeiten nachzusagen. Da brach die financielle Krisis über den Freiherrn aus. In seiner Verzweiflung wandte er sich an Edelgard. Sie sagte für ihn gut, zahlte für ihn, und verlor mit seinem Tode fast all das Ihrige. Sie ertrug den Verlust mit Standhaftigkeit und Ruhe. An ein Zusammenleben mit ihrer Nichte, der Baronin, war nicht zu denken, und so verkaufte sie alles Entbehrliche, ließ einen kleinen Theil der alten Staffelburg nothdürftig herstellen, und nistete sich gelassen in den Trümmern ihres uralten Stammhauses ein. Das Wenige, was sie von ihrem Hausgeräthe aus dem Concurs gerettet hatte, benutzte sie, um die kleinen Räume ihres neuen Asyls behaglich auszustatten. Je unglücklicher und gekränkter die Baronin sich über das Mißgeschick fühlte, desto liebenswürdiger und hochherziger wußte sich Edelgard darein zu schicken. Von jeher an Einsamkeit gewöhnt, führte sie auf ihrer Burg in Gesellschaft zweier alten Diener ein einfaches, mäßiges und höchst sparsames Leben, und konnte nicht umhin, sich glücklich darin zu fühlen. Hatte sie jemals Standesvorurtheile gehabt, so waren dieselben entweder nicht sehr ausgeprägt gewesen, oder durch den plötzlichen Wechsel völlig erschüttert worden. Wurde die Baronin in der Umgegend gehaßt, so lebte Edelgard in allgemeiner Liebe. Nicht allein jeder Arme oder Hülfsbedürftige fand eine Unterstützung aus ihren geringen

Mitteln, auch bei Krankheiten, Widerwärtigkeiten und zweifelhaften Fällen aller Art zeigte sich Edelgard als Beratherin und hülfreiche Freundin. Ob hoch, ob niedrig, war für sie gleichgültig, sie verkehrte mit Allen auf demselben Fuße. Ihr bescheidenes Asyl zwischen den Trümmern der Staffelburg war seit langer Zeit der Wallfahrtsort, wo Hunderte von Menschen Rath und Trost fanden. Sie prunkte mit keiner Frömmigkeit, wußte nichts von jener Ostentation, in welcher sich sonst wohl barmherzige Schwestern gefallen. Sie lebte in heiterer Klarheit einer guten, reinen Seele, und was sie that, das geschah gütig, menschlich und natürlich.

Diese Lebensart trug nicht dazu bei, sie der Baronin näher zu bringen. Im Gegentheil lebten beide in ganz ausgesprochener Trennung und Entfremdung. Die Baronin hegte (oder heuchelte) und verbreitete die Vermuthung, das Fräulein habe einen großen Theil des Vermögens für sich gerettet, und verwahre an Juwelen und alten Schmucksachen unermeßliche Schätze. Diese Ansicht brachte sie auch ihren Kindern bei und erzog sie in bittrem Hasse gegen die bösartige, geizige alte Tante.

Die Erziehung dieser Kinder war die schlechteste und verwahrloseste, die sich denken ließ. Die Baronin hatte fünf Kinder. Die älteste Tochter, Adelheid, war noch in der Zeit des Glanzes an einen Officier, Herrn von Bibern, verheirathet worden. Sie galt für eine

kalte Schönheit, vornehm, abstoßend, und bekümmerte sich, obgleich in günstiger Lage, wenig um die Zerrüttung ihrer Familie. Ein eigener Unstern schwebte über den drei Söhnen der Baronin. Für diese hatte sie, obgleich das völlig gegen ihre Mittel war, einen Hofmeister genommen. Doctor Tollander jedoch konnte bei den besten Absichten weder auf den Charakter der Söhne einwirken, noch auch ihrer Bildung zu Hülfe kommen, denn die Lehren und das Beispiel der Mutter zerstörten Alles, was er mit Mühe und Aufopferung an seinen Schülern that. Kaum war der älteste, Danko mit Namen, aus dem Hause entlassen, als er, ein junger Officier, sich dem sinnlosesten und ausschweifendsten Leben hingab. Es war als ein Glück anzusehen, daß er nach kurzer Zeit im Duell erschossen wurde. Der zweite Sohn, Bruno, war eine noch schlimmere und gefährlichere Natur, denn in ihm paarte sich aristokratischer Hochmuth mit niedriger Verstecktheit und früher Neigung zu jedem Laster. Durch Schmeichelei wußte er sich zum Liebling der Mutter zu machen. Und zwar wurde ihre Bevorzugung und Liebe eine so blinde, daß sie ihm gegen jede Beschuldigung Recht gab. Man konnte keinen bösartigeren und hämischeren Burschen finden, als den sechzehnjährigen Junker Bruno. Sein Hofmeister hatte unsäglich durch ihn zu leiden. Schon lange wäre Tollander aus dem Hause gegangen, wenn

er nicht in Philipp, dem jüngſten der Knaben, einen Erſatz gefunden hätte, der ihm durch liebevolle Hingabe die unausſtehlichſte Lage vergeſſen ließ. Philipp war ein ſchöner, begabter und mit den beſten Eigenſchaften des Herzens und Charakters ausgeſtatteter Knabe. Er hing mit Leidenſchaft an ſeinem Lehrer. Dieſer aber ſah, daß der Knabe bei allen ſeinen Vorzügen doch zugleich gefährliche Gaben beſaß, die ihn, wie ſeine Brüder, nur nach anderer Seite hin, ins Verderben ſtürzen konnten. Abgeſehen von dem Familienſtolz und der angeborenen Herrſchſucht, beſaß Philipp eine raſche Erregbarkeit, einen wilden Ungeſtüm, der ihn fähig machte, im Moment das Beſte wie das Schlimmſte zu thun, je nachdem die Gelegenheit ſich bot. Es war nun das eifrigſte Streben Tollanders, dieſe Eigenſchaften zu zügeln und die edlen Regungen des Knaben zu wecken. Und es gelang ihm dies in einer Weiſe, daß er die beſten Hoffnungen für ſeine Zukunft hegte. Vor allen Dingen war er darauf bedacht, in Philipp die Luſt zu einer Lebensthätigkeit anzuregen, die auf wirkliche Arbeit, auf menſchliche Tüchtigkeit gegründet wäre. Tollander hatte vorzügliche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, und indem er ſeinen Schüler darin zu fördern ſuchte, zeigte ſich, daß derſelbe an der Mathematik und den übrigen exacten Wiſſenſchaften Geſchmack fand. Einmal, auf einem Ausfluge in die Gegend, beſuchten

Lehrer und Schüler eine Maſchinenfabrik. Der Eindruck auf den Knaben war ſo bleibend, daß er ſeinem Lehrer erklärte, er wolle Maſchinenbauer werden. Tollander bat ihn, vorerſt nicht davon zu ſprechen, aber von nun an hatte er ein Ziel vor Augen, und um zu demſelben zu gelangen, ſuchte er ſich einen Bundesgenoſſen.

So fremd Edelgard und die Baronin auch zu einander ſtanden, ſo erhielten ſie durch Unterhändler dennoch der Nachrichten genug, um in ſteter Bekanntſchaft aller Verhältniſſe zu bleiben. Tollander war ein Freund des alten Stiftsfräuleins. Durch ihn erfuhr ſie, was ſie über ihre Familie erfahren wollte. Es ſchmerzte ſie tief, an ihren Großneffen die Sünde der Eltern heimgeſucht zu ſehen, und ſie trauerte, nichts für ſie thun zu können. Mit um ſo beglückterem Ohr hörte ſie von den Hoffnungen, welche Tollander auf Philipp ſetzte. Sie beſchloß den Verſuch, dieſen Knaben zu retten. Nach einem Spaziergange brachte der Lehrer ſeinen Schüler ohne Wiſſen der Baronin zu Fräulein Edelgard. Die geheim gehaltenen Beſuche wiederholten ſich, und bald wurde Philipp von der Liebenswürdigkeit ſeiner Großtante ſo hingeriſſen, daß er ſie wie ein höheres Weſen verehrte. Edelgard ihrerſeits liebte den Knaben wie ihr eigenes Kind, und konnte kaum mehr einen Tag ohne ihn leben. Da die Baronin ſich wenig um ihren

Jüngsten bekümmerte, wanderte derselbe unbemerkt täglich ein paar Mal nach der Staffelburg, und wurde in kurzer Zeit hier heimischer, als bei seiner herzlosen Mutter. Was Edelgard und Tollander ihm sagten, galt ihm für unumstößliche Wahrheit. Und so nahm er es als eine Thatsache, als beide ihm eines Tages erklärten, daß er in die freie schöne Welt gehen und Maschinenbauer werden sollte. Dies war insgeheim beschlossen worden, und die Verbündeten versprachen sich, dem Knaben eine glückliche Zukunft zu schaffen, und gälte es, ihn seiner Mutter zu rauben.

Bald jedoch sollten sie in die Besorgniß versetzt werden, ihren Plan scheitern zu sehen. Die Tochter der Baronin, Frau von Bibern, schrieb nämlich, daß ihr Mann seinen jungen Schwager Philipp in ein Cadettenhaus zu bringen beabsichtige. Sie übersandte der Mutter zugleich, und zwar zum Erstenmal, eine Summe von zweihundert Thalern, die zum Theil benutzt werden sollte, den Bruder auszustatten. Die Baronin war hoch erfreut, und willigte in Alles ein. Philipp durfte seine Bestürzung nicht laut werden lassen. Doch zeigte sein Wesen, daß er keine Lust zum Soldatenstande habe. Die Baronin und Bruno spotteten und höhnten ihn aus, warfen ihm Furcht vor den Waffen vor und schalten ihn einen Feigling. Der Knabe war zum Aeußersten gebracht. Sein Ehrgefühl

und ſein Stolz trieben ihn, die Beſchuldigungen der Mutter und des Bruders Lügen zu ſtrafen, und von Ehrgeiz geſtachelt, war er faſt auf dem Punkte, den Planen der Tante und des Lehrers abtrünnig zu werden. Da veränderte ein Tag die Lage der Dinge vollkommen.

Ein furchtbarer Lärm erhob ſich eines Abends im Hauſe der Baronin. Man ſah den zerlumpten Bettler Nickelhans heimlich aus der Thür ſchleichen. Man hörte Bruno's rohe Stimme, man hörte ein wüthendes Toben der Baronin und begütigende Worte des Hofmeiſters. Viele vernahmen den Lärm unter dem niedrigen Dache, Einige behaupteten, das Wort „Dieb“ wiederholt aus dem Munde der Baronin vernommen zu haben, Keiner aber wurde über den Sachverhalt aufgeklärt. In ſpäter Stunde noch eilte Tollander aus dem Hauſe, und ſchritt nach der Burg hinauf. Er kehrte niemals unter das Dach der Baronin zurück. Am andern Morgen war Philipp verſchwunden. Es hieß, er ſei davon gelaufen.

Nach einem Jahre kam die Nachricht, der Knabe ſei in der Fremde geſtorben. Man wußte nicht, wer ſie gebracht hatte. Manche Neugierige ſprachen der Baronin ihr Beileid aus, in der Hoffnung, etwas über Philipps Schickſal zu erfahren. Aber die Baronin äußerte kalt und verächtlich, daß ſie den Tod des Sohnes nicht beklage, da ſie aufgehört habe, ihn als ſolchen zu betrachten.

So war ihr Haus nur auf zwei Kinder beſchränkt, auf Bruno und ihre jüngſte Tochter Suſanne. Dieſe wuchs wild und ſchlecht geleitet auf. Sie brachte der Mutter keine Zärtlichkeit, keine Schmeichelei entgegen, und wurde von ihr in hohem Grade vernachläſſigt. Suſanne war ſchon als Kind heftig, ungeſtüm, wild und zügellos, wie ihre Brüder. Den Haß gegen die bösartige Großtante hatte ſie von der Mutter eingeſogen. Sie ſpie vor den alten Dienern derſelben aus, oder warf mit Steinen nach ihnen, wenn ſie vorüber gingen. Sie war kein liebenswürdiges und überdies ein grenzenlos verwahrloſ'tes Kind. Ihre Mutter, beſchränkt und leichtfertig wie in allen Dingen, dachte weder an die Erziehung noch an die Zukunft des Mädchens, und ließ es bei den alleroberflächlichſten Lehren bewenden. Suſanne war wild und unbändig wie ein Knabe. Im Stalle bei Knechten und Mägden ſitzen, ſich mit ihrem großen Hunde jagen, auf Feld und Wieſen laufen, und auf dem hohen Heuwagen heimkehren, das war ihre Lieblingsbeſchäftigung und zum Theil ihr Tagewerk. — Den Platz bei der Mutter behauptete Bruno. Er hatte nichts gelernt, war nichts, trieb nichts, und es ſtand zu erwarten, daß es immer ſo bleiben werde. Die Mutter redete ſich ein, daß er zu ihrer Hülfe in der Wirthſchaft thätig ſei. Dieſe Hülfe beſchränkte ſich darauf, ihre geringen Einkünfte

mit Schnelligkeit auszugeben. Sie konnte ihm nichts versagen, und er wußte, daß er ihr durch zärtliches Schmeicheln Alles abzugewinnen vermochte. Er wurde der verrufenste Bursche der ganzen Gegend, trieb sich auf der Jagd umher, verführte, spielte, trank und machte Schulden, ohne die Absicht, sie jemals zu bezahlen. Durch sein Zuthun ging der letzte Besitz der Baronin verloren, Mangel und Noth wurden fühlbar, und bald hatte es jeder Dorfbewohner besser, als die freiherrliche Familie von Staffelburg. Das schöne große Stammgut der Familie war parcellirt und an verschiedene Besitzer übergegangen. Unter den Augen der Baronin war das Schloß in eine Bierbrauerei verwandelt worden, und schwarzdampfende Feueressen ragten hoch über die Wipfel der Bäume. Die alten Eichen des Parks hatte man zum Theil niedergeschlagen und als Nutzholz verkauft. Ein anderer Theil des Parks und anliegenden Bodens war einem Gärtner zugefallen. Hier erhob sich ein neues Haus, Gewächshäuser und Mistbeete zeigten, daß Gartenkunst und Nutzgärtnerei vereinigt werde. Selbst das Haus, in welchem die Baronin wohnte, konnte kaum noch ihr Eigenthum genannt werden. Es war durch ihre und ihres Bruno Wirthschaft übermäßig verschuldet, in schlechtem Zustande, und über lang oder kurz mußte der Tag kommen, wo sie auch aus diesem letzten Besitzthum vertrieben

wurde. Aber die hochfahrende Frau war weit entfernt, ihr ſelbſtgeſchaffenes Elend tiefer zu faſſen, oder es in dieſem Sinne zu begreifen. Sie maß ſich ſelbſt keine Schuld bei, ſondern fühlte ſich vom Schickſal, wie von den Menſchen tief beleidigt, und lebte in Mißgunſt, Neid, Haß, Verleumdung und ungebeugtem Eigendünkel. Was ihr über Bruno zu Ohren kam, glaubte ſie entweder nicht, oder betrachtete es entſchuldigend als ſtandesgemäße Lebensluſt. Von Philipp war niemals die Rede.

Zehn Jahre waren vergangen, ſeitdem die Familie Staffelburg ihr väterliches Schloß hatte verlaſſen müſſen. Junker Bruno hatte um dieſe Zeit ein Verhältniß mit der Frau des Verwalters auf einem benachbarten Gute. Der Mann überraſchte ihn, und ſtürzte ſich wüthend auf den Beleidiger ſeiner Hausehre. Sie rangen in tödtlicher Rache und wilder Nothwehr. Bruno ſtreckte den Verwalter zu Boden, und als derſelbe ſich wieder aufraffte, ſchlug er mit dem Flintenkolben nach ihm. Der Verwalter ſtürzte für todt nieder. Bruno wurde als Mörder ergriffen und den Gerichten übergeben. Als die Baronin dieſe Nachricht erfuhr, wurde ſie vom Schlage getroffen, und ſtarb noch deſſelben Tages. — Aber die Wunde des Verwalters erwies ſich nicht als tödtlich, und Bruno's Strafe ward gemildert. Fräulein Edelgard litt tief unter dieſem letzten jähen Sturz, der ihre Familie vernichtete. Sie wollte ſich Suſannens,

des vereinſamten Kindes, annehmen, ſchon aber war die Majorin von Bibern angekommen und erklärte, daß Suſanne unter ihrem alleinigen Schutze ſtehe. Dies war ſeit etwa drei Wochen die Lage der Dinge in Staffelburg, als Konrad Heß dort einwanderte.

Viertes Kapitel.

Einige Tage darauf ſchritten zwei ältere Herren von der Stadt her durch die Wieſen, und näherten ſich dem Park, der das ehemalige Schloß umgab. Es war der Profeſſor Tollander, ſeit mehreren Jahren als Lehrer der Naturwiſſenſchaft an der Univerſität thätig, und ſein Bruder, der penſionirte Hauptmann. Sie hatten die Wieſen verlaſſen, und traten in den Park ein. Der Profeſſor trug einen großen Strauß von Pflanzen, die er unterwegs geſammelt, in der Hand. Indem er die Haſelbüſche auseinander bog, um nach einer Staude zu ſuchen, die hier zu wachſen pflegte, flog ein Vogel auf. „Sieh da, eine Blaumeiſe!“ rief er. „Sie wird hier ihr Neſt haben.“

Der Hauptmann nahm die Pfeife aus dem Munde, und ſagte: „Es war eine Grasmücke!“

„Ich glaube Recht zu haben, lieber Andreas. Es war doch wohl eine Blaumeiſe.“

„Potz Wetter, lehre mich eine Grasmücke von einer Blaumeiſe unterſcheiden. Wenn wir oben beim alten Brediko ſind, will ich dir eine Blaumeiſe in der Nähe zeigen.“

Der Hauptmann trieb nämlich auch Naturwiſſenſchaft, wiewohl auf ſeine eigenthümliche Weiſe. Er ſtopfte Vögel aus, halb zu ſeinem Vergnügen, halb als Erwerbszweig, und war ein vollkommener Kenner der Ornithologie ſeiner Gegend. Thüringen iſt reich an Vögeln, es gibt kaum in einem andern Landſtrich ſo viel Vogelſteller und Vogelhändler. Vögel zu fangen und in kleinen Käfigen zu bewahren, iſt, wenn es nicht als Gewerbe betrieben wird, hier eine Sache beſonderer Liebhaberei. Selten tritt man in ein Haus, beſonders auf den Dörfern, ohne von lebhaftem Pfeifen und Gezwitſcher kleiner gefangener Sänger begrüßt zu werden. So ſtand der Hauptmann nicht nur mit allen Händlern von Profeſſion, ſondern auch mit einer Menge von Bauernjungen in Geſchäftsverkehr. Mit dieſen vorzüglich, da er die lebendige Contrebande von ihnen wohlfeiler bekam. Er hatte eine förmliche Methode, die Jungen zu unterrichten und einzuüben, und ſeine perſönlichen Sonderbarkeiten würzten dieſe Unterrichtsſtunden in ganz erſtaunlicher Weiſe. Er ließ ſie klettern,

ſpringen, allerlei körperliche Uebungen machen. Für ſeltne Vögel ſetzte er Preiſe aus, für gewöhnliche Exemplare gab es Strafen, wobei der Rohrſtock eine Hauptrolle ſpielte. Die Ueberbringer von ſchwer zu erlangenden Vögeln mußten die Geſchichte des Fanges erzählen. Schnitten ſie dabei auf, ſo kamen ſie mit dem Rohrſtock in unmittelbare Berührung. Dabei wurde auf die Charakterentwicklung noch beſonderer Werth gelegt. Wer unter dem Rohrſtock des Hauptmanns ſchrie, wurde zwar ſogleich in Freiheit geſetzt, ſank aber auch in ſeiner und der Genoſſen Achtung. Wer dagegen die Strafe ruhig aushielt, galt für „tüchtig“, erhielt auch wohl noch eine Belohnung. Es kamen Fälle vor, wo ein Bube die unſagbarſten Abenteuer eines Fanges erzählte, um ſich bei der Strafe tüchtig zu zeigen und ſo mit der Belohnung ein doppeltes Lob zu erwerben. Es läßt ſich denken, daß der Hauptmann auf dieſe Art ein Geſchlecht von Helden erzog. Er nannte ſeine Methode ſein „Walkſyſtem.“ Ganz beſonderes Gewicht aber legte er auf ein ſoldatiſches Einexerciren ſeiner Schüler. Mittwoch und Sonnabend Nachmittag führte er ſeine Compagnie ins Freie, und ließ ſie mit Trommeln und Fähnlein alle militäriſchen Uebungen machen. Das Soldatenſpielen war ſeine Lieblingsbeſchäftigung, er trieb es mit höchſtem Ernſt, und es läßt ſich denken, daß ſein Corps von Jahr zu Jahr größer wurde, trotz

derer, die ihm entwuchsen. Dabei liebte er seine Zöglinge von Herzen, unterstützte die Aermeren, verschaffte ihnen Dienste, stand Gevatter (d. h. nur bei Knaben) und freute sich auf die Zeit, wo der Nachwuchs für seine Compagnie reif sein würde. Es galt in der ganzen Umgebung für eine Ehre, durch sein Walksystem erzogen zu sein. Des Hauptmanns Wirksamkeit war somit eine ähnliche, wie die des Fräulein Edelgard, nur daß er zu Mitteln für die Volkserziehung griff, die einem alten Soldaten und seiner individuellen Eigenthümlichkeit mehr zusagten. Wenn er seine ausgestopften Vögel verkaufte, so geschah es meist, um seine Zöglinge für den Erlös unterstützen zu können. Für sich hatte er wenig Bedürfnisse. Er lebte von seiner Pension und den Einkünften eines kleinen Vermögens bescheiden und zufrieden.

Sein Bruder, der Professor Tollander, mochte in seinem Erziehungsgeschäft der Jugend und Menschheit das System des Hauptmanns nicht theilen. Der Rohrstock war ihm ein unliebsames Instrument, wie oft ihm der Hauptmann auch die Wunder, die er wirkte, augenscheinlich machte. Auch der Professor hatte seine Sonderbarkeiten. Konnte des Hauptmanns System, die ganze Art seines Verkehrs mit der heranwachsenden Menschheit, das Ausstopfen von Vögeln, nicht ohne einen gewissen Grad von Rohheit und Unsauberkeit bestehen, so lebte

der Professor in einem Extrem von Reinlichkeit. Er hatte einen angebornen Ekel vor hundert Dingen, die an sich nicht gerade ekelhaft sind, und zwar so unüberwindlich, daß er sich nach allen Seiten mit den wunderlichsten Vorsichtsmaßregeln umgab. Trotzdem wohnten die beiden Junggesellen in Eintracht zusammen. Exercirte der Hauptmann seine Lieferanten ein, so schüttelte der Professor den Kopf und dachte: Er ist ein sonderbares Original, aber ein guter Mensch! Entsetzte sich der Professor vor dem Ausstopfungsgeschäft und vor des Bruders kurzer Pfeife, so zuckte der Hauptmann die Achseln und dachte: Er ist ein verrückter Mensch, aber eine gute Haut, man muß gegen seine Schwächen nachsichtig sein! —

Die beiden Brüder gingen neben einander her. Der Professor hatte den Streit über die Blaumeise fallen lassen. Da begann der Hauptmann: Es ist ein warmer Tag, Bruder, drum rath' ich, eh' wir zu unserm Burgfräulein hinaufsteigen, erquicken wir uns in der Schloßbrauerei.

„Wie du willst, lieber Andreas."

Die Brauerei, welche im Schlosse angelegt worden war, wurde in der Gegend die Schloßbrauerei genannt. Der Besitzer hatte den umliegenden Theil des Parks zur Aufnahme vieler Gäste eingerichtet. Vorzüglich Sonntags wanderten die Städter in Karawanen nach

dem neuen Vergnügungslocal. Der Professor Tollander betrat diesen Ort nie ohne eine gewisse Wehmuth. Nicht daß er seinen geliebten Philipp noch als Herrn desselben gewünscht hätte, im Gegentheil pries er ihn in seinem anderen Lebenskreise bei Weitem glücklicher. Aber seiner alten Freundin Edelgard hätte er den alten Wohlstand gegönnt. Um wie viel umfassender könnte sie wirken, dachte er, wenn ihre Mittel reichlicher wären!

Die Brüder schritten an einer Hecke entlang, welche die neue Gränze des Parks bildete. Ueber dieselbe konnten sie auf die Beete und Gewächshäuser des Gärtners blicken. Der Professor stutzte und blieb plötzlich stehen. „Mein Gott, Andreas, sieh doch den jungen Menschen!“ rief er.

„Was ist mit dem Burschen?“ fragte der Hauptmann.

„Sieht er nicht aus wie der Philipp? Er ist es, es ist der Philipp!“

„Warum nicht gar! Was hätte der Philipp in der Erde zu wühlen? Du hast ja seinen Brief in der Tasche, worin er schreibt, daß er nicht käme.“

„Freilich, freilich! Aber sieh ihn nur an, die Aehnlichkeit ist zu überraschend. Und so elastisch in seiner Bewegung, so kräftig in seinem Bau müßte Philipp auch sein.“

„Es ist ein tüchtiger Junge, wahrhaftig. Schade, daß er schon so groß ist!“

„Wie so?“

„Wenn ich den in jüngeren Jahren gekriegt hätte, der Burſch wäre noch einmal ſo kräftig und groß geworden!“

„Du glaubſt, es könne Keiner breite Schultern bekommen, der deinen Rohrſtock nicht gefühlt hat. Der da hat ihn, wie du ſiehſt, nicht nöthig gehabt, und der Philipp auch nicht.“

„Das beweist gar nichts! Sind Ausnahmen, und nicht einmal außerordentliche, denn mein Rohrſtock hätte vielleicht an ihnen noch mehr zu Wege gebracht. Greif du mir mein Syſtem nicht an! Wer ſich von mir hat unterrichten und durchwalken laſſen, iſt ein tüchtiger Kerl geworden. Wer ſich dem entzogen hat, iſt ſchwächlich und elend geblieben!“

„Schlagende Beweiſe allerdings, oder, wenn du es lieber hörſt, geſchlagene! Aber dieſe Art der Volkserziehung . . .“

„Iſt eben mein Theil, alles Uebrige ſei euch Anderen überlaſſen. Jeder handle, wie er es als praktiſch befunden hat!“

Während die Brüder ſo ſprachen, und der Profeſſor ſeine Augen nicht von dem im Garten arbeitenden jungen Menſchen abwenden konnte, ſprang ein weibliches Weſen mit Halloh und Gelächter aus den Büſchen und ſchoß in wildem Lauf an ihnen vorüber. Ein

großer Hund jagte bellend hinter ihr her. Die Männer blieben halb erschrocken stehen, und sahen der wilden Jagd nach. „War das nicht die Susanne?“ fragte der Professor. — „Wer anders, als die wilde Hummel, kann es sein?“ bestätigte der Hauptmann.

Susanne hatte die beiden Herren erkannt, und kam in starken Sätzen zurück gesprungen. Ein großes Mädchen von beinah fünfzehn Jahren, mit langen, im Wachsthum begriffenen Gliedern, stand vor ihnen. Sie war mager, von der Sonne gebräunt, und ging trotz ihrer Größe in sehr kindlicher Weise gekleidet. Das schwarz gefärbte Kattunkleid war völlig ausgewachsen, und ließ ein paar dünne Beine in grauen Strümpfen sehen. Die kurzen Aermelchen bedeckten kaum die Schultern, so daß die mageren braunen Arme frei in der Luft umherfuhren. Mager, ohne Frische, und gebräunt war auch das Gesicht. Der Mund trotzig aufgeworfen. Die ganze Gestalt machte einen unharmonisch komischen Eindruck. Die großen feurigen Augen waren zwar schön, und das starke braune Haar, glatt um die Schläfe gelegt und in zwei dicken, langen Zöpfen über den Rücken hangend, hätte dem Mädchen einen Reiz geben können, aber, von der wilden Hetze losgegangen, flog es unordentlich umher. — Die beiden alten Herren kannten das unbändige Geschöpf seit lange. Der Professor konnte sich des Mitleids nicht entschlagen.

„Na, Mamsell," begann der Hauptmann, „wann wird Sie einmal aufhören, wie ein Kobold zu wegelagern? Zieht Ihr die Frau Majorin die Zügel nicht fester an? Es thäte endlich noth!"

„Die Majorin geht mich nichts an!" rief Susanne heftig, indem sie mit den Armen schlenkerte.

„Weißt du, liebes Kind," fragte der Professor, „wer der junge Mensch ist, der da in der grünen Bluse?"

„Das ist Konrad Heß, der neue Gärtnerbursche."

„Ist er schon lange hier?"

„Seit drei Tagen."

„Möchtest du ihn wohl einmal zu uns rufen?"

„Nein! Ich bin nicht Ihre Dienerin!" — Susanne schoß dem Professor einen wilden Blick entgegen, pfiff ihrem Hunde, und brach sich mit Gewalt einen Weg durch die Hecke in den Garten. — Die beiden Männer gingen kopfschüttelnd vorüber und nach der Schloßbrauerei.

Susannens Betragen gründete sich hauptsächlich auf das Vorurtheil, welches ihr von Kindesbeinen gegen den Professor eingeflößt worden war. Die verstorbene Mutter hatte oft genug geeifert, daß dieser Mann an dem Unglück ihrer Söhne schuld sei, und Susannen streng verboten, jemals mit ihm zu sprechen. Tollanders Freundschaft mit Fräulein Edelgard war bekannt, und machte ihn den übrigen Mitgliedern der Familie Staffel-

burg nur um so verhaßter. So warf ihm denn Susanne noch einen verachtenden Blick zurück, und schritt mit dem Bewußtsein, eine bedeutende That vollbracht zu haben, durch den Garten.

Seit dem Tode der Baronin sah das verwahrloste Kind einer sehr zweifelhaften Zukunft entgegen. Bis dahin hatte sie kaum daran gedacht, daß es eine Zukunft gebe, sondern wild in den Tag hinein gelebt. Jetzt aber war die älteste Schwester gekommen, und die energische Frau sah zu ihrem Schrecken, daß mit Susannens Erziehung von vorn angefangen werden müsse. Die Majorin trat streng und gebieterisch auf, sie wollte Susannen zur Arbeit zwingen, drohte mit Strafen, und blieb von früh bis spät in einem gelinden Entsetzen über des Mädchens Wesen, Manieren und Unbildsamkeit. Die Schwestern waren um volle zwanzig Jahre in ihrem Lebensalter aus einander. Sie kannten einander kaum, und ihre Naturen stießen sich vom ersten Augenblick ab. Die Majorin, als glatte, glänzende, verwöhnte Weltdame, schauderte vor der Rohheit des ungezügelten Naturkindes, und Susanne verlachte den Zwang, den die fremde unliebsame Schwester ihr auferlegen wollte. Rücksichtslos und gewaltsam fand sie stets Mittel, sich dem Willen derselben zu entziehen. Die Majorin hatte ihre Kinder mit deren Bonne nachkommen lassen, um ihnen auf einige Wochen die frische

Landluft zu gewähren. Der Aufenthalt in dieſer Gegend war ihr freilich ſehr unangenehm, da ſie Alles hier anders fand, als in jener Zeit des letzten Glanzes, worin ſie das Schloß verlaſſen hatte. Sie empfand die Schuld, durch welche ihre Familie ſich zu Grunde gerichtet hatte, ſehr wohl; zumal jetzt, da durch den Tod der Baronin und die Kataſtrophe mit Bruno nur ſie ſelbſt und Suſanne übrig geblieben waren. Denn den letzteren rechnete ſie, eben ſo wie ihren Bruder Philipp, zu den Todten. Gegen Fräulein Edelgard verhielt ſie ſich noch zweifelhaft. Halb ſchien es ihr Pflicht, ſie nach alter Art feindlich zu betrachten, halb war ſie nicht abgeneigt, ſie zu beſuchen und ſich mit ihr auszuſöhnen, denn vielleicht konnte das für Suſannens Zukunft erſprießlich werden. Die Familienſage erging ſich über allerlei Brillantſchmuckſachen, welche die Großtante noch beſitze, und die doch nicht aus der Familie kommen durften. Daß die Sorge für Suſannen für's Erſte, vielleicht für immer, ihr und ihrem Gatten zufalle, ſah die Majorin ein, und ſträubte ſich nicht dagegen. Das unglückliche Kind war ihre Schweſter, und ihre Mittel geſtatteten durchaus, ihr eine ſtandesgemäße Erziehung zu geben. Auf dieſe Weiſe hoffte die Majorin die lange Vernachläſſigung ihrer Familie wieder gut zu machen. Indeſſen ſah ſie, daß ſie das Mädchen in ihrem jetzigen Zuſtande nicht in ihr Haus aufnehmen könne, ſie mußte

daran denken, ſie in eine Penſion zu geben. Aber auch hiefür ſchien ihr Suſanne noch zu roh und unfügſam, und ſo wünſchte ſie dieſelbe vorerſt in ein paar Sommermonaten durch eigenes Beiſpiel und ſtrengen Zwang ein wenig zu kultiviren. Da das Haus ihrer Mutter mit Beſchlag belegt worden war, um gerichtlich ausgeboten zu werden, hatte ſie einige Stuben in einem Bauernhauſe gemiethet, und Suſannen zu ſich genommen. Ihre Erziehungsverſuche mißlangen jedoch in höchſt auffallender Weiſe, da die Schweſter ihr nichts als ausgeſprochene Widerſetzlichkeit entgegen brachte. Die Majorin konnte es unter ſolchen Umſtänden nicht über ſich gewinnen, Suſannen mit Liebe und Sanftmuth zu begegnen. Die Weltdame und das verwilderte Landmädchen ſtellten ſich täglich ſchroffer gegen einander, und an einen gütlichen Vergleich war immer weniger zu denken.

Einen um ſo angenehmeren Zuwachs der ländlichen Geſelligkeit glaubte Suſanne in Konrad Heß zu erblicken. Der junge Mann hatte bei dem Gärtner Wohnung genommen, ohne von ſeinen eigentlichen Abſichten etwas verlauten zu laſſen. Da er nicht ohne Thätigkeit ſein konnte, ſo half er dem Gärtner bei der Arbeit, unterrichtete ſich über die Bodenverhältniſſe und Kulturbedingungen der Gegend und galt für einen Burſchen in des Gärtners Dienſten. Suſanne fühlte ſich von ihm

angezogen. Ungescheut und sorglos besuchte sie ihn bei der Gartenarbeit, folgte seinen Schritten und saß stundenlang bei ihm. Das sonderbare Wesen fiel ihm auf. Er lachte und sprach mit ihr, und ließ es geschehen, wie man es einem Kinde gestattet, daß sie sich an seine Sohlen heftete und mit ihm schwatzte. Schon nach drei Tagen waren sie in einer Art von Kameradschaft mit einander. — So nahm Susanne, nachdem sie die alten Herren schnöde abgefertigt hatte, sich auch heut das Recht, in den Garten einzudringen.

Konrad lag auf den Knieen und grub ein paar Topfgewächse in die Erde. „Aber was ist das, Susannchen!“ rief er. „Bringen Sie mir doch den großen Hund nicht in den Garten! Jagen Sie ihn hinaus, er zertritt die Beete!“

„Schad' um die paar Pflanzen!“ rief Susanne verächtlich.

„Ohne Umstände, kleiner Unverstand! Bringen Sie das Thier hinaus, ich leide es nicht im Garten!“

„Mir befehlen? Kastor bleibt in meiner Gesellschaft, ich will's.“

„Ich aber nicht, gestrenges Fräulein!“ — Er sprang auf, ergriff einen Stock, und trieb den Hund hinaus. Susanne folgte ihm mit großen Schritten. Als er zurückkehrte, blieb sie mit untergeschlagenen Armen vor ihm stehen, und sah ihn trotzig an. Er stellte sich ihr

gegenüber, ſtemmte die Arme in die Seiten und erwartete mit unterdrücktem Lachen den Ausbruch ihres Zornes. Suſanne muſterte ihn von oben bis unten, und vier verſchiedene Gedanken durchkreuzten plötzlich ihren Kopf. Erſtens, daß Konrad ein hübſcher Junge ſei, zweitens daß er ſich zu viel gegen ſie heraus nehme. Der dritte Gedanke war eine Steigerung des erſten, nämlich, daß er ein außerordentlich hübſcher Junge ſei, und der vierte geſtaltete ſich demgemäß ſo, daß es ſich der Mühe lohne, ihm auch außerordentlich zu imponiren. Suſanne ſuchte daher die möglichſte Würde in ihre Züge zu legen, und ſagte mit Großheit: „Man gewöhne ſich daran, mir mit mehr Reſpect zu begegnen, Herr Konrad Heß!“

Konrad fand den Ausdruck dieſer Worte ſo komiſch, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach. In der That war Suſannens Geſtalt, ihr Weſen, ihr ganzer Aufzug ſehr wenig geſchaffen, Reſpect einzuflößen, und Konrad ließ, indem er ſich deſſen immer mehr inne ward, ſeinem Lachen freien Lauf. Ein unbekanntes Gefühl, halb Zorn, halb Scham, durchzuckte Suſannens ganzen Körper, und eine dunkle Röthe überzog ihr Geſicht. Sie begriff nicht, warum ſie keine Worte fand, ihrem Unwillen Luft zu machen. Raſch wandte ſie ſich um, und rannte davon. Konrad ſprang ihr nach, holte ſie ein, und hielt ſie an einem ihrer langen

Zöpfe fest. „Friede, Susannchen!“ rief er, noch immer lachend, „es war nicht böse gemeint! Bleiben Sie hier, ich will Respect haben, so viel Sie verlangen!“

Susanne, durch diese neue Verhöhnung nur noch mehr aufgebracht, antwortete durch einen tüchtigen Schlag auf die Hand, welche ihren Zopf hielt. Sie riß wüthend an demselben, und hätte eher den Zopf einbüßen, als sich von ihrem Beleidiger halten lassen mögen. Konrad gab nach, und ließ sie los. Wie gejagt, lief sie davon und aus dem Garten.

Er sah ihr verwundert nach, und ging wieder an seine Arbeit. Von dem Gärtner hatte der junge Mann schon mancherlei über die Familie Staffelburg gehört. Er konnte sich eines Mitleids mit Susannen nicht erwehren, wenn er sie, die jüngste Tochter eines einst reichen und stolzen Geschlechtes, in ihrem dürftigen Anzuge daher kommen sah. Der Mangel ihrer Erziehung war ihm höchst auffallend, er bemerkte am ersten Tage seiner Bekanntschaft mit ihr, daß sie völlig unwissend über die gewöhnlichsten Dinge war. Er fand sie entsetzlich häßlich, und ihr knabenhaft trotziger Hochmuth machte ihm einen vorwiegend komischen Eindruck. Trotz ihrer Größe behandelte er sie wie ein Kind, denn sie gab sich nicht anders, und so ließ er sie auch heut in ihrem Zorne laufen, und dachte nach einer Viertelstunde nicht mehr an sie.

Anders war es mit Suſannen. Nie in ihrem Leben glaubte ſie eine ſchwerere Beleidigung erduldet zu haben. In wilder Haſt rannte ſie um den Garten herum, und ſetzte ſich ermattet am Rande des Parkes auf einen gefällten Baumſtamm. Ihr ganzes Weſen war in Bewegung, ſie brach in ein leidenſchaftliches Schluchzen aus, und bebte und flog am ganzen Körper. Sie begriff nicht, was ihr fehlte, niemals hatte ſie einen ähnlichen Schmerz gefühlt, und niemals einen ſolchen Drang, ſich ganz in Thränen aufzulöſen. Eine Stunde verging in dieſem ihr ſo räthſelhaften Zuſtande. Als ſie ſich endlich erhob, hatte ſich ihr Unwille gegen den Gärtnerburſchen in der Weiſe verringert, daß er ihn nur noch zur Hälfte betraf. Die andere Hälfte richtete ſie gegen ſich ſelbſt. Sie war unzufrieden mit ſich, ſie fühlte ſich wie innerlich gebrochen, und zum erſtenmal kam ſie zu der Ueberzeugung — daß ihre grauen Strümpfe ſehr häßlich ſeien. Was hätte ſie in dieſem Augenblicke nicht darum gegeben, dieſelben zu bedecken! Aber es ging nicht, und ihr überaus kurzes Kleid brachte ſie zur Verzweiflung. Eine tiefe Scheu überfiel ſie, dem Gärtnerburſchen wieder unter die Augen zu treten. Erſt jetzt fiel es ihr auf, daß ſeine Kleider, trotz der Arbeitsbluſe, beſſer und vielleicht modiſcher ſeien, als ſie ſonſt bei den Gärtnerlehrlingen bemerkt hatte. Sie fragte ſich, wie es zugehe, daß ſie, das hochgeborene

Fräulein, ſich ſo gar dürftig und ärmlich tragen müſſe, während er, den ſie für einen Untergebenen anſah, ſo gut ausgeſtattet ſei. Er iſt hübſch, dachte ſie, am Ende bin ich ſehr häßlich? Dieſe Frage, die ſie ſich ſelbſt vorlegte, war ihr eben ſo neu als überraſchend. Und ſo wurde mit einemmale ein Heer von Gedanken in ihr wach, alle neu, alle fremd, alle räthſelhaft, und auf keine von all den Fragen wußte ſie eine Antwort. — Aber mit der Zeit belebte ſich ihr Selbſtgefühl, und ihr Trotz erwachte wieder. Sie beſchloß, ihn gar nicht mehr zu ſehen, ſich nicht mehr mit ihm abzugeben. Und unterſtände er ſich noch einmal, ſie anzureden, dann ſollte er erfahren, was es heiße, eine junge Dame von Stande zu beleidigen, der unverſchämte Menſch!

So verging der nächſte Tag. Sie wartete, daß er kommen ſollte, obgleich ſie ſonſt immer zu ihm gegangen war. Aber ſie ging nicht, er kam nicht. Er dachte gar nicht daran, zu kommen, und ſie ſahen ſich nicht. Suſanne ſammelte des Grolls immer mehr gegen den Böſewicht. Der zweite Tag verging zur Hälfte. Kein Gehen, kein Kommen, kein Sehen. Das fing an, ihr unerträglich zu werden. Ein paar Mal war ſie ſchon bis auf zehn Schritte zur Gartenthür gegangen, aber in einer Art von Wuth wieder umgekehrt. Konrad erſchien ihr mit jeder Stunde nichtswürdiger. Sie hörte Jemanden im Garten ein Lied pfeifen. Sollte er das

ſein? Da war die Hecke — nun, durchſehen konnte ſie wohl einmal, damit kam ſie ihm ja noch nicht entgegen. Sie bog die Zweige aus einander, und blickte in den Garten. Richtig, da ſtand er am Glashauſe und beſchnitt ein paar Stauden, und pfiff dabei ganz vergnügt, und ſchien die Seelenruhe ſelbſt zu ſein. Suſanna war erzürnt. Ihre Fauſt ballte ſich, ſie hätte den Haſſenswürdigen vor die Bruſt ſtoßen, ihn mit Füßen treten mögen. Zornroth im ganzen Geſicht ging ſie davon und jenem Platze im Parke zu, wohin ſie ſich neulich geflüchtet hatte. Eine leidenſchaftliche Rachestimmung erfüllte ſie, und unbändig, wie ihr Charakter war, empfand ſie ein quälendes Mißbehagen, nicht gleich einen angemeſſenen Racheplan finden zu können. Dies ſteigerte ihren Zorn gegen den frechen Gärtnerburſchen nur noch mehr, und als ſie am Abend heimkehrte, ſtand es bei ihr feſt, daß kein größeres Scheuſal auf der Welt lebe, als der Bube in der grünen Bluſe. — Nun aber kam der dritte Tag. Suſanne hatte zwei Tage ſo viel gehaßt und ſich in Gedanken gerächt, daß der Vorrath ihrer Wuthgefühle kaum noch bis zum Mittag reichte. Eine ſchmerzliche Weichheit überkam ſie. Sie hätte unaufhörlich weinen mögen. Zum erſtenmale kam ſie ſich verlaſſen und unglücklich vor. Nachmittags wanderte ſie wieder zu dem gefällten Baumſtamm im Park, und ſetzte ſich nieder. Daß ſie niemals

wieder zu Konrad in den Garten gehen könne, ſtand bei ihr feſt, und daß er ſie niemals von ſelbſt aufſuchen werde, ſchien ihr eben ſo ausgemacht. Was thun? Nichts. Das war ein entſetzlicher Zuſtand. Lange ſaß ſie, blickte ſtarr vor ſich hin, und merkte nicht, daß die Thränen ihr langſam über die Wangen liefen. Sie ſah nichts, und ſtarrte doch fort und fort auf die abgehauenen Zweige, die um ſie her lagen. Sie hörte auch nicht, daß ſich Tritte näherten, und merkte nicht, daß Konrad plötzlich in ihrer Nähe auf dem andern Ende des gefällten Stammes ſaß.

„Guten Abend, Suſannchen! Noch immer böſe?“ ſagte er, indem er den Rauch ſeiner Cigarre von ſich blies.

Suſanne fuhr wie vom Blitz getroffen zuſammen, und ſprang auf. „Was wollen Sie?“ rief ſie.

„Ein wenig plaudern. Sie ſind ja drei Tage nicht im Garten geweſen.“

„Nein!“ ſchrie Suſanne, in Ermangelung einer anderen Entgegnung, mit wilder Heftigkeit und trotzig funkelnden Augen.

„Nun, nun, ich höre ja, Suſannchen, Sie brauchen nicht ſo zu ſchreien!“

„Ich will aber ſchreien und Ihnen ins Geſicht rufen, daß Sie ein unverſchämter Menſch ſind!“

„Sie ſind doch aber ein wunderliches Kind! Kommen

Sie, wir wollen uns verſöhnen. Es iſt gar nicht nöthig, daß wir uns ſtreiten!“

„Und ich habe die Verſöhnung mit Ihnen nicht nöthig! Wir ſind verſchiedenen Standes, das bedenken Sie! Sie ſtehen ſo tief unter mir, daß ich mich nur aus Gnade und Barmherzigkeit herablaſſe, mit Ihnen zu reden. Sie ſind ein ordinärer Gärtnerburſche . . .“

„Und Sie ein gnädiges Fräulein!“ unterbrach Konrad ſie mit lächelnder Gelaſſenheit. „Ueber die Thoren, die Ihnen dieſen Ton beigebracht haben!“ fuhr er, die Achſeln zuckend, fort. „Sie ſind ein Kind, Suſannchen, und können nicht verlangen, daß ich Sie wie eine große Dame behandle. Und wenn Sie ſich gar ſo hochfahrend gegen mich betragen, ſo kann ich Sie laufen laſſen und lachend denken: das Mädchen iſt verdreht, was geht es mich an? Denn aus Ihrem Zorn oder gar aus Ihrer Verachtung mache ich mir gar nichts. Alſo ſeien wir vernünftig, Suſannchen!“

Suſanne war ſo verdutzt über dieſe Worte, ſo wie über die ruhige Ueberlegenheit, mit der ſie geſprochen wurden, daß ihr kein Ausdruck ihres Zornes zu Gebote ſtand. Sie zerrte und drehte an ihrem Zopfe, kniff die Lippen zuſammen, und blickte bald Konrad an, bald ſtarrte ſie ins Leere.

„Da! meine Hand zur Verſöhnung!“ fuhr er fort. „Werden wir wieder gute Freunde!“

Susanne drehte ihm den Rücken zu und schwieg. — „Meinetwegen!“ sagte Konrad, und fing an, ein Lied zu pfeifen. Aber Susanne lief nicht davon, sie blieb stehen und kämpfte mit Aerger, Beschämung und Verlegenheit. Plötzlich siegte die Regung der Hoffahrt in ihr. Sie drehte sich schnell um. „Und Sie werden nicht eingestehen,“ rief sie, „daß Sie sich schändlich gegen mich betragen haben?“

„Indem ich es an dem gebührenden Respect mangeln ließ?“ fragte Konrad. „Wie Sie sich mir von Anfang gezeigt haben, mußte ich Sie für ein ausgelassenes Kind nehmen und demgemäß behandeln. Wie ein wilder Knabe kamen Sie zu mir in den Garten gesprungen, lachten und tobten, und ließen durchaus nichts vom gnädigen Fräulein blicken. Sie gefielen mir nicht übel so. Vielleicht hätten Sie mir noch besser gefallen, wenn Sie fein sittig, wie ein junges Mädchen, gekommen wären, und dann würde ich Ihnen mit der größten Artigkeit begegnet sein. Aber dieses Gemisch von unbändiger Wildheit und kindischer Vornehmthuerei steht Ihnen nicht gut, Susannchen, glauben Sie mir! Daß Sie einem bevorzugten Stande angehören, ist eine Einbildung, die Ihnen ganz thörichte Menschen beigebracht haben. Will man in der Welt geachtet sein, so muß man ein Verdienst haben, man muß thätig sein, arbeiten, lernen, sich Bildung und dadurch Achtung

erwerben. Das hat Ihnen gewiß noch Niemand gesagt, armes Kind? Wenn ich es Ihnen sage, so habe ich nicht die Absicht, Sie zu beleidigen, sondern ich thu es, weil ich es gut mit Ihnen meine. Sie sind auch weit gutmüthiger, als Sie scheinen möchten, und Ihre Ueberhebung ist bloße Komödie. Also Friede zwischen uns, Susannchen, und gute Freundschaft!" — Er streckte ihr nochmals die Hand entgegen, aber Susanne achtete nicht darauf. Sie setzte sich auf den Baumstamm und brach in so heftige Thränen aus, daß Konrad erschrak.

„Habe ich Sie von Neuem gekränkt?" fragte er, indem er aufstand und ihre Hand ergriff. — „Nein, nein!" rief sie unter krampfhaftem Weinen. „Aber, aber . . ."

„Nun, was denn? Soll ich weggehen?"

„Wenn Sie mich hassen, dann gehen Sie, und ich will Ihnen nicht wieder vor Augen treten! Ich weiß, daß ich ein abscheuliches Geschöpf bin, und häßlich und dumm, und daß kein Mensch mich leiden mag!" — Ihre Stimme erstickte, und immer heftiger flossen ihre Thränen. Konrad nahm ihre Hand, die sie ihm überließ, und bat sie, sich zu beruhigen.

„Ich möchte sterben!" fuhr sie in wilder Bewegung fort, denn ich bin zu gar nichts nütze! Niemand hat mich gelehrt, was ich thun muß, um von den Menschen geliebt zu werden. Ja, sterben möcht' ich vor Schaam,

daß ich mich beſſer dünkte als die Anderen, und doch viel unwiſſender und ſchlechter bin!"

Konrad ließ ihre leidenſchaftliche Stimmung austoben, ohne viel zu entgegnen. Er ſah mit einiger Verwunderung, daß ihre Erregung leidenſchaftlicher war, als die eines Kindes zu ſein pflegt, und ein unbewußtes Gefühl ſagte ihm, daß er ſich in dieſem Augenblicke vor einem gar zu freundſchaftlichen Entgegenkommen hüten müſſe. Nicht das gnädige Fräulein, aber das plötzlich hervorbrechende Gefühl der reifenden Jungfrau flößte ihm eine achtungsvolle Scheu ein. Suſanne ihrerſeits war ſo von ihrer Bewegung hingenommen, daß ſie nur wenig von den ruhigen, gutgemeinten Troſtesworten, die er noch ſprach, vernahm. Sie hörte kaum, daß er ihr gute Nacht ſagte und ſie bat, nach Hauſe zu gehen, und bemerkte nicht, wie er den Platz verließ und ſich an der Ecke des Parkes noch einmal nach ihr umſah.

Als ſie zu ſich kam und ſich allein ſah, athmete ſie laut auf, als ſei eine ſchwere Laſt von ihr genommen. Sie erhob ſich und blickte um ſich her. Es war ihr lieb, Konrad nicht zu ſehen. Sie dachte an nichts Beſtimmtes, und ging wie im Traume langſam nach Hauſe. Aber es kam ihr vor, als ſei ſie plötzlich größer geworden. Und dennoch fühlte ſie ſich körperlich ſo leicht, als vermöchte ſie zu fliegen, wie der Adler,

der hoch über ihr im Abendhimmel ſchwebte. Suſanne war kein Kind mehr, als ſie die Schwelle ihrer Wohnung betrat.

Fünftes Kapitel.

Am andern Morgen, als Konrad im Garten beſchäftigt war, empfing er einen Brief, der ſeiner ſchon ſeit einigen Tagen in der Stadt bei ſeinem Schwager geharrt hatte. Einer von des Hauptmanns Papageno-corps brachte ihn. Der Brief lautete:

„Lieber, beſter Herr Konrad Heß! Der Herr Baron hat Ihren Brief erhalten, und wird Ihnen darauf entgegnen. Daß ich Ihnen ſchreibe, weiß der Herr Baron nicht, aber ich glaube nichts Böſes zu thun, wenn ich mich ohne ſein Wiſſen an Sie wende. Ich wollte Sie um etwas bitten, was gewiß für Sie gut ſein wird und auch für den Herrn Baron. Nämlich, Sie Beide kennen einander noch ſo gut wie gar nicht, und da kann gar keine rechte Anhänglichkeit und Familie daraus entſtehen. Zwar Sie, lieber Herr Konrad Heß, laſſen es nicht fehlen, aber es wäre doch noch beſſer, wenn Sie ſich mal von Angeſicht zu Angeſicht betrachten und ſprechen könnten. Da wollte ich Ihnen vorſchlagen,

daß Sie nach Geyßmar-Park kämen, aber erst in vier Wochen, weil wir erst zur Kur nach Homburg gehen. Unser Gärtner Schröder in Geyßmar-Park hat, wie Sie wissen, vortreffliche Warmhäuser, das wird Sie auch interessiren, und so könnten Sie bei dem absteigen, und wenn Sie erst einmal in Geyßmar-Park sind, dann wird sich das Uebrige schon machen. Denn ich bin auch noch da, und ich habe Ihre selige Frau Mutter nicht vergessen. Schreiben Sie mir aber, wenn Sie kommen wollen, ein paar Worte, und schicken Sie den Brief an den Gärtner Schröder. Ich hoffe, wir werden noch zum Ziele kommen. Verzeihen Sie, daß ich mich darein mische, aber es geschieht von gutem Herzen. Es empfiehlt sich Ihnen, Ihr treuer alter Diener

Rehfeld."

Konrad war gerührt von diesen Zeilen, allein der Vorschlag des Alten wollte ihm nicht so recht zu Sinne. Er mochte nicht gern zudringlich erscheinen. Von Haus aus an ein ehrerbietiges Familienleben gewöhnt, hatte er gern den Wunsch seiner Mutter (die den entfremdeten Bruder nicht aufhörte zärtlich zu lieben) erfüllt, und dem vornehmen Oheim ab und zu geschrieben. Konrads Schwester, Frau Debald, stand längst außer aller Verbindung mit dem Baron, und auch Konrads Briefe waren in der letzten Zeit sehr selten geworden.

Beſonders nach der erſten perſönlichen Begegnung zwiſchen Oheim und Neffe. Es war vor zwei Jahren. Konrad ſprach als Student auf einer Ferienwanderung flüchtig in einem Badeorte vor, wo Herr von Geyßmar ſich aufhielt. Der Neffe las den Namen ſeines nie geſehenen Onkels im Fremdenblatte, und hielt es für ſchicklich, ſich ihm vorzuſtellen. In nicht grade elegantem Wanderanzuge (denn einen zweiten führte er nicht bei ſich) ſuchte er unbefangen den Baron auf. Allein die Aufnahme war der Art, daß Konrad ſeinen Stolz verletzt fühlte. Herr von Geyßmar, der etwas Vagabundenhaftes an dem jungen Manne wahrzunehmen glaubte, war kühl, ablehnend, und da er vermuthete, um Geld angeſprochen zu werden, ſogar etwas kurz angebunden. Er würde dem Neffen das Geld vielleicht gegeben haben, froh, ihn damit los zu werden, allein da dieſer nichts verlangte, wurde dem Baron der Beſuch nur läſtiger. Er verabſchiedete ihn plötzlich, ihm eine glückliche Reiſe wünſchend. Konrad bereute ſeinen Schritt. Um ſo zuvorkommender glaubte der alte Diener ſein zu müſſen. Er eilte Konrad nach, bot ſich ihm zum Führer in der Umgebung des Ortes an, und war ganz Freude, den Neffen ſeines Herrn endlich kennen zu lernen. Der junge Mann fühlte ſich dadurch Anfangs auch nicht ſehr erbaut. Er glaubte den Auftrag des Onkels zu erkennen, der die Geſellſchaft des Bedienten gut genug für den

Neffen hielt. Bis er denn inne ward, daß der Alte wirklich aus freiem Antrieb handelte. Dieser bat ihn inständigst, die Verbindung mit dem Baron nicht fallen zu lassen. — Dennoch währte es lange, ehe sich Konrad dazu verstand, dem Oheim wieder einmal ein Lebenszeichen zu geben. Es befanden sich einige Gegenstände aus dem Nachlaß seiner Mutter, die sie für Herrn von Geyßmar bestimmt hatte, besonders ein in ihrer Jugend gefertigtes Medaillonbild, noch in den Händen der Frau Debald, und diese drängte Konrad, das Vermächtniß an den Oheim endlich abzusenden. Konrad that es mit wenigen Zeilen. Diesmal mußte der Baron wohl oder übel freundlich entgegnen, war er doch der Beschenkte! — Er dankte in verbindlichen Worten, verstieg sich sogar so weit, Konrad zu einem Besuch von Geyßmar-Park aufzufordern. Der Besuch unterblieb freilich. Erst nach wiederum einem Jahre schrieb Konrad, um dem Oheim seinen neuen Lebensplan mitzutheilen. Es war jener Brief, der den Baron vor etwa vierzehn Tagen in solche Mißstimmung versetzt hatte. Und nun kam diese immerhin eigenthümliche Entgegnung des alten Dieners.

Zwar hätte Konrad das Gut seines Oheims gern einmal in Augenschein genommen, denn diese Schöpfung genoß eines Rufes in der Gegend. Auch war Geyßmar-Park weder weit von Staffelburg, noch umständlich zu

erreichen. Der Beſuch konnte, durch ein Stück Eiſenbahn ermöglicht, mit Hin- und Rückfahrt an Einem Tage abgethan werden. Dazu kam, daß der Gärtner des Barons berühmt in ſeinem Fache war. Es konnte, ſo meinte Konrad, erſprießlich für ihn werden, ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Allein ſo verlockend das Alles war, der junge Mann trug eine Scheu, Herrn von Geyßmar noch Einmal, und zwar ohne ſeine wiederholte Einladung, noch dazu auf deſſen eigenem Grund und Boden, vor Augen zu treten. Denn Konrad war ſtolz, ſein bürgerliches Bewußtſein ließ ihm das ariſtokratiſche Treiben ſeines geadelten Oheims (ſo weit er davon wußte) vielfach als lächerlich erſcheinen. Auf der einen Seite glaubte er den Mann ſchätzen zu müſſen, der in dem Trieb nach Thätigkeit, in dem Drange, ſeine Ideen zu verwirklichen, gleichſam aus dem Nichts ein ſchönes Ganzes erſchaffen hatte. Darin trafen ihrer beider Pläne zuſammen. Andererſeits aber fühlte er recht wohl, daß Herrn von Geyßmar ſeine bürgerlichen Verwandten unbequem waren, und um keinen Preis hätte der Sohn des Conrektors, der Schwager des Zimmermeiſters, ſich den Anſchein geben mögen, als wolle er ſich dem Baron aufdrängen. Konrad war für ſein Alter ſehr geſetzt und ernſt, an Reife ſeinen Jahren voraus. Nicht als ob ſein zwanzigjähriges Herz den Freuden der Jugend

abhold gewesen wäre. Er war in guter Stunde so zwanzigjährig als man nur sein kann, aber der frühe Ruf zur Selbständigkeit hatte seinen Charakter auch früh selbständig gemacht. Er wußte bereits, was er wollte, hatte bestimmte Pläne, es drängte ihn nach festen Lebensanschauungen. Seine jugendliche Unbefangenheit wurde dadurch nicht beeinträchtigt, sein ganzes Wesen aber gewann an entschiedenem Ausdruck und kräftigem Bewußtsein.

Indem er den Brief des alten Rehfeld zusammenfaltete, trat Brediko in den Garten. Das gnädige Fräulein lasse ihn bitten, meldete er, zu ihr herauf zu kommen, da sie ihm Einiges mitzutheilen habe. Der junge Mann war gern bereit und schickte sich sogleich an, dem Alten zu folgen. In heiterem Gespräch begleitete er ihn auf die Burg. Brediko war zurückhaltend gegen ihn, so sehr ihm auch das frische, jugendliche Wesen seines Begleiters behagte. Er konnte sich nicht beruhigen, daß er sich kürzlich so außerordentlich in ihm geirrt habe, und schüttelte noch immer den Kopf, so oft er ihn ansah.

Fräulein Edelgard empfing den Gast in ihrem Gärtchen und begrüßte ihn mit mütterlicher Güte. „Ehe ich Sie um Rath frage," sagte sie, „will ich Ihnen meine kleine Schöpfung zeigen. Vor zehn Jahren war das noch ein wüster Abhang. Ich habe Alles selbst eingerichtet

und erlebe in jedem Jahre mehr Freude daran.“ Konrad folgte ihr, und war überrascht über die sinnige und künstlerische Einrichtung.

Eine kleine Thür führte auf jener Seite des Gebäudes, nach welcher die Fenster der Besitzerin hinausgingen, auf einen reinlichen Kiesplatz, umgeben von Beeten für die ersten Frühlingsblumen. An den Wänden zogen sich Spaliere für feinere Obstsorten hin. Sorgsam und sauber zusammengestellte Blumentöpfe bildeten zwei Gruppen von blühenden Gewächsen. Rechts hatte man einen Blick auf das Dorf mit dem spitzen Kirchthurm, links in die waldige Bergschlucht, während gerade aus ein hoher Bergrücken mit seinen hoch hinauf gebauten Buchen und Eichenwipfeln das Auge labte. Von diesem Platze aus stufte sich der Garten in einer Reihe von Terrassen ab, bis zu dem in der Tiefe rieselnden breiten Bache. Die Terrassen waren mit Weinspalieren, Fruchtbäumchen und Blumenstücken bekrönt. Die Levkoyen dufteten in üppiger Fülle, und eine Rosenpracht von schönster Auswahl wogte auf purpurschweren Zweigen. Durch einen dieser Rosengänge führte das Fräulein ihren Gast bis zu einem steinernen Treppchen, das zur Seite eines Felsens hinablief. Sie wandten sich um die Ecke und standen vor einer natürlichen Grotte. Hier hatte die Kunst nur wenig gethan, sondern der freien Waldnatur ihr Recht gelassen. Aus dem Felsenspalt

schoß ein Quell über moosige Steine, von Farrenkraut überragt, netzte die Wurzeln einer herrlichen Buche und tanzte in krystallenen Wasserfällen hinab in die Tiefe zum Bache. Die Buche beschattete mit ihren breiten Zweigen den Eingang der Grotte. In den Stamm war, halb schon verwachsen, der Name Philipp eingeschnitten. Hier war es selbst am heißesten Sommertage still, kühl und waldesduftig. Das Fräulein lud ihren Gast auf eine Bank von jungen Birkenstämmen zum Sitzen ein. Konrad sprach ihr seine aufrichtige Freude an ihren Anlagen aus, und pries ihre glückliche Gärtnerhand.

Edelgard lächelte zufrieden. „Wenn die Gäste, die ich sonst durch meinen Garten führe, mir großen Beifall spenden," entgegnete sie, „so kann ich wohl an ihre Aufrichtigkeit glauben. Es sind einfache Menschen, die wenig oder nichts gesehen haben. Meine Anlagen sind durch die Natur des Bodens bedingt, und haben nichts von künstlerischer Vornehmheit. Wenn Sie aber, der Sie weitgedehnte und großartige Anlagen gesehen haben, wo die Gartenkunst ihre Triumphe feiert, wenn Sie mein kleines Reich loben, so ist es wohl mehr Nachsicht mit der dilettantischen Laune einer alten Frau."

„Keineswegs, gnädiges Fräulein! Und ich finde Ihr Reich aristokratischer, als Sie es wahr haben wollen. Denn es ist überall das Feinste, Ausgesuchteste, was

Sie ziehen. Selten fand ich auf so kleinem Raume eine so reiche Auswahl der vornehmsten Rosen. Es ist eine sehr noble Gesellschaft! Ich fand im raschen Ueberblick keinen einzigen gemeinen Obstbaum, sondern nur Spalierfrüchte, und zum Theil Sorten, die sich nicht in jedem Kunstgarten befinden. Und so könnte ich Ihre Schöpfung noch vielfach der Vornehmheit überführen."

„Nun," sagte das Fräulein heiter, „so ist dieß der einzige Punkt, in welchem ich aristokratisch bin. Aber merken Sie wohl, es ist bei meinen Zöglingen auch mehr das innere Verdienst, der Vorzug des Gemüthes, was ich berücksichtige. Blumen, die nur Farbe haben, nur in stolzer Pracht glänzen, liebe ich nicht, und lasse sie nicht in mein Gehege. Die kalte Schönheit der Georgine, oder das verzärtelte Modekind Camellie findet bei mir keine Stätte. Der Duft ist die Seele, das Gemüth der Pflanze, und nur dieser Vorzug berechtigt sie für meinen Garten, wenn sie sonst noch so unscheinbar ist. Reseda, Lindenblüthe und Blüthe des Weins sind die gemüth- und seelenvollsten Blumen. Diese Vergleiche sind Spielereien, nicht wahr? Aber sie treffen zu."

„Auch Sie, gnädiges Fräulein," fragte Konrad mit einiger Zurückhaltung, „erkennen eine Aristokratie des inneren Verdienstes an, der geistigen Befähigung, oder des redlichen, arbeitvollen Bestrebens?"

„Nur dieſe, mein junger Freund, wenn ich eine Bevorzugung mit ganzem Herzen anerkennen ſoll.“

„Und glauben Sie, daß jemals eine Zeit kommen werde, wo nicht mehr Geburt und Rang, ſondern das Streben und Verdienſt des Einzelnen die allgemeine Schätzung bedingen werden?“

„Davon wären wir nicht gar ſo weit entfernt,“ ſagte das Fräulein, „aber Ihre Frage berührt tiefer Liegendes. In einer Welt, wo der Begriff der Ungleichheit der Stände ſeit Jahrhunderten eingewurzelt iſt, kann eine Ausgleichung nicht ohne Rieſenarbeit angeſtrebt und vielleicht noch in Jahrhunderten nicht erreicht werden. Selbſt in Staatsverfaſſungen, welche auf Gleichheit der Menſchen gebaut ſind, in den Republiken des Alterthums, wie der Neuzeit, ſcheidet ſich das Volk in Parteien, deren eine ſich durch die Geburt zum Herrſchen bevorrechtet wähnt, während die andere ein ſolches Recht nicht anerkennen kann. Der Kampf iſt ein ungeſchlichteter, ſo tief auch das Volksbewußtſein Jahrhunderte lang geſchlummert und ſich von der Ueberhebung hat unterdrücken laſſen. Die Aufgabe unſeres Jahrhunderts iſt es, den Kampf in ſeinem ganzen Umfange wieder aufzunehmen und das Bewußtſein des Volkes zu kräftigen. Der Stand, in welchem ich geboren bin, ſcheint ſeine Weltrolle ausgeſpielt zu haben, und neigt ſich ſeinem Untergange zu. Meine Hoffnungen

für die geistige Entfaltung der Zukunft beruhen auf einem gesunden strebenden Bürgerthum. Denn so alt ich bin, so sehr auch alles, was mich in meiner Jugend umgab, von der Zeit zertrümmert worden ist, ich habe meine Augen noch offen für das Leben, für die Menschheit, ich wünsche, ich hoffe noch. Zwar weiß ich, daß erst, wenn ich lange im Grabe liege, die Neugestaltung der Welt zur Blüthe kommen wird, deren Gedankensaat ich ausgestreut sehe, aber die Zuversicht genügt mir, daß nach allen Kämpfen und Widerwärtigkeiten die Menschlichkeit siegen muß."

„Edle, bewunderungswürdige Frau!" rief Konrad begeistert aus, „diesen Glauben hätte ich in Ihrem Stande niemals gesucht! Ja, es muß eine Zeit kommen, wo der fleißige Arbeiter, der sorgenbeladene Handwerker ein gleiches Recht der Achtung geltend machen dürfen, wie es der Gelehrte, der Staatsmann, der Mann der Geistesarbeit und der im Wohlstand Geborne beanspruchen. Obwohl mich die Sorgen der Armuth nie gequält haben, kenne ich doch die Leiden meiner Brüder. In ihrer Mittel- und Rathlosigkeit, durch Erziehung ihre Fähigkeiten zu wecken, ihrem Geiste Nahrung zu geben, liegt der Kern ihres Unglücks. Zwar es ist schon Manches geschehen, diesem Mangel abzuhelfen, aber noch lange nicht genug, daß sie erkennen, worin derselbe bestehe. Sie fühlen ihn alle, aber

sie fassen ihn äußerlich auf, und nur die Minderzahl erkennt, daß nicht im Besitzen, sondern im Streben, geistigen Wachsen und Werden das Heil zu suchen sei. Der Handwerker, der fast ohne lesen und schreiben zu können aufgewachsen ist, sucht seine Knaben so bald als möglich aus der Schule zu bekommen, damit sie etwas verdienen können. Die Erwerbung von Schulkenntnissen scheint ihm etwas Feindliches, denn sie verzögert den materiellen Erwerb, der ihm das allein Wünschenswerthe ist. Und so muß, wie die Arbeit des Handwerkers eine rohe ist, auch seine Erholung eine rohe werden, muß er in seinen Genüssen, in seiner ganzen Anschauung roh bleiben. Wie oft hat es mich in tiefster Seele geschmerzt, wenn ich junge Gesellen meines Alters so völlig vernachlässigt fand, daß sie selbst meinem Bestreben, ihnen zu Hülfe zu kommen, nur Mißtrauen, wenn nicht Abgestumpftheit, entgegen brachten! Ich habe mich im Einzelnen bemüht und mich befragt, wie dem im Ganzen und Allgemeinen abzuhelfen sei, und es hat bei Versuchen und Hirngespinnsten bleiben müssen. Aber die Aufgabe des Staates sollte es sein, aus bloßen Arbeitsmaschinen denkende Menschen zu erschaffen. Einsichtsvolle, hochgestellte Männer müßten hier schaffend eingreifen. So wenig Kenntnisse ich über Politik habe, glaube ich doch, daß hier der Boden ist für die einzig richtige Politik."

Das Fräulein ſchwieg einige Augenblicke, und ſah lächelnd vor ſich hin. Dann begann ſie: „Laſſen wir einmal die Politik. Sie ſagen, Sie haben ſelbſt auf Mittel zur Abhülfe der erwähnten Uebelſtände gedacht. Laſſen Sie doch hören, zu welchem Endreſultat Sie nach Ihren Enttäuſchungen gelangt ſind.“

„Zu einem ſehr egoiſtiſchen, wenn man dabei vergißt, daß man nicht Mittelpunkt, ſondern Mittel werden ſoll. Der Spruch: Es bilde Jeder ſich ſelbſt zu möglichſter Vollendung aus, und er wird die Anderen bilden — dieſer Spruch klang mir von früher Kindheit an in die Ohren. Und ſo muß ich mich begnügen, mir ſelbſt Kenntniſſe und Verſtändiß des Lebens anzueignen. Aber dieſer Grundſatz iſt ſo ideal, daß er, trotz aller praktiſchen Thätigkeit, die er in ſich ſchließt, auf eine Idee hinausläuft, zu deren Verwirklichung vielleicht Jahrhunderte nicht ausreichen — wenn auf dieſem Wege etwas zu verwirklichen iſt.“

„Es käme darauf an!“ meinte das Fräulein. „Gut Ding will Weile haben, und man ſoll nicht verzweifeln, weil ein Ziel ſo ſcheinbar unendlich weit liegt. Das Mittel, welches Sie ergriffen haben, iſt für Sie das einzig richtige. Die Jugend ſoll ſich bilden, den Drang nach Thätigkeit auf ſich ſelbſt zurückwirken laſſen, erſt dem Manne bleibe es vorbehalten, nach außen zu wirken und mit befeſtigtem Charakter für die Menſchheit

zu handeln. Warum aber wollen Sie die Pflicht, in Ihrem Sinne schaffend einzugreifen, allein hochgestellten Männern zuschreiben? Auf die Stellung wird hier wenig ankommen. Die großen Wohlthäter der Menschheit sind von jeher aus niedrigem Stande hervorgegangen. Das höchste Beispiel hiefür ist der Stifter der christlichen Religion selbst."

„Mißverstehen Sie mich nicht, gnädiges Fräulein! Ich sprach von keinem Stande, sondern nur von dem Anfang einer durch geistigen Werth errungenen öffentlichen Wirksamkeit."

„Ganz recht, aber auch auf diese Sonnen sollen wir nicht warten, wenn sie sich zu lange hinter Wolken verbergen. Wer einen Gottesfunken von Menschenliebe und eine Hoffnung besserer Tage in sich trägt, ist berufen, er sei auch wer er sei. Wir wollen weiter davon reden, wenn Sie unseren alten Freund, den Professor Tollander näher kennen gelernt haben. Und wenn dann erst unser Philipp hier ist, dann mag das Evangelium der Liebe, Eintracht und Menschlichkeit unsere Gemeinschaft lebhaft und glücklich machen!"

„Ich sehe mit Spannung und Freude der Bekanntschaft mit Philipp entgegen!" rief Konrad. „Aber lösen Sie mir ein Räthsel, gnädiges Fräulein. So viel ich unten im Dorfe über die Familie Staffelburg höre, gilt Philipp seit langen Jahren für todt, während er bei

Ihnen unter die Lebenden gezählt wird und sicher einer der beglücktesten Lebenden ist."

„Da kommen wir endlich auf den Hauptgrund, warum ich Sie zu mir kommen bat!" entgegnete das Fräulein. „Die eigenthümliche Art unseres ersten Bekanntwerdens hat Sie zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht, das von dem kleinen Kreise der Eingeweihten bisher auf das Strengste gehütet worden ist. Nur der Professor und der Hauptmann Tollander, ich selbst und meine beiden alten Diener waren bisher im Einverständniß. Bald wird es, und braucht es kein Geheimniß mehr zu sein."

Edelgard erzählte ihrem jungen Gast einen Theil ihrer Familienchronik, die wir schon kennen gelernt haben. Als sie bis zu jener Katastrophe gekommen war, durch welche Philipp Gefahr lief, ihren Händen entzogen und in das Cadettenhaus gethan zu werden, fuhr sie folgendermaßen fort: „Sie müssen nun die Einzelnheiten erfahren, die der Flucht unseres Philipp voran gingen, denn es wäre nicht unmöglich, daß sich noch irgend eine Stimme der Beschuldigung gegen den vortrefflichen Jüngling erhöbe, die Sie gegen ihn verwirren könnte. Hören Sie also. Das Geld, das die Baronin von ihrer ältesten Tochter für die Ausstattung Philipps erhalten hatte, lag noch in ihrem Schranke. Bruno, der unselige Mensch, ließ sich durch den Schatz verblenden

und in einer Stunde, da die Mutter nicht im Zimmer war, erbrach er den Schrank und entwendete das Geld. Wahrſcheinlich ſteckte er mit einem Bettler zuſammen, Namens Nickelhans, der Ihnen nicht unbekannt geblieben ſein wird. Faſt unmittelbar nach der That wurde die Baronin des Verluſtes inne. Tollander, damals Lehrer der Söhne, verfiel ſogleich auf Bruno, da er denſelben in der Dämmerung mit dem Bettler flüſtern und demſelben etwas heimlich zuſtecken geſehen hatte. Noch trug er eine Scheu, den Schleicher aufs Ungewiſſe zu beſchuldigen, aber er wurde ſofort überzeugt, als Bruno die Frechheit hatte, den Diebſtahl ſeinem Bruder Philipp zuzuſchieben. Er habe, erklärte Bruno, geſehen, wie Philipp den Schrank erbrochen, und mit dem Gelde aus dem Zimmer gegangen ſei. Er habe ſich aus Schmerz und Mitleid über die Verworfenheit ſeines Bruders im erſten Augenblicke Schweigen auferlegt, jetzt aber könne er es nicht länger verheimlichen. Philipp, über eine ſolche Unverſchämtheit im Innerſten empört, fand kaum Worte, die That zu läugnen. Stolz und ruhig ſchwieg er, nachdem er ſich unſchuldig an dem Verbrechen bekannt hatte. Aber wie es in allen Dingen nur einer Verſicherung Bruno's bedurfte, um die Baronin zu überzeugen, ſo glaubte ſie auch dießmal feſt an die Ausſage ihres Lieblingsſohnes. Es gab einen furchtbaren Auftritt. Tollander, der zum Schutze

Philipps ſprach, konnte jetzt den Verdacht gegen Bruno nicht länger verſchweigen. Bruno's Frechheit ging hierauf ſo weit, den Hauslehrer der Theilnahme an dem Diebſtahl zu beſchuldigen. Auch dies war der thörichten Mutter wahrſcheinlich, und ſie verlangte die Zurückgabe des Geldes. Das war weder dem Lehrer noch ſeinem Schüler möglich. Philipps edle Ruhe wurde für Verſtocktheit angeſehen, Tollanders Vertheidigung war vergebens, Mutter und Bruder traten den Knaben faſt mit Füßen und ſperrten ihn endlich in eine Bodenkammer. Tollander kam am ſpäten Abend außer ſich vor Schmerz zu mir, um mir den Hergang zu erzählen. Ich ſah der Sache auf den Grund, und mein Plan war gefaßt. Eine Summe Geldes für Philipp hatte ich ſchon in Bereitſchaft liegen, und drang nun in Tollander, den Knaben noch in dieſer Nacht zu befreien. Mein alter Diener eilte ſofort nach der Stadt, um dem Hauptmann, der damals gerade ſeinen Abſchied genommen hatte, Nachricht zu bringen. Der Hauptmann ſollte ſofort Poſtpferde nehmen, und mit dem Wagen an einer verabredten Stelle des Waldes bereit ſtehen. Inzwiſchen legte Tollander um Mitternacht eine Leiter an das Bodenfenſter, und Philipp folgte in hingebender Dankbarkeit ſeinem Befreier. Sie kamen zu mir herauf. Wir nahmen einen kurzen Abſchied, und mit meinem heißeſten Segen entließ ich beide zur Flucht. Gegen

Morgen kam Brediko zurück mit der Nachricht, daß die Brüder Tollander mit dem Knaben glücklich entkommen seien. — Edelgard schickte einen Blick des Dankes gen Himmel, und fuhr nach kurzer Pause fort: Die Baronin war in allem, was sich nicht auf Bruno bezog, eine harte, herzlose Frau. Von der Schuld ihres jüngsten Sohnes überzeugt, hatte sie nur noch Verachtung gegen ihn, und es war ihr recht, daß er, wie es hieß, davon gelaufen sei. Aber den Verlust des Geldes konnte sie nicht so leicht verschmerzen, und bestand darauf, eine Untersuchung gegen den Hauslehrer anhängig zu machen. Nur mit Mühe brachte Bruno sie davon ab, um, wie er sagte, der Ehre des Hauses nicht zu nahe zu treten, die durch Philipps Verbrechen so schmachvoll angetastet sei. Doch zur Hauptsache zurück. Philipps Flucht gelang über Erwarten gut. Seine Retter brachten ihn über die französische Gränze, um ihn seiner Familie möglichst weit zu entrücken. In Straßburg machten sie Halt. Tollander setzte sich dort mit dem Besitzer einer bedeutenden Maschinenfabrik in Verbindung, und gab ihm seinen Zögling in die Lehre. Der Hauptmann, von jeder fesselnden Stellung frei, war froh, einen neuen Beruf zu haben, und blieb und wohnte mit Philipp zusammen. Sein Bruder, dem kurz vorher ein Lehrstuhl an der uns benachbarten Universität angetragen worden war, kehrte zurück. Nicht lange darauf

verbreitete ſich die Nachricht von Philipps Tode. Wahrſcheinlich iſt es, daß Bruno ſie erfand, um ſeiner Mutter willen, die ihm zu häufig des Bruders erwähnte. Wir ließen es geſchehen, da wir unſeren Philipp geborgen wußten. Drei Jahre lang blieb der Hauptmann in Straßburg. Nach Verlauf dieſer Zeit hatte ſich Philipps Charakter ſo ſchön und ſelbſtſtändig befeſtigt, daß wir ihn getroſt ſich ſelbſt überlaſſen konnten. Philipp verließ Straßburg, ſah ſich ſonſt in Frankreich um, und begab ſich dann nach England. Seit einem halben Jahre iſt er am Rhein, und wir erwarteten ihn kürzlich zurück. Dieſer Erwartung verdanke ich Ihre Bekanntſchaft, mein junger Freund."

„Und kehrt Philipp nicht zurück?" fragte Konrad."

„Vor einigen Tagen," fuhr Edelgard fort, „beſuchten mich der Profeſſor und der Hauptmann, und brachten mir Briefe. Philipp iſt mit Aufträgen einer Fabrik nach Berlin gegangen, welche ſeine Gegenwart dort nöthig machen. Er war ſo gedrängt, daß er es aufgeben mußte, uns zu beſuchen. Es wird nun wohl Jahr und Tag vergehen, ehe ich meinen Liebling wiederſehe. Glücklicher iſt der Profeſſor, er hat ihn ein Jahr um das andere aufgeſucht, und beſtätigt das, was in Philipps Briefen zu leſen ſteht, nämlich, daß unſer eigenmächtiges Werk gelungen, daß unſer Knabe der beſte, vortrefflichſte und hoffnungsvollſte Jüngling

geworden ist." — Die Augen des Fräuleins glänzten, ihr ganzes Wesen trug den Ausdruck der reinsten, mütterlichsten Freude.

„Aber noch Eins hab ich auf dem Herzen!" fuhr sie fort. „Mein alter Bredilo sagt mir, daß Sie oft mit der Susanne, dem unglücklichen Kinde, sprechen. Was halten Sie von dem Mädchen?"

Die Antwort auf diese Frage schien dem jungen Manne nicht ganz leicht. Er scheute sich, dem Fräulein zu sagen, was zwischen ihm und Susanne vorgegangen war, so wenig Gewicht er im Grunde auch der Sache beilegte. Er gestand, daß er des Mädchens Erziehung für sehr vernachlässigt halte, fügte aber die Hoffnung hinzu, daß von ihrer Entwicklung Gutes zu erwarten wäre, wenn sie den richtigen Händen anvertraut würde."

„Das ist eben meine Sorge!" entgegnete Edelgard. „Ich konnte nur Eins der Kinder retten, und fürchte, Susannens Erziehung wird eine falsche werden. Nach dem Tode der Baronin war ich nicht abgeneigt, das Mädchen zu mir zu nehmen. Aber Susanne kam mir wenig entgegen. Von ihrer Mutter hat sie gelernt, mich zu hassen, und so weigerte sie sich, zu mir herauf zu kommen. Jetzt hat sich die Majorin eingefunden, eine Frau, die von jeher jede Gemeinschaft mit mir verschworen hat. Sie wird das unglückliche Kind nach ihren eigenen Grund-

ſätzen erziehen, und da ſehe ich denn ſchon allen Standesdünkel und alle Vorurtheile in Blüthe."

„Wenn Sie es noch einmal verſuchen wollten," begann Konrad, „Suſanne für ſich zu gewinnen — vielleicht gelänge es mir, ſie zu überreden, einen Beſuch bei Ihnen zu machen."

„In der That, ich habe dieſen Wunſch. Ueberlegen wir uns das! Ich höre, Suſanne ſoll in eine Penſion gegeben werden, vielleicht wirkt das gut auf ſie. Indeſſen halte ich nichts von dieſen Penſionen. Wenn Sie Suſannen dieſer Tage ſehen, ſo fragen Sie einmal an, ob ſie ſich entſchließen könne, zu mir herauf zu kommen. Wir beiden, Sie und ich, ſehen uns hoffentlich öfter. Beſuchen Sie mich, wann und ſo oft Sie Luſt haben, Sie werden mir immer willkommen ſein!"

Konrad verſprach mit Freude, von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen. „Doch," fuhr er fort, „geſtatten Sie mir noch einmal auf jene unglückliche Kataſtrophe zurückzukommen, welche die Flucht Philipps nach ſich zog. Die Baronin hat das entwendete Geld nicht zurück erhalten?"

„Ich glaube nicht. Es war in Bruno's Händen, und damit iſt genug geſagt."

„Und doch iſt möglicher Weiſe Bruno ſeines Raubes niemals froh geworden." — Konrad erzählte das letzte ſeiner Abenteuer aus jener erſten bunten Nacht, die er

in Staffelburg zugebracht hatte — wie Nickelhans in ſeine Schlafkammer gedrungen, ihn für Philipp genommen, und ihm von vergrabenem Gelde vorgefaſelt, das nicht Bruno, ſondern er erhalten ſolle. In dieſem Augenblick wurde ein Geräuſch vernehmbar, als wenn ein ſchwerer Körper ausglitte, und rollende Steine mit ſich fort riſſe. Gleich darauf rauſchte es im Gebüſch, trockene Zweige knackten, und davoneilende Tritte wurden vernehmbar. Edelgard und Konrad ſahen ſich um. Der letztere ſprang auf, wandte ſich um die Felſenecke und blickte in das Waldesdickicht, das ſich hier an den Garten anſchloß. Er wollte den Abhang hinunter eilen, aber das Fräulein rief ihn zurück.

„Laſſen Sie nur," ſagte ſie, „es mag ein Reh geweſen ſein, wie ich oft eines in der Nähe meines Gartens ertappt habe. Hätte uns aber auch ein menſchlicher Lauſcher zugehört, was ich Ihnen erzählt habe, braucht keines Geheimniſſes mehr. Ihre Mittheilung iſt mir ſehr merkwürdig, am merkwürdigſten jedoch, wie der Bettler in meine Wohnung gedrungen. Ich muß alſo mehr vor ihm auf der Hut ſein. Sehr möglich, daß er dem Diebe das anvertraute Geld vorenthalten hat. Er hält Sie für Philipp. Benehmen Sie ihm dieſen Irrthum noch nicht, vielleicht macht er Ihnen noch fernere Geſtändniſſe. — Ach, mein junger Freund," fuhr Edelgard fort, „ich fürchte, wir haben noch manchen ernſten

Tag vor uns! Denn Bruno ist nicht für alle Zeit von uns entfernt worden, er wird einst wiederkehren. Und was haben wir dann von ihm zu erwarten?" — Edelgard seufzte von Neuem, und blickte mit gefalteten Händen zum Himmel. „Doch," fügte sie hinzu, „ängstigen wir uns auch nicht zu früh. Der entscheidende Augenblick wird uns Rath und Kraft bringen!"

Unter diesen Worten hatte das Fräulein mit ihrem Gaste die Grotte verlassen. Sie gingen weiter durch den Garten. Konrad war überrascht, wie behend die alte Dame die vielen Stufen und Treppchen von Terrasse zu Terrasse hinab und wieder hinauf stieg. Sie befragte ihn schließlich über Dies und Jenes der Gärtnerei. Er kam ihr mit Rath und That zu Hülfe, und band auf der Stelle einige Stauden schulgerechter auf. Zum Abschied reichte sie ihm gütig die Hand, und er versprach baldige Wiederholung seines Besuches.

Konrad schritt wohlgemuth von der Burg hinab. Plötzlich sauste ein großer Stein an seinem Kopfe vorüber, und flog auf der anderen Seite des Weges ins Gebüsch. Er fuhr zurück. Im nächsten Augenblick aber sprang er in das Buschwerk, aus dem der Wurf gekommen war, und bekam den Nickelhans zu fassen. „Verrückter Bösewicht!" rief er, indem er den Bettler bei der Brust faßte: „dieser Wurf konnte mich tödten! Was treibt dich an, mir nachzustellen?"

„Weg von dem armen Nickelhans!“ rief der Bettler mit einem wilden Blicke des Hasses, indem er sich losriß. „Du bist der falsche Philipp, hast dich für den rechten ausgegeben! Rächen wird sich der Nickelhans an dir, rächen!“

„Du bist ein Thor! Für gar nichts hab ich mich ausgegeben. Hast du mich für den Philipp gehalten, so ist es deine Schuld. Wofür willst du dich rächen? Weil du in deiner albernen Geschwätzigkeit mir allerhand Geschichten von vergrabenen Schätzen erzählt hast?“

„Nichts hab ich vergraben, nichts!“ schrie der Bettler ergrimmt. „Todtschlagen will ich den, der mir sagt, ich hätte was vergraben!“

„Und meinst du denn, daß ich an deine Geschichten glaube? Rede mir noch so viel von deinem versteckten Gelde vor, ich werde mich nicht darum kümmern!“

Der Bettler schien durch die letzten Worte etwas beruhigt zu werden. „Der Nickelhans ist arm!“ sagte er, in seinen üblichen Wimmerton zurückfallend, „hat kein Haus und kein Geld . . .“

„Der Nickelhans ist ein abgefeimter Schuft! Du warst es, der oben im Garten des gnädigen Fräuleins gehorcht hat, läugne nicht! Und jetzt lauerst du mir auf, um mich durch einen Steinwurf zu tödten? Ich kann dich einstecken und in den Stock werfen lassen! Weißt du das? Und jetzt höre mir zu: Spürst du mir

noch einmal nach, oder kommst du mir sonst tückisch in die Quere, so bist du zum letzten Male frei herum gegangen. Hat man dich bisher hier geduldet, so werde ich doch keine Umstände mit dir machen."

Nickelhans krümmte seinen starken Körper demüthig zusammen, und schlug zerknirscht die Augen nieder. Als ihn Konrad aber verlassen hatte, schlich der Bettler aus dem Gebüsch, und sah dem Dahinschreitenden nach. Mit drohender Geberde ballte er die Faust, und sein wüthend verzerrtes Gesicht zeigte, daß seine Demuth nur eine heuchlerische Maske gewesen war.

Sechstes Kapitel.

Susanne ging nicht mehr zu Konrad in den Garten. Zwar ihr Haß war geschwunden, aber sie trug eine unüberwindliche Scheu vor seinem Anblick. Der Drang, etwas zu lernen, erwachte mit solcher Macht in ihr, daß sie ihre Schwester dringend bat, sie bald in die Pension zu geben. Die Majorin war es zufrieden, und beobachtete mit Genugthuung das gesetztere Wesen, in welchem sie sich seit einigen Tagen zeigte. Höchst glücklich fühlte Susanne sich über ein neues Kleid, das sie

jetzt erhielt. Es war trotz des hohen Sommers von schwarzem Wollenzeuge, ein ernstes Trauerkleid, und ging bis auf die Sohlen herab, wie es sich für ein fast erwachsenes Mädchen schickte. Auch ihr Haar wurde anders aufgebunden. Diese äußere Umwandlung geschah zwar ohne besondere Rücksicht auf Kleidsamkeit, als sich Susanne aber in ihrem neuen Putze im Spiegel betrachtete, konnte sie eine gewisse Genugthuung nicht unterdrücken. Sie sah sich verändert, und glaubte in ihrer Unschuld, daß dieß darum schon zu ihrem Vortheil geschehen sein müsse. Auch tauchte die Frage in ihr auf, was Konrad wohl sagen würde, wenn er sie in so ungeahnter Herrlichkeit erblickte. Susanne war nicht eitel, sie war es bisher nur zu wenig gewesen, aber sie empfand die Freude eines jungen Mädchens an einem neuen Putze zum ersten Male mit stillem Genusse. Trotzdem wich sie dem jungen Gärtner geflissentlich aus. Einmal erblickte sie ihn, wie er durch das Dorf geschritten kam. Es schien ihr, als grüße er von fern und mache ein Zeichen, daß er sie zu sprechen wünsche. Aber eine Angst überfiel sie, sie lief nach Hause und ging den Tag über nicht mehr aus dem Zimmer. — So verstrich die Frist bis zu ihrer Uebersiedlung nach der Pension. Es war an einem Sonntage. Montags wollte die Majorin mit ihr abfahren.

Sonntag Nachmittags pflegte sich in der Schloß-

brauerei eine bunte Geſellſchaft einzufinden. Gewöhnlich ſammelte ſich um die Clarinetten der kleinſtädtiſchen Unterhaltungsmuſik der wohlhabendere Bürgerſtand und das Univerſitätspublikum der benachbarten Stadt.

Einer der beſetzten Tiſche — eigentlich eine lange Tafel von ſechs zuſammengeſchobenen Tiſchen — zeichnete ſich heut durch ganz beſondere Fröhlichkeit aus. Ein halbes Dutzend Familien hatte ſich hier zuſammengethan. Friſch blühende Mädchen, Frauen, Männer und Jünglinge ſaßen bei Geſpräch und Lachen ſehr vergnüglich beiſammen. Auch Konrad Heß befand ſich in der Geſellſchaft, und zwar in dieſem Augenblick in der Nähe ſeines Schwagers, des Zimmermeiſters Debald, welcher eben in einer Debatte das Wort führte. Konrad hörte dem verſtändigen Manne aufmerkſam zu. Frau Debald, begierig, auch etwas von der Rede ihres Mannes zu profitiren, verließ den Kreis der Frauen und ſtellte ſich hinter Konrads Stuhl.

Bruder und Schweſter waren an Jahren etwa ſo weit aus einander, wie Suſanne und die Majorin. Konrad hatte zwanzig, Frau Debald mochte vierzig Jahre haben. Sie war eine noch blühende Frau. Sie liebte den Bruder wie einen Sohn und wünſchte nichts ſehnlicher, als daß er ſich in ihrer Nähe ankaufen möchte. — Die Debatte der Männer wurde unterbrochen. Die ganze Schaar der jungen Mädchen erhob

sich mit Geräusch vom unteren Theile des Tisches, und schwirrte herbei, gefolgt von den jungen Männern. An der Spitze des Zuges hüpfte ein allerliebstes Geschöpf, mit einem Gesichtchen, in dem die Lebenslust glänzte und jubelte. Sie trug ein weißes Kleidchen mit rosenfarbener Schärpe, und einem kleinen Shawl von schwarzem Tafft. Man hatte sie zur Wortführerin ausersehen, und so drang sie keck in den Kreis der Männer und sprach den Wunsch der Jugend aus, im Grünen zu tanzen.

Die Väter waren es zufrieden, und Frau Debald, immer mit der Jugend gemeinschaftliche Sache machend, sagte: „Das ist ein guter Gedanke! Wir richten das Abendbrod draußen im Walde zu. Geht mit der Musik nur voran und sucht einen Platz aus, Kinder, wir Alten besorgen inzwischen das Nöthige, und kommen bald nach!“ — Mit Freude und Händeklatschen erhob man sich.

Inzwischen trat die kleine rosige Frühlingsgrazie zu dem jungen Gärtner. „Herr Konrad Heß,“ sagte sie mit einem Knix, „ist so sehr unter die gesetzten Väter gegangen, daß er an dem Tanze wohl nicht Theil nehmen wird?“

„Vielleicht doch!“ entgegnete Konrad mit komischer Würde; „wenn man mich recht artig und kindlich bittet . . .?“

„Das fehlte noch!“ rief die Kleine, indem sie ihm

einen grünen Zweig, den sie in der Hand trug, ins Gesicht warf, und lachend davon sprang.

Die glückliche Jugend setzte sich paarweise in Bewegung, dem Walde entgegen. Die Musik folgte, und ihr die Väter, nebst einigen außer Thätigkeit gesetzten Müttern. Bald hörte man in der Entfernung einen lustigen Walzer, und sah flatternde Gestalten zwischen den Bäumen. — —.

Susanne war an diesem Nachmittage in einer wunderlichen Stimmung. Morgen sollte sie sich von hier entfernen, und lag auch der Ort ihres künftigen Aufenthaltes nur eine Stunde entfernt, so mußte sie doch voraussehen, daß sie vielleicht niemals wieder hieher zurückkehren werde. Nicht mehr ein Fuß breit Erde von all dem weitgedehnten Grundbesitz gehörte ihrer Familie. Denn an Fräulein Edelgard dachte sie nicht. Sie selbst war ein armes Mädchen, in der Hand einer ihr fremden, ungeliebten Schwester, und der Gedanke, daß von morgen an ihr ganzes Leben eine neue unbekannte Wendung nehmen sollte, lag drückend auf ihr. Die Häuser des Dorfes, der Park, die Wege, wo sie sonst wild und tollkühn umher gesprungen, hatten ihr zum ersten Male eine Bedeutung. Eine tiefe Wehmuth überkam sie, eine Art leidenschaftlichen und doch sanft erweichenden Schmerzes. Sie hielt es im Hause nicht aus, sie mußte allerlei Plätze, von denen es ihr

jetzt erst einfiel, daß sie ihr lieb waren, noch einmal sehen. Hastig schritt sie hinaus, und mit abgewandtem Gesicht am Hause des Gärtners vorüber. Sie nickte den Landleuten zu, die sie sonst hochmüthig über die Schulter angesehen hatte. Schnell, als gälte es die eiligsten Geschäfte, betrat sie den Waldsteig. Da schlugen Töne an ihr Ohr von lustiger Musik und hellem Lachen. Sie sah sich um, und erblickte bunte, schwebende Gewänder. Schon wollte sie sich abwenden, und einen anderen Weg einschlagen, da erscholl aus dem fröhlichen Kreise der Ruf: Konrad! Konrad! — Ihr Herz klopfte lauter, ein unbekanntes Etwas zog sie nach dem Tanzplatze. Zwischen dem Gebüsch hinschlüpfend, wagte sie sich bis in die Nähe der Gesellschaft, und betrachtete, gedeckt von den Zweigen, das ihr so neue Fest.

Da hatten sich Männer und Frauen am Hügel gelagert, und betrachteten mit vergnügten Augen den Tanz. Die Musikanten saßen unter einem Baume. Eine stattliche Frau, beladen mit allerlei Paketen, näherte sich den sitzenden Gruppen. Ihr folgten ein paar andere, ähnlich bepackt, und ein jovial aussehender Herr, der einen Korb mit Weinflaschen trug. Er hob ihn verheißend in die Höhe, und die Ankommenden wurden mit Freudengeschrei begrüßt. Mehr aber, als durch alles das, wurde Susanne von den tanzenden Paaren gefesselt, und unter diesen wiederum sah sie eins, das

alle ihre Pulse lauter pochen machte. Da tanzte Konrad mit einem schönen blonden Mädchen, wie vom Winde getragen, über das Gras. Ihre rosenfarbene Schärpe flatterte über dem weißen Gewande, das Mädchen schien leicht wie ein Schmetterling und anmuthig wie eine Waldnymphe. Ja, sie schien zu wissen, daß ihr Tänzer auch nicht zu den übelsten gehöre, und daß sie sich mit ihm dürfe sehen lassen.

Susanne beugte sich hervor aus ihrem Versteck, sie sah immer noch die rosenrothe Schärpe flattern, nachdem das Paar bereits abgetreten war. Da bemerkte sie, wie die kleine Nymphe angelegentlich zu ihrem Tänzer sprach, und dann mit ausgestrecktem Arme nach der Gegend ihres Verstecks hinwies. Konrad schritt sofort über den Plan, seine Tänzerin folgte ihm langsam. Susanne fuhr zurück, sie wollte davon laufen, aber sie fühlte sich wie fest gebannt.

„Guten Abend, Susannchen!“ rief Konrad ihr entgegen. „Wollen Sie an unserer Gesellschaft Theil nehmen?“

Susanne schüttelte den Kopf und wollte sich hinwegwenden. „Bleiben Sie doch einen Augenblick bei uns!“ fuhr Konrad fort. „Lassen Sie sich wenigstens hier meine Nichte vorstellen.“

Die kleine Nymphe trat ein paar Schritte näher und sah Susannen neugierig lächelnd an.

„Das ist Ihre Nichte?“ fragte Susanne mit verwundertem Tone.

„Ja wohl, meine Nichte, Marie Debald, die Tochter meines Schwagers, des Zimmermeisters Debald. Einen Knix, Mariechen, mach deinem alten Onkel Ehre!“

Marie schlug neckisch mit dem Taschentuche nach ihm und rief: „Du bist mir ein schöner Onkel!“ Dann Susannen näher tretend und ihr freundlich die Hand bietend, fuhr sie fort: „Ich kenne Sie schon seit einer Weile, erst heut hat mir der Konrad eine Stunde lang von Ihnen erzählt!“

Susanne starrte in das liebliche Rosengesicht, ihr Herz wurde weit, sie fühlte sich mit Allgewalt zu dem Mädchen hingezogen. Aber sie war wie im Traume, ein schwerer Druck lastete auf ihrem ganzen Wesen, und sie wußte kaum, was sie sagte, als ihr halblaut die Worte entglitten: „Du bist so schön!“

„Ach!“ rief Marie lachend und abwehrend, „es wird so arg nicht sein!“ — Aber das Herz des jungen Mädchens war durch diese Aeußerung vollkommen gewonnen. Sie faßte Susannen unter den Arm und suchte sie fortzuziehen. „Sie müssen bei uns bleiben,“ sagte sie, „und mit uns vergnügt sein. Tanzen Sie gern?“

„Ich darf nicht! Ich darf nicht! Ich muß nach Hause!“ rief Susanne, von einer unerklärlichen Angst

ergriffen, und beſtrebt, ſich von Mariens Arme los zu machen.

„Bleiben Sie, Suſannchen!“ bat Konrad. „Ich habe Ihnen noch etwas Wichtiges mitzutheilen. Morgen reiſen Sie, dann iſt es zu ſpät. Nur ein halbes Stündchen!“

Suſanne fühlte ſich widerſtandslos von Marien zu den feſtlichen Gruppen fortgeführt. Konrad ging an ihrer anderen Seite. Das abgeſonderte Geſpräch hatte bereits Aufmerkſamkeit erregt, und alle Augen waren auf die dunkle Geſtalt gerichtet, die zwiſchen dem friſchen Paare herangeſchritten kam.

Und in der That, Suſannens Erſcheinung war heute auffallend genug. Die Gemüthsbewegungen der letzten Tage hatten ſie gewaltſam aus ihrem bisherigen Weſen heraus getrieben, aber noch fehlte ihr der Ausdruck, die feſte Form der neuen Lebensphaſe, in welche ihre Natur treten ſollte, denn noch hatte ſich die aufgewühlte Flut der Empfindung nicht beruhigt. Dies gab ihr etwas Unſtätes, Traumhaftes, faſt Dämoniſches. Ihr Geſicht, obwohl tief im Ton, war blaß, und unter den ſtarken, aber ſchön gebogenen Brauen lagen die dunkeln Augen, räthſelhaft und unſicher umherblickend. Das lange ſchwarze Trauerkleid, die etwas gebeugte Haltung, der halb willenloſe Gang vermehrten den düſteren Eindruck ihrer Erſcheinung. Selbſt die Fröh-

lichsten aus der Gesellschaft fühlten sich plötzlich wunderbar ergriffen, und durch den ganzen Kreis ging ein Fragen und Flüstern.

Inzwischen hatte Konrad den neuen Gast zu seiner Schwester geführt, und auch der Zimmermeister ging auf sie zu und hieß sie willkommen. — „Wollen Sie unser ländliches Mahl theilen, Fräulein," sagte Frau Debald, „dann lagern Sie sich zu uns. Meine Herrschaften — Kinder, hört Ihr nicht? — das Butterbrod ist bereit! Jeder bediene sich selbst."

Alles lagerte sich in Gruppen, und sprach fröhlich den vollauf mitgebrachten Speisen zu. Die Flaschen machten die Runde, und Lachen und Geschrei erscholl durch den Wald. Aber Susanne fühlte sich in diesem ihr völlig neuen Treiben überaus beengt. Frau Debald sprach freundlich zu ihr, Marie mit offenem Entgegenkommen, aber immer schwerer senkte sich der Druck auf Susannens Gemüth. Marie bemerkte es. „Kommen Sie, Fräulein Susanne," flüsterte sie ihr ins Ohr, „wir wollen hier ein wenig umherspazieren!"

Die Mädchen erhoben sich, und verließen die lärmende Gesellschaft. „Sie sind so gut zu mir," begann Susanne. „Ich wünschte, wir könnten uns oft sehen. Aber morgen muß ich in die Stadt und zu Frau von Wedekind in die Pension."

„Zu Frau von Wedekind?" rief Marie erfreut. „Die

wohnt nicht weit von uns. O, da können wir uns oft sehen! Wie freu' ich mich!"

„Wenn Sie sich meiner nur nicht schämen werden!" entgegnete Susanne mit einem Seufzer. „Sie sind schon so fertig, und ein hübsches junges Mädchen, aber ich habe nichts gelernt, bin dumm und kindisch . . .!"

Die sechzehnjährige Marie blickte sie mit hellen Augen an und rief: „Susannchen, wir wollen gute Freundinnen werden! Schelten Sie sich nicht selbst. Mit meiner Gelehrsamkeit ist es nicht weit her. Ich weiß nicht, was mich ansicht, daß ich Ihnen vom ersten Augenblick an so gut sein muß. Die Mutter hält mir oft vor, ich sei zu ausgelassen, aber ich weiß nicht, wie ich es ändern soll. Sie sind ernsthaft und sogar traurig. Wir wollen zusammenhalten. Sie werden mir etwas von Ihrem Ernst abgeben, und ich will versuchen, durch meinen Frohsinn Ihre Traurigkeit zu zerstreuen. Ich habe viel gute Freundinnen, aber seit einer halben Stunde ist mir, als gäb' es eine Freundschaft, von der ich bisher keine Idee gehabt habe!"

Susanne fiel Marien mit leidenschaftlichem Ungestüm um den Hals, und ein Thränenstrom schoß jählings über ihre Wangen. Selbst Mariens immer klares Auge umflorte sich. „Arme Susanne!" sagte sie. „Du hast gewiß schon viel Unglück im Leben gehabt, und dein Trauerkleid zeigt noch jetzt . . ."

„Ach, Marie! Marie!“ rief Suſanne, noch immer in heftigen Thränen, „ich weiß nicht, was aus mir geworden iſt, noch was aus mir werden ſoll! Ich bin in dieſem Augenblicke zum erſten Mal in meinem Leben glücklich, und ich weiß doch erſt jetzt, daß ich unglücklich bin! Ich habe ja nichts auf der Welt, nichts, gar nichts! Ich bin ein armes, verlaſſenes und verwahrloſ'tes Geſchöpf, Allen zur Laſt, und mir ſelbſt am meiſten! O, du biſt glücklich, du haſt Menſchen, die dich lieben, Eltern und Freunde. Ich brauche Liebe, und muß um ein Tröpfchen bei Fremden betteln gehen! Eltern und Geſchwiſter — Alles iſt mir geſtorben, verdorben, oder hart und lieblos geworden, und ich ſtehe verachtet in der Welt da! Ich habe wohl gehört, was die Männer unter ſich ſprachen, als ich zu deiner Mutter trat. So geht mir ſeit kurzer Zeit täglich ein neues, ſchreckliches Licht auf, und ich weiß nicht, was noch kommen ſoll!“

Marie erſchrak vor dieſem Schmerzensſchrei ihrer neuen Freundin. „Es wird Alles beſſer werden, liebe, gute Suſanne!“ rief ſie mit Zärtlichkeit. „Weil du ſo viel zu leiden haſt, iſt dir gewiß noch doppeltes Glück aufgeſpart!“

„Ja, wenn ich ſo gut wäre wie du — oder Konrad! Aber ich bin eine böſe und unbildſame Creatur!“

„Nein, Suſanne, nein!“ eiferte Marie. „Ich liebe

dich, und du darfſt mir nicht ſchmähen, was ich liebe! Du haſt Recht, der Konrad iſt ein braver Menſch, und ich hab allen Reſpekt vor ihm, wenn ich gleich ſeine Onkelſchaft ſpaßhaft nehme. Glaube mir, er hält viel von dir — ja, er iſt dir gewiß ſehr gut, ich habe ihm das gleich angemerkt."

„Unmöglich!" rief Suſanne, „er muß mich verachten und haſſen!"

„Dann ſollte er es mit mir zu thun bekommen! Aber er denkt gar nicht daran, denn wenn er ſo thöricht wäre, ſo — würde er uns nicht nachgeſchritten kommen. Siehſt du, da iſt er ſchon!"

Suſanne trocknete ſchnell ihre Thränen ab, denn wirklich kam Konrad auf ſie zu. „Ich ſtöre!" ſagte er, „aber ich muß Ihnen endlich eine Bitte ausſprechen, Fräulein Suſanne. Möchten Sie nicht vor Ihrer Abreiſe einen Beſuch bei Fräulein Edelgard machen?"

„Bei der alten Tante?" fragte Suſanne erſtaunt.

„Gewiß. Man hat ſie Ihnen als böſe und gehäſſig dargeſtellt, und doch iſt ſie die edelſte und gütigſte Frau. Lernen Sie ſie kennen, und Sie werden ſie lieben!"

„Sind Sie denn mit ihr bekannt?"

„Ich bin auf wunderbare Weiſe zu ihrer Bekanntſchaft gelangt, Sie ſollen es einmal erfahren. Fräulein Edelgard wird Sie auf das liebevollſte empfangen, und

ich will nur gestehen, daß ich ihr versprochen habe, Sie zu dem Besuche zu bewegen."

„Thu es, Susanne!" rief Marie. „Die alte Dame ist in der ganzen Gegend bekannt wegen ihrer aufopfernden Güte. Mein Vater, der ihr damals ihren kleinen Einbau auf dem Schlosse besorgt hat, spricht mit Bewunderung von ihr, und besucht sie noch zuweilen."

Susanne war ganz Erstaunen. „Alle, die ich für schlecht und nichtswürdig halten sollte, sind gut und edel!" sagte sie. Denn sie gedachte, daß man ihr auch die Gesellschaft, in der sie jetzt Freunde gefunden, als eine Horde von Bösewichtern und niedrigem Gesindel geschildert hatte. Mußte nicht ihre Tante Edelgard ein vortreffliches Wesen sein, da Konrad und Marie sich in ihrem Lobe vereinigten? — „Ich werde zu ihr gehen!" rief sie. „Noch heute, sogleich!"

Während die drei jungen Leute noch bei einander standen, erscholl in der Nähe der gebieterische Ruf: „Susanne! Bist du von Sinnen? Susanne!" — Sie sahen sich um, und erblickten die Majorin, die, mit Hut und Shawl, entrüstet angeschritten kam. — „In welcher Gesellschaft muß ich dich suchen!" fuhr sie fort. „Hast du denn kein Gefühl, zu welchem Stande du gehörst? Du hast wohl gar getanzt? In Trauerkleidung! Und in dieser Umgebung!"

„Getanzt hat das Fräulein nicht!" sagte plötzlich

eine neue Stimme. Frau Debald, die den jungen Mädchen nachgegangen war, trat zu der Gruppe. — „Das liebe Mädchen ist durch meine Tochter in unsern Kreis gezogen worden," fuhr sie mit Gelassenheit fort, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie in keiner schlechten Gesellschaft gewesen ist."

Die Majorin sah die Sprecherin mit großen Augen an. „Das mag sein," entgegnete sie, „es schickte sich aber für meine Schwester nicht, eine Gesellschaft aufzusuchen, in die sie nicht gehört. Susanne, wir gehen nach Hause!"

Frau Debald reichte Susannen die Hand. „Nun, dann leben Sie wohl, liebes Fräulein!" sagte sie. „Wollen Sie uns in der Stadt einmal aufsuchen, so werden Sie uns herzlich willkommen sein!"

„Das wird sie nicht!" rief die Majorin mit schneidender Kälte. „Ich untersage dies meiner Schwester, und verbiete Ihnen, Madame, sie in Ihrem Hause aufzunehmen!"

Frau Debald lächelte. „Ich habe wohl allein darüber zu entscheiden," sagte sie mit Ruhe, „wen ich in meinem Hause aufnehmen will oder nicht. Sie, als Hausfrau, werden einsehen, daß ich darüber keine gebieterische Vorschrift annehmen kann."

„Sie sind sehr kühn, Madame!" erwiderte die Majorin, die ihren Zorn nur mit Mühe in Schranken

hielt. „Ich werde Vorkehrungen treffen, das Kind vor dem Einfluß Ihrer Gesellschaft zu bewahren!“

Ein flüchtiges Roth ging über die Stirn der Frau Debald, doch verflog es schnell, und in gemessenem Tone sagte sie: „Wir werden nicht zudringlich sein. Indessen kann der Einfluß unserer Gesellschaft keinem jungen Mädchen zum Schaden gereichen. Bei uns herrscht gute Sitte, und wir genießen darum Achtung und Ehre. Ich habe das Recht, stolz auf meine Familie zu sein, ein Recht, das nicht jede Frau beanspruchen kann.“

Wie ein elektrischer Schlag zuckte dieses Wort durch die Brust der Majorin. Ein funkelnder Blitz schoß zu der Sprecherin hinüber. Susanne war in bedrängtester Verlegenheit, und Konrad wußte vor Mißbehagen nicht, wohin er sehen sollte. Die kleine Marie war es, die durch einen schnellen Entschluß dem Gewitter, welches auszubrechen drohte, zuvor kam. Sie warf sich Susannen an die Brust und rief: „Leb wohl, Susanne! Sehen wir uns auch niemals wieder, wir wollen uns lieb behalten!“ — Dann rasch zu ihrer Mutter gewandt, fuhr sie fort: „Wir müssen gehen, liebe Mutter! Man wundert sich schon, wo wir bleiben!“ — Schnell legte sie ihren Arm in den der Mutter und zog dieselbe mit sich fort. Konrad grüßte Susannen mit einem theilnehmenden Blick, und folgte seiner Schwester.

Suſanne ſtarrte den Dahinſchreitenden regungslos nach. „Du folgſt mir auf der Stelle!“ rief die Majorin, die jetzt ihrem leidenſchaftlichen Zorne freien Lauf ließ. „Mußteſt du mir eine ſolche Scene bereiten, abſcheuliches Geſchöpf! Aus dem Pfuhle des Pöbels muß ich dich heraus ſuchen, und es dulden, daß mir ein gemeines Bürgerweib, das ſich wie ein Pfau mit der goldenen Uhrkette bläht, Impertinenzen ſagt! Ich wollte, ich wäre dem Dringen meines Mannes nicht gefolgt, ſondern hätte dich durch einen Commiſſionär in die Penſion bringen laſſen! O, ich ſeh es voraus, daß dies der Anfang einer Reihe von Beſchimpfungen iſt, die ich durch dich noch werde zu erleiden haben! Nichts als Schande hab ich durch meine Geſchwiſter erlebt!“

Suſanne entgegnete auf ſolche Reden nichts, ſondern ſchritt mit bleichen Zügen neben der fort und fort eifernden Dame her. Immer mehr fühlte das junge, liebebedürftige Mädchen ſein Herz erkältet, ja, abgeſtoßen und verletzt. Als ſie ſich dem Dorfe näherten, blieb Suſanne ſtehen. „Ich kann dir jetzt nicht nach Hauſe folgen,“ ſagte ſie, „da ich noch einen Beſuch zu machen habe.“

„Einen Beſuch?“ fuhr die Majorin auf. „Nicht ohne mich! Ich habe über dein Thun und Laſſen zu entſcheiden. Zu wem willſt du?“

„Hinauf zu Tante Edelgard.“

„Zu Tante Edelgard? Wie kommst du darauf?“

„Man hat sie mir verlästert, aber wie glaubwürdige Menschen mir sagen, ist sie die beste Frau. Ueberdies wünscht sie mich zu sehen.“

Die Majorin überlegte einen Augenblick. Wie schon früher angedeutet, war sie nicht ganz abgeneigt, mit dem Fräulein anzuknüpfen, wenn sich nur eine passende Art gefunden hätte. Die Sage von dem noch so reichen Schmuckkästchen der alten Dame und sonstigen geheim gehaltenen Schätzen durchfuhr verlockend noch einmal ihre Gedanken. Ueberdies fühlte sie in dieser Stunde eine solche Abneigung gegen ihre junge Schwester, daß ihr der Wunsch, ein Anderer möchte ihr die Sorge für sie abnehmen, nicht fern lag. Vielleicht erklärte Edelgard sich bereit, an Susannen Mutterstelle zu vertreten. Aber würde Susanne ihre Sache bei der Tante gut anstellen, wenn man sie allein hinaufgehen ließe? Das schien der Majorin nicht glaublich. Und so war denn der sonst so schwere Entschluß jetzt schnell gefaßt, selbst einen Besuch bei der Tante zu machen. — „Es ist gut,“ sagte sie, „ich werde mit dir hinauf gehen. Ich bringe dir dieses Opfer, obgleich du es nicht verdienst!“

Susannen war diese Begleitung sehr unerwünscht, aber sie mußte sie sich gefallen lassen, und so stiegen die Schwestern zur alten Burg hinauf. Sie ließen sich melden, und wurden, da Edelgard im Garten beschäftigt

war, in das Wohnzimmer des Fräuleins geführt. Der Eindruck dieſes behaglich geſchmückten Raumes war für ſie eben ſo überraſchend, wie er einſt auf Konrad gewirkt hatte, und auf Jeden zu wirken pflegte. Suſanne fühlte ſich auf das Lebhafteſte angeſprochen, und die Majorin war ſofort überzeugt, daß hier noch Schätze zu heben wären. Ja, ſie glaubte ſogar ein Recht an einige Gegenſtände zu haben. Sie erblickte vier große Familien-Portraits, die einſt in den Zimmern ihrer Eltern gehangen hatten, und es war ihr klar, daß ſie allein Anſpruch auf dieſe Ahnenbilder habe, die von der habſüchtigen Alten heimlich bei Seite gebracht worden wären. In dieſen Betrachtungen wurde ſie durch den Eintritt des Fräuleins unterbrochen.

Edelgard kam ihnen lebhaft entgegen, und ſtreckte zum Willkommen beide Hände aus. „Seid Ihr's denn wirklich, liebe Kinder?“ rief ſie. „Wie danke ich Euch, daß ihr der alten Großtante gedacht habt! Seid mir gegrüßt in meiner kleinen Häuslichkeit, und nehmt Platz!“

Die Majorin ließ ſich vornehm nieder. „Ich komme um Suſannens willen,“ ſagte ſie gemeſſen. „Sie hatten ſie einmal zu ſehen gewünſcht.“

„Das iſt recht freundlich von dir, liebe Adelheid. Alſo Suſanne ſoll ſchon morgen in die Penſion! Haſt du denn Luſt dazu, mein liebes Kind?“

Der liebevolle Ton, der gütige Blick Edelgards

drang dem jungen Mädchen tief in die Seele. Es war ihr, als müßte sie tief aufathmen, um den ganzen Strom von Wohlgefühl in sich aufzunehmen, der belebend aus diesem reinen und edlen Wesen in sie drang. — „Ja!“ stammelte sie schüchtern — „ich habe noch nichts gelernt, ich — muß anders werden. Ich weiß, daß ich noch — weder Achtung noch Liebe verdiene.“

Edelgard streichelte ihr die Wangen und Hände. „Ich muß dich loben, mein Kind! Und schon um deines guten Vorsatzes willen verdienst du Achtung und Liebe. Sei recht fleißig, meine Susanne, und werde ein einfaches und bescheidenes Mädchen. Laß dich auch nicht durch künftige Freundinnen in der Pension zum Hochmuth verführen. Ein junges Mädchen soll genügsam und liebenswürdig sein, und Genügsamkeit wird sich für deine Lage unter allen Umständen schicken.“

„Susanne kommt in die Pension der Frau v. Wedekind,“ sagte Adelheid pikirt. „Die Dame weiß, wie Töchter höherer Stände zu erziehen sind. Sie können in diesem Punkte außer Sorgen sein.“

„Du magst wohl Recht haben, liebe Adelheid. Und da du die Sorge für Susannens Zukunft übernommen hast — was ich dir hoch anrechne — so habe ich weiter nichts dagegen zu sagen.“

Der Majorin schien darin eine Ablehnung jeder Betheiligung an Susannens Zukunft ausgesprochen.

Auch verſtimmte es ſie, daß Edelgard ſie Du nannte, während ſie doch das Sie ganz beſonders betonte. Sie erhob ſich, und ging auf ein Gemälde zu. „Dieſe Ahnenbilder," ſagte ſie, „gehörten, ſo viel ich weiß, einſt meinen Eltern?"

„Ja wohl, liebe Adelheid. Deine Mutter verkaufte ſie zugleich mit vielen anderen Gegenſtänden. Und da es mich ſchmerzte, die Geſichter Derer, die ich einſt lieb hatte, in einer Trödelbude zu wiſſen, ſo kaufte ich ſie aus der Stadt zurück. Es ſind die Portraits meiner Großeltern. Du findeſt hier überhaupt nur Bilder, deren Originale ich perſönlich kannte, und die mir lieb waren. Auf Ahnen gebe ich nichts, wenn ihre guten Eigenſchaften ſie mir nicht als Menſchen werth machen. Und ſo denk ich all meinen kleinen Beſitz von theuren Erinnerungsſtücken auch dem zu hinterlaſſen, dem ſie der Werth, den ich darauf legte, zu einem liebevollen Andenken macht."

Die Majorin horchte auf.

„Und da wir Drei einmal hier beiſammen ſind," fuhr Edelgard fort, „wie wir vielleicht nicht wieder zuſammen kommen — denn ich bin ſiebenzig Jahre alt, ſo will ich Euch eine Entdeckung machen. Es iſt eine kleine Schuld, die ich auf dem Gewiſſen habe, aber Gott hat ſie zu einem Segen gedeihen laſſen, und ſo bin ich beruhigt."

Die Brillanten! Ob die wohl jetzt zur Sprache

kommen? dachte Adelheid, und wurde verzeihlicher gestimmt.

Aber zu ihrem Erstaunen waren die Enthüllungen ganz anderer Art. Denn Edelgard erzählte ihnen, daß Philipp nicht gestorben sei, sondern unter ihrer heimlichen Obhut lebe, und sich nächstens seinen Schwestern als Bruder vorstellen werde. „Ja," schloß sie, „unser Philipp lebt und ist ein braver Junge geworden! — Danket es mir, Kinder, denn nur so konnte der Welt in ihm ein freier, tüchtiger Mensch erzogen werden. Bald kommt er in die benachbarte Stadt, um dort eine Maschinenfabrik zu begründen. Freuest du dich, meine Susanne?"

In der That war Susanne von einem Gefühl des Glückes, der Liebe, der Hingebung zu dem alten Fräulein ergriffen, daß sie weinend fast in die Kniee vor ihr sank, und ihre Hände mit Küssen bedeckte. Anders war es mit Adelheid.

Sie saß wie gelähmt vor Schreck, und vermochte einer Art von Entsetzen kaum Worte zu geben. Denn von Neuem fürchtete sie das Opfer einer Familienschmach zu werden. Die eigenmächtige Entfernung Philipps durch die Großtante kam ihr wie ein Verbrechen vor, sie witterte eine Zuchthausstrafe, oder irgend sonst ein gräßliches Ereigniß, das nun herein brechen mußte. Von wirklicher Liebe zu ihren jüngeren Geschwistern hatte sie

nie etwas gefühlt, ſie waren ihr nur ein läſtiges Gefolge, und allein die Forderung des äußeren Anſtands dictirte ihr die Pflicht, ſich ihrer anzunehmen. Aber auch dieſes Pflichtgefühl ſchwand ihr immer mehr dahin. Als ſie daher vernahm, daß Philipp Maſchinenbauer geworden ſei — worunter ſie ſich einen Taglöhner dachte, der Branntwein trank, Geldbeutel ſtahl und (was das Schlimmſte war) in kohlenſchwarzer Kleidung anſtändigen Leuten unter die Augen kam — als ſie eine ſolche Nachricht vernahm, erfüllte ſie ein Schauder! Sie hatte ſich mit dem Gedanken gewiegt, keinen Bruder mehr zu haben, der ſie noch beläſtigen könne; denn daß ſie ſich von Bruno für immer losgeſagt, verſteht ſich von ſelbſt. Nun aber tauchte dieſer Philipp auf, der einſt wegen eines Diebſtahls entlaufen war — ja, dieſer Philipp hatte die Frechheit, zu leben, und, wie Edelgard erzählte, kein Dieb zu ſein, und ſich der Hoffnung hinzugeben, daß ſie ihn noch als Bruder anerkennen werde!

Blaß und erſtarrt ſah ſie das alte Fräulein an. „Unerhört!“ rief ſie. „Dachten Sie denn nicht daran, welche ſchrecklichen Unannehmlichkeiten Sie dadurch mir und meinem Manne machten? Wenn es hierüber zu einer gerichtlichen Unterſuchung kommt, bei welcher der Name „von Staffelburg“ noch einmal genannt wird, ſo ſieht mein Mann ſich gezwungen, ſeiner Verwandten

wegen den Abſchied zu nehmen! O, und was ſteht uns noch bevor!“

„Nur Gutes, hoff' ich, liebe Adelheid!“ ſagte das Fräulein. „Philipp dankt mir, was ich für ihn gethan, und wer der Sache auf den Grund ſieht, wird ſie billigen. Wie ſollte es zu einer gerichtlichen Unterſuchung kommen? Zumal der Knabe in völliger Uebereinſtimmung mit mir war. — Aber in deinen Augen, mein Kind,“ wandte ſie ſich zu Suſannen, „ſehe ich Thränen der Freude und Liebe. Halte dieſes Gefühl wach in deinem jungen Herzen, und dein Leben wird in jeder Betrübniß einen Halt haben! Liebe deinen Bruder, er iſt deiner Liebe werth!“

Suſanne, aufgelöſ't von Rührung, warf ſich in neuen Thränen ihrer Großtante an die Bruſt. Edelgard drückte ſie mit Zärtlichkeit an ſich. „Und nun, mein Kind,“ ſagte ſie, „ſollſt du auch das Geſicht deines Bruders ſehen. Er hat mir ſelbſt ſein Portrait gezeichnet. — Sie ging nach der Fenſterniſche und nahm das Bild von der Wand.

Ein Purpur flog über Suſannens Geſicht und Hals, da ſie in wohlbekannte Züge zu blicken glaubte. „Konrad —!“ rief ſie verwirrt. „Iſt er mein Bruder?“

„Die Aehnlichkeit dieſes jungen Mannes mit unſerem Philipp hat auch mich überraſcht,“ entgegnete das Fräulein. „Philipp und Konrad ſind zwei verſchiedene Jünglinge.“

„Wer iſt Konrad?“ fragte die Majorin.

„Ein junger Freund von mir,“ ſagte Edelgard. „Willſt du dir das Bild deines Bruders nicht auch anſehen, liebe Adelheid?“

Die Majorin nahm das Portrait in die Hand und betrachtete es mit Vorurtheil und Mißbilligung. Die grüne Bluſe ſchien ihr ein hinlänglicher Grund zu den ſchlimmſten Erwartungen.

„Er gleicht deinem Vater recht ſehr. Findeſt du nicht die Aehnlichkeit?“

„Keine Spur davon!“ erwiderte die Majorin, indem ſie das Bild von ſich ſchob. „Suſanne, es iſt ſpät, wir müſſen gehn.“ — Sie erhob ſich und zog ihren Shawl um die Schultern.

Aber Suſanne zauderte, der Schweſter zu folgen. Zum erſten Mal in ihrem Leben hatte ſie Worte der Sanftmuth, mütterlicher Liebe und Güte gehört, und mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ihres Weſens fühlte ſie ſich zu Edelgard hingezogen. Hier ſah ſie einen bisher unbekannten Himmel offen, und draußen in der Nähe ihrer Schweſter war eine Welt der Erſtarrung, der kalten Herzensertödtung. Sie rang mit einem Entſchluſſe, und endlich rief ſie, die Hand Edelgards wie zum Schutze ergreifend: „Ich kann nicht von hier gehen! Ich kann nicht! Tante Edelgard — behalte mich bei dir! Erbarme dich! Laß mich bei dir bleiben!“

Sowohl das Fräulein als die Majorin ſtanden betroffen von der heftigen Gemüthserſchütterung des jungen Mädchens. — „Du biſt undankbar!“ ſagte Adelheid. „Du genießeſt meines Schutzes, und geberdeſt dich wie eine Verſtoßene!“

Edelgard überlegte einige Augenblicke. „Adelheid!“ ſagte ſie dann, „laß mir das Mädchen hier!“

So willkommen der Majorin ein ſolcher Antrag auch noch vor einer Stunde geweſen wäre, ſo fühlte ſie ſich doch jetzt ſo vielfach beleidigt und erbittert, daß ſie aus Trotz und Herrſchſucht den Plan zurückwies. Sie wollte zeigen, daß ſie zu gebieten habe. „Ich bedaure, nicht darauf eingehn zu können,“ ſagte ſie kalt. „Es iſt mit Frau von Wedekind bereits Alles abgemacht. Deine Luſt zum Lernen und zur Beſſerung muß nicht eben groß ſein, Suſanne, wenn du die Anſtalten, die ich in dieſer Hinſicht für dich getroffen habe, in ſo kindiſcher Weiſe zu umgehen ſuchſt. Und wenn Sie, Tante Edelgard, nicht ganz beſondere, verborgene Hülfsquellen haben, ſo weiß ich nicht, wie Sie daran denken können, Suſannen eine ſtandesgemäße Erziehung zu geben. Oder dachten Sie daran, das Mädchen, wie bisher, wild aufwachſen zu laſſen? Ich habe mich zu ſchweren Opfern für ſie entſchloſſen, und mein Entſchluß ſteht feſt. Mein Mann iſt Suſannens Vormund, er ſtimmt mit mir überein, daß ſie in die Penſion gebracht werde.“

Edelgard ſah ein, daß mit der Majorin nicht zu handeln ſei. Sie wandte ſich alſo zu Suſannen. „Geh, mein Kind!“ ſagte ſie. „Meine Liebe wird dir folgen. Habe Muth und ſei ſtark, und Gott wird dir helfen. Wir haben uns jetzt gefunden, und wollen von nun an treu an einander halten — auch in der Ferne! Ich ſegne dich, mein theures Kind! Leb wohl!“

Suſanne vermochte ſich aus den Armen Edelgards kaum loszureißen. Endlich, mit ſtrömenden Thränen, ſtürzte ſie ihrer Schweſter nach, und verließ das alte Burggemäuer. Edelgard ging gedankenvoll in den Garten und ſetzte ſich wehmüthig ſeufzend zu ihren Roſen. —

Am anderen Morgen fuhr ein Wagen durch das Dorf, durch deſſen Fenſter ein blaſſes, verweintes Mädchengeſicht blickte. Da ſprang hinter der Gartenhecke Konrad hervor, grüßte und ſchwenkte ſeinen Hut. Aus dem dahinrollenden Wagen wehte ein weißes Tuch zurück. Gleich darauf wurde das Fenſter mit Heftigkeit geſchloſſen.

Siebentes Kapitel.

In Geyßmar-Park war eine kleine Geſellſchaft zu Tiſche verſammelt. Nur zehn Perſonen, Herrn und

Damen, die letzteren alle verheirathet. Der Baron liebte so kleine Gesellschaften, dazu eine gute, witzige Unterhaltung, und war, wie sich denken läßt, wählerisch in der Zusammenstellung eines solchen Kreises von Gästen. Er liebte es, die Triumphe seiner Küche und seines Kellers, seinen Geschmack und Geist vor Kennern zu zeigen. Es schmeichelte ihm überdieß, die Anerkennung seiner Gäste mit Verständniß zu hören, und das war nur in kleinem, gewählten Kreise möglich. Er sah heut sehr jugendlich aus, und machte den Wirth so vollendet, daß für Frau von Bibern, der er die Honneurs des Hauses übertragen hatte, kaum etwas nachzuhelfen übrig blieb.

Frau von Bibern war in ihren geselligen Umgangskreisen keineswegs als so berechnend egoistisch, hart und herrschsüchtig bekannt, als wir sie kennen gelernt haben. Es schien, als ob sie nur ihrer Familie gegenüber solche Seiten hervorkehrte, und zwar nur der Seite der Familie, welcher sie entsprossen war. Denn mit ihrem Gatten und ihren Kindern stand sie, wie alle Welt durch den Augenschein belehrt wurde, in musterhaftem Verhältniß. Ihr Haus in der Stadt war wohlhabend und angenehm, also auch geachtet, beliebt und gesucht; der Major als ein Ehrenmann bekannt, sie selbst als eine kluge Frau und ausgezeichnete Gesellschafterin. Um so schrecklicher wurde sie von der Schmach berührt, die fort und fort

von Seiten ihrer Geschwister die Ehre ihres Hauses zu beflecken drohte. Die Gesellschaft war nicht ohne Kenntniß dieser betrübenden Angelegenheiten. Man wußte von den Reisen der Majorin, von ihrem persönlichen Eingreifen und Zuhülfekommen bei den betrübenden geheimen Familienwirren. Man beobachtete ein achtungsvolles Schweigen darüber, bedauerte im Stillen das Unglück der vortrefflichen Gatten, und bewunderte die Seelengröße, womit sie es zu tragen verstanden. Heut aber war nichts von düsteren Gedanken in Adelheids Mienen zu lesen. Sie sah in gewählter Toilette sehr strahlend und schön aus.

Der Nachtisch war beendet. Man hob die Tafel auf, und trat in den Garten hinaus, wo der Kaffee servirt wurde.

Es war ein ungewöhnlich milder Oktobertag. Geyßmar-Park glänzte in der ganzen Pracht der Herbstfarben. Der Rasen smaragdgrün, die Baumgruppen in den geschmackvollsten Zusammenstellungen von hell und dunkel, das Rankenwerk an den Veranden in weithin leuchtendem Purpur. Die Gesellschaft, nach dem vorzüglichen Diner in's Freie gelangt, zeigte sich überaus angeregt und munter. Die junge Gattin des Hauptmann von B., eine schöne, etwas kokette Blondine, jagte sich mit dem Grafen K., der vor vier Wochen die Lieutenants-Epaulettes erhalten hatte, über den Rasen. Der junge Mann,

dem Baron ſehr empfohlen, war der Jüngſte in der Geſellſchaft. Man ſah dem Wettlauf zu, der ſich auf dem grünen Teppich ſehr hübſch ausnahm, lachte und applaudirte. Dann zerſtreute ſich die Geſellſchaft nach Belieben zum Spaziergang in den Park.

Frau von Bibern ging am Arm des angenehmen Wirthes, der Major folgte im Geſpräch mit dem Präſidenten P. Indem fuhr ein einſpänniger Wagen raſch über feſten Kiesweg, der durch den Park führte. Der Baron, in der Vermuthung, daß ſich noch ein unerwarteter Beſuch einſtelle, zog ſein Glas. Schon aber war der Wagen vorüber, und die Richtung, die er eingeſchlagen, zeigte an, daß der Beſuch nicht ihm, ſondern einem der Beamten gelte, vielleicht dem Garten-Inſpektor, der ſo vielfach aufgeſucht wurde.

Adelheid ſprach ſich über das ſchöne Beſitzthum begeiſtert aus, und verhehlte ihr Bedauern nicht, daß keine Hausfrau über dieſe Herrlichkeiten walten ſolle.

„Aber vermiſſen Sie denn etwas in der Ordnung des Hauſes, meine Freundin?“ fragte Herr von Geyßmar, deſſen Eitelkeit gerade darin ſeinen Ruhm ſuchte, trotz der Junggeſellenwirthſchaft es ſeinen Gäſten an keinem Comfort fehlen zu laſſen.

„Sie ſind ein ganz ausgezeichneter Wirth,“ entgegnete Adelheid. „Gegen Ihre Häuslichkeit iſt, für einen unverheiratheten Mann, nichts auszuſetzen. Sie ſelbſt

aber würden die Reize derſelben erſt ganz empfinden, wenn Sie nicht länger Alleinherrſcher ſein wollten."

Der Baron ſprach ſich abwehrend aus, nicht ohne einen gewiſſen Sarkasmus, er wußte, daß ſeine kluge Freundin ihm etwas verzieh.

„Und Sie verheirathen ſich doch noch!" rief Adelheid plötzlich. „Und dann tappen Sie blindlings in's Netz hinein, wie das bei lange Wartenden gewöhnlich iſt, und werden einen ſtrengen Pantoffel zu fühlen haben!"

„Nun, damit ich nicht blindlings in's Netz tappe," ſagte der Baron lachend, „ſollen Sie mir eine Frau ausſuchen! Sie ſind meine Freundin, und werden gütig ſorgen, daß der Pantoffel nicht zu ſtreng ſei. Wollen Sie?"

„Nimm' Dich in Acht, Adelheid!" rief der Major, der dies ziemlich laut geführte Geſpräch angehört hatte. „Dem da wirſt Du es doch nicht recht machen — alſo keine Verantwortlichkeit!"

„Ich werde mich auch hüten vor ſo einer Comiſſion!" lachte die Dame. „Als guter Freund ſind Sie unvergleichlich, Baron, aber ob ich Sie einem Mädchen, das ich liebe, zum Ehegatten wünſchen darf, das iſt doch die Frage."

Man lachte, und der Baron am lauteſten. Ihm war ein ſolches Geſpräch, trotz ſeiner Gegenwehr, immer

sehr angenehm. Daß er mit seinem Reichthum eine gute Partie war, verstand sich von selbst, doch kümmerte ihn das wenig. Viel mehr schmeichelte es ihm, wenn man ihn persönlich für gefährlich hielt, ja er liebte es sogar, sich ein wenig darum ausspotten zu lassen, in der Voraussetzung, daß man denn doch überzeugt sei von seiner Unwiderstehlichkeit. So suchte er die Unterhaltung mit der Majorin, die ihn sehr wohl durchschaute, möglichst lange um das angeschlagene Thema herum zu drehen, während der Major mit seinem Begleiter, weniger interessirt, einen Seitenweg einschlugen.

Der Präsident wollte gelegentlich bei dem Garten-Inspektor vorsprechen, da er selbst fremdländische Pflanzenkultur betrieb. So schritten die Männer nach den Gewächshäusern. Sie fanden den Gesuchten nicht bei der Hand, wohl aber im Warmhause einen jungen Mann in eleganter Kleidung, mit einem Lehrling bei der Betrachtung einiger seltenen Pflanzen beschäftigt. Da der Präsident nach einigen zufälligen Worten einen Sachkundigen in ihm fand, kam man mit einander in's Gespräch, an dem auch der Major theilnahm. Diesem besonders gefiel der junge Mann, sein gemessenes, und doch gewandtes Betragen, die Art, wie er ohne alle Vordringlichkeit seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu erkennen gab. Da man auch auf die nicht entfernte Universitätsstadt zu sprechen kam, glaubte der Major ihn

für einen angehenden Gelehrten von dort halten zu müssen, andererseits aber schien ihm sein gewandteres Wesen und die Hindeutung auf Italien und England einen jungen Mann aus der Gesellschaft zu bezeichnen. Die drei Herren schritten in lebhaftem Gespräch einen Gang auf und ab, der durch die Baumschule führte, und ließen sich endlich auf einer halbkreisförmigen Bank nieder, die, dem Palmenhaus gegenüber, einen Blick auf die gefächerten exotischen Laubkronen gewährte.

Da trat der Baron mit Frau von Bibern aus einem Gange, und blieb vor den Männern stehn. Der Fremde erhob sich schnell. Bei seinem Anblick stutzte der Baron, faßte ihn überrascht näher in's Auge, und in seinen Zügen malten sich Verlegenheit und Unwille. Der Fremde beobachtete seine Mienen genau. „Hätte ich Gesellschaft hier gewußt, Herr Baron," sagte er in gemessener Haltung, „so würde ich meinen Besuch aufgeschoben haben." Er verbeugte sich gegen die Anwesenden, und schritt hinweg. Herr von Geißmar war, gegen all seine gewohnte Lebensart, so aus dem Schick gebracht, daß er nichts zu entgegnen wußte, und seine Gäste einigermaßen erstaunt über diese Begegnung ließ.

„Wer ist der junge Mann?" fragte der Major, dem Fortgehenden nachsehend.

„Ein Nachbar von mir!" rief der Baron in schwer

verhehlter Erregung. „Freund des Gärtners — besucht ihn oft!“

„Scheint ein wackerer Junge zu sein! Macht einen angenehmen Eindruck!“ meinten der Major und der Präsident aus Einem Munde, indem sie dem Baron folgten.

Diesen aber zog Frau von Bibern in beschleunigtem Schritte mit sich fort, denn sie hatte eine Beobachtung gemacht, vor der ihr Herz erbebte. Die Züge des Fremden kamen ihr bekannt vor, sie forschte in ihrer Erinnerung nach, und plötzlich trat das Bild ihres Bruders Philipp vor ihre Seele. Denn so scheinbar flüchtig sie bei Edelgard jenes Bild betrachtet — Furcht und Bestürzung hatten ihr dennoch jeden Zug darin fest eingeprägt. Daß Jemand in Staffelburg lebte, dessen Aehnlichkeit mit ihrem Bruder schon Andere getäuscht, daran dachte sie nicht. Die Gesichter gemeiner Leute pflegte sie überdieß kaum anzusehen. Ein schrecklicher Verdacht überkam sie, ein Verdacht, den die augenscheinliche Verwirrung ihres Wirthes nur zu bestätigen schien.

„Baron! Wer war der junge Mensch?“ rief sie mit gedämpfter Stimme, sobald sie sich von der Gesellschaft weit genug entfernt glaubte.

„Sie hörten ja, meine Gnädigste —“

„Ich will Wahrheit, Baron!“ fuhr sie dringender fort. „Sie verhehlen etwas!“

„Aber was könnte ich verhehlen —?“

„Keine Umſchweife! Ich muß die Wahrheit hören, und ich kann ſie hören. Reden Sie offen — wer iſt der junge Menſch?“

Herr von Geyßmar, durch ihre Beſtürzung, ihr Dringen, ihren entſchiedenen Ton noch mehr in Verwirrung gebracht, glaubte nicht anders, als daß ſein Familienunglück entdeckt ſei, und ſtotterte: „Nun ja doch, Ihnen darf ich's geſtehen, es iſt — mein Neffe!“

Adelheid blieb bei dieſer unvermutheten Antwort plötzlich ſtehen, und ſah dem Baron feſt in's Geſicht. „Ihr Neffe?“ fragte ſie ungläubig. „Warum erfuhr ich nie, daß Sie einen Neffen haben?“

Da ein Zufall nun doch einmal den Schleier von des Barons unbehaglichen Geheimniſſen gelüftet hatte, ſah dieſer ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, vor ſeiner klugen Freundin die düſtern Schatten ſeines Hauſes aufſteigen zu laſſen. Sie hörte ihm ſchweigend zu, und ſtellte dabei abſonderliche Betrachtungen an. Im Stillen gönnte ſie dem Freunde dieſen Makel, wenn man das (ſo dachte ſie) bei ſeiner Abkunft einen Makel nennen durfte. Es war ihr ein gewiſſermaßen ſüßes Gefühl, daß, während ihr altes Haus im Tiefſten erſchüttert war, des Barons neues Haus doch auch ſchon ſeinen Wurm hatte. Wenigſtens inſofern dieſer Wurm an ſeinem Gefühl nagte, und ihn demüthigte, denn im Grunde ſchien

ihr die Sache bei dem Besitzer von Geyßmar-Park gar nichts auf sich zu haben. Daneben sann sie rasch ein Märchen aus zu ihrer Entschuldigung, denn sie erwartete, daß der Baron nun die Frage an sie richten werde, warum sie so begierig gewesen, von jenem jungen Manne zu erfahren. Der Freund aber war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um den verwundenden Pfeil zu entgegnen. Dieß und die Wucht der Eröffnungen gaben ihr ein Uebergewicht, das sich noch steigern ließ, wenn sie des Barons Situation und seine Passivität mit ihrem eigenen Martyrium und ihrem thätigen Eingreifen verglich.

„Baron," begann sie, „es war doch unrecht, Ihren Neffen nicht zur Gesellschaft zu ziehen!"

„Zur Gesellschaft? Unmöglich!" rief er. „Das hätte lange Auseinandersetzungen gegeben. Uebrigens wußte ich auch nicht, daß er angekommen sei."

„So konnten Sie ihn uns wenigstens vorstellen, da wir zusammentrafen. Wir waren ja fast unter uns. Der Präsident und mein Mann hatten sich bereits mit ihm unterhalten, und Sie hörten doch, daß Beide sich mit Anerkennung über den jungen Mann aussprachen. Was soll der Präsident davon denken, wenn Ihr Geheimniß einmal laut wird? Es läßt sich doch nicht für immer bewahren — was liegt auch daran? — es muß ja endlich laut werden."

Der Baron fühlte den Vorwurf über seinen Verstoß sehr bitter, nicht minder aber die Drohung, die daran geknüpft wurde. Der Moment war für Adelheid sehr günstig, sich noch mehr in die Brust zu werfen.

„Wir sind nicht immer im Stande, Familiengeheimnisse vor der Oeffentlichkeit zu schützen," fuhr sie fort. „Uns aber muß unser eigener Werth, unser persönliches Ansehen vor ihnen und vor der Nachrede der Welt schützen. Man hat Pflichten gegen seine Familie, müßte man sie auch mit Grauen erfüllen, Pflichten, deren Erfüllung oder Vernachlässigung die Welt beurtheilt. Unsere Achtung hängt zum Theil von diesem Urtheil ab. Man darf überdieß nicht zögern, zu retten, was noch zu retten ist. Ich selbst habe ganze sechs Wochen in Staffelburg zugebracht — — Sie wissen genug!"

Da der Baron noch immer schwieg, nahm Adelheid von Neuem das Wort: „Der junge Mann, von dem wir sprachen, macht eine sehr anständige Figur. Unsre Herren waren auch sonst mit ihm zufrieden — wie wollten Sie sich seiner schämen? Er ist, wie Sie sagen, unabhängig — nun, wenn Sie sich seiner sonst ein wenig annehmen, so könnte er unter Ihrem Schutze recht wohl in der Gesellschaft präsentirt werden."

Dieser letzte Trumpf, den Adelheid ausspielte, war, wie sie richtig berechnet, der empfindlichste Stich für

den Baron. Ehe er noch eine Entgegnung fand, fragte die Majorin ſchnell: „A propos, wie heißt denn Ihr Neffe?“

„Konrad Heß.“

„Konrad — Konrad Heß? — Wo war doch der Majorin dieſer Name ſchon zu Ohren gekommen?“

„Hat ſich in Staffelburg angekauft, wie ich höre. Will — Gärtnerei treiben.“ Der Baron fühlte, wie Adelheids Arm, der in dem ſeinigen lag, leiſe zuckte. Ein Schimmer von Genugthuung ging durch ſein Gemüth. Es ſtand jetzt bei ihm, die Geſchoſſe gegen ſeine Mahnerin umzukehren. Allein er war zu artig dazu. Lächelnd pflückte er eine vom letzten Abendlicht farbig durchwärmte Theeroſe vom Stamm, und reichte ſie ſeiner Begleiterin.

Frau von Bibern war von dieſer Wendung des Geſprächs etwas betroffen. Jetzt erinnerte ſie ſich des Namens Heß, als des Käufers jenes Grundtheils in Staffelburg, ſie erinnerte ſich, den Namen Konrad bei Edelgard gehört zu haben, ſie erinnerte ſich eines Gärtnerburſchen, der am Tage ihrer Abreiſe hinter einer Hecke hervorgeſprungen war, und den Hut geſchwenkt hatte. Seiner Züge erinnerte ſie ſich freilich kaum. Aber konnte denn jener Gärtnerburſche, deſſen Namen ſie im Wagen von Suſanne erfahren, und der Käufer des Bodens Eine Perſon ſein? Wie dem auch ſei,

der Neffe des Barons war in unmittelbare Nähe zu ihrer Familie gerückt, hatte in Staffelburg wahrscheinlich mehr von ihr erfahren, als die Welt erfahren sollte. Das war sehr unangenehm.

Sie wurde jedoch von einer Fortsetzung dieses Privatgesprächs mit dem Baron schnell erlöst. Denn indem sie die Rose von ihrem Begleiter empfing, wurde lautes Lachen in der Nähe vernommen, und die schöne Blondine kam mit dem jungen Grafen herbei gehüpft. „Wir sind ausgesandt," hieß es, „den Wirth des Hauses zu suchen, damit man sich von ihm verabschieden könne. Es wird spät, wir wollen aufbrechen." —

Allein man schien es gar nicht so eilig zu haben mit der Abfahrt. Aus dem Salon ertönte eine Sopranstimme zum Piano, man hatte sich um die Lampe gesammelt, und eine Dame servirte den Thee, in Abwesenheit des Wirthes und seiner Gehülfin. Mit Lachen wurden Beide von der Gesellschaft empfangen, und es bedurfte keines großen Zuredens von Seiten des Hausherrn, die Rückfahrt noch aufzuschieben. —

Rehfeld, der alte Diener, suchte inzwischen nach einem Augenblick, um mit seinem Herrn zu sprechen. Endlich flüsterte er ihm in's Ohr: „Herr Baron, der junge Herr ist gekommen!"

„Unsinn! Der „junge Herr!" Musje Konrad Heß hast Du ihn zu nennen. Ich weiß, daß er da ist."

„Aber er will eben wieder abreisen, hat nicht länger Zeit, will zum Nachtzug zurecht kommen.“

„Verwünschter Trotzkopf!“ murmelte der Baron zwischen den Zähnen, da er der Eile seines Neffen einen andern Grund beilegte. „Er soll bleiben, sag' ihm — ich konnte ihn nicht empfangen, was kommt er mir auch heut über den Hals! Ich will ihn aber noch sprechen, er soll — ich lasse ihn bitten zu bleiben. Mach' ihm ein Zimmer zurecht.“ —

Die Gesellschaft dachte, da man angefangen hatte, Musik zu machen, Bildermappen anzusehen, und englische illustrirte Bücher zu durchblättern, noch Stunden lang an kein Aufbrechen. Es war zehn Uhr, als der letzte Wagen Geyßmar-Park verlassen hatte. Der Baron ging in sein behagliches Arbeitszimmer, und befahl, daß Konrad Heß kommen solle.

Der alte Diener stand etwas betrübt. „Herr Heß läßt für das Nachtquartier danken, er habe beschlossen, bei dem Garten-Inspektor Schröder zu übernachten.“

Der Baron wurde ungeduldig. „Thörichte Empfindlichkeit! Sag' ihm, er soll —“

„Herr Baron, er wird nicht kommen, er hat es entschieden abgelehnt, und wenn ich noch zehnmal den Weg mache. Er war von Ihnen schriftlich eingeladen, Herr Baron, und wenn Sie jetzt nicht selbst —“

Herr von Geyßmar sprang auf und warf dem Alten

einen zornigen Blick zu. Einen Augenblick überlegte er, dann rief er nach einem leichten Mantel, nahm den Hut, und ſchritt hinaus durch den Park. Der Alte rieb ſich die Hände, und ſandte ihm einen triumphirenden Blick nach.

Wie aber ging es zu, daß der Baron ſeinen Neffen zu ſich eingeladen?

Es waren etwa drei Monate her, ſeit Konrad jenen Brief von dem alten Diener ſeines Oheims empfangen. Wider Rehfelds Vermuthen wurde nicht er, ſondern der Jäger von dem Baron mit nach Homburg genommen. Dieſe Muße benutzte der Alte zu einer Reiſe nach Staffelburg. Konrad, der ſich inzwiſchen angekauft, zu bauen und umzugeſtalten angefangen hatte, nahm ihn freundlich auf, führte ihn in die Stadt und in das Debald'ſche Haus, wo die Hausfrau das lebendige alte, wenn auch ihr halb unbekannte Familien-Erbſtück herzlich bewillkommnete. Rehfeld konnte mit ſeinem Beſuche zufrieden ſein, wenn er gleich fühlte, daß ſeine Pläne für die Familie, die er leiſe durchblicken ließ, keine Beachtung, vielleicht ſogar Abwehr fanden. Rehfeld nämlich wünſchte nicht, daß der Baron ſich verheirathete. Einerſeits hatte der Alte, ein ſo treuer Diener er war, doch auch ſein Theil Eigenſinn und Herrſchſucht, und ſah voraus, daß mit neuen Menſchen ſein Reich im Hauſe zu Ende gehn müſſe. Andererſeits aber bewog

ihn die alte Anhänglichkeit an die Familie zu dem Wunſche, des Barons Güter und Vermögen auf die Kinder ſeiner Schweſter übergehen zu ſehen. — Als nun der Baron von Homburg zurückkehrte, konnte Rehfeld ihm Wunderdinge erzählen. Konrad Heß wurde jetzt Herr Doktor genannt. Der Profeſſor Tollander hatte den jungen Mann dazu vermocht, bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen die Verbindung mit der Univerſität nicht ganz aufzugeben, zumal da Tollander ſeit Kurzem Direktor des botaniſchen Gartens geworden war, und dabei ſchon an die Zukunft ſeines neuen Freundes dachte. — Ein aufmerkſameres Ohr aber lieh der Baron den Schilderungen der Anlagen und Bauten Konrads, die, nach den wohlwollenden Uebertreibungen des Alten, bald mit Geyßmar-Park rivaliſiren konnten. Dieß ſtachelte die Eitelkeit und Eiferſucht des Barons auf. Er hätte dem Neffen gern gezeigt, daß er an Phantaſie, Geſchmack und äußeren Mitteln ihm doch höchlichſt überlegen ſei. Und ſo ſchrieb er in der That ein paar Zeilen an Konrad als verſpätete Antwort, und fügte eine unbeſtimmte Einladung hinzu. Konrad, längſt geſpannt, Geyßmar-Park kennen zu lernen, benutzte einen freien Tag, und machte ſich auf den Weg.

Herr von Geyßmar fand Konrad und Herrn Schröder, trotz der für das Landleben ſpäten Stunde, noch in lebhaftem Geſpräch. Er überwand ſich, ſpielte den liebens-

würdig Unbefangenen, und klagte, daß der viele Beſuch ihn erſt ſo ſpät dazu kommen laſſe, ſeinen Neffen zu begrüßen. Beide mußten ſich dazu entſchließen, der Einladung des Barons in ſein Haus zu folgen. Hier fanden ſie einen leichten Abendimbiß bereits ihrer harren. Er wurde abgelehnt, aber ein Glas Wein angenommen. Der Baron hatte ſich ganz wieder, ſtellte die Cigarrenkiſte auf den Tiſch, und war ſehr leutſelig. Und als er die Entdeckung machte, daß er mit dem Neffen ſein geliebtes Engliſch ſprechen konnte, vergaß er ganz, daß er eigentlich mit einem ihm unliebſamen Menſchen zu thun hatte. Konrad hingegen hielt ſich in den gemeſſenſten Schranken, und überließ dem Hausherrn die Rolle des Zuvorkommenden. Die Sitzung währte bis Mitternacht. Als man ſich trennte, war Konrad weder zu bewegen, ein Nachtquartier im Hauſe des Barons anzunehmen, noch auf den nächſten Tag in Geyßmar-Park zu bleiben. Er wollte mit Tagesanbruch ſich auf den Weg machen, da die Arbeit ihn nach Hauſe rief. Der Baron reichte ihm zum Abſchied die Hand, und verſprach einen Gegenbeſuch in Staffelburg.

Es war doch nicht ſein Ernſt. Als er ſich wieder allein ſah, hatte er ein unbehagliches Gefühl. Wozu nun eine ſolche Verwandtſchaft, dachte er, und wozu ein Verkehr? Er fand ſeines Neffen Perſönlichkeit und Weſen über Erwarten vortheilhaft, aber das verſtimmte

ihn grade. Warum kam er nicht als ein verkommenes Subjekt, das man von ſich ſtoßen konnte? Warum war er ſo anſtändig, daß die gute Geſellſchaft ihn beinahe für Ihresgleichen hätte halten können? Herr von Geyßmar konnte ſich heut eine Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt nicht verhehlen. Erſt hatte er in Gegenwart ſeiner Gäſte die Höflichkeit gegen den Neffen verletzt, und ſpäter glaubte er viel zu vertraut und verwandtſchaftlich gegen ihn geweſen zu ſein. Er fühlte ſich vom Schickſal gleichſam beleidigt, daß es dieſen jungen Menſchen in ſeine Nähe gebracht. Es war unausſtehlich!

Achtes Kapitel.

Frau von Wedekind hatte ein umfaſſendes Erziehungs-Inſtitut für Töchter aus adeligen Familien. Hier war Suſanne untergebracht worden. Es bedurfte nur weniger Tage, um das junge Mädchen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß daß man ſie in eine Art von Marterkammer geſperrt habe. Denn was ſie auch ſagen oder thun mochte, wie ſie auch ging, ſtand, ſich bewegte, es war nichts recht. Frau von Wedekind hatte von der Majorin ganz beſonders ſtrenge Inſtruktionen erhalten.

Jeder Umgang außerhalb der Mauern des Inſtitutes war unterſagt. Nur ein Briefwechſel wurde geſtattet, der zwiſchen Adelheid und Suſanne. Er geſtaltete ſich nicht ſehr lebhaft, zumal da die Penſionsmutter alle ankommenden und abgehenden Briefe las. — Den ganzen Tag über ſaßen die unglücklichen Kinder am Schreibtiſche, ein paar Stunden durften ſie ſich im Garten hinter dem Hauſe erholen. Zwei Gouvernanten führten dann die Aufſicht. Der Garten war von einer hohen Mauer umgeben, auf welche zum Ueberfluß Glasſcherben aller Art geſtreut worden waren. Kein fremdes Geſicht durfte vom Pförtner in's Haus gelaſſen werden, es ſei denn, daß es die Abſicht hatte, unter die Augen der ſtrengen Gebieterin zu treten. Suſanne betrachtete dieſe Zuchthausmaßregeln mit Erſtaunen, und ihr Weſen gerieth in offene Empörung dagegen. Sie ſah mit Schrecken, daß ihr eigener Wunſch, unkundig des Zieles, ſie einer unerträglichen Sklaverei entgegengeführt hatte. Sie war kein Kind mehr, und das Gehorchen wurde ihr ſchwerer, als Andern, ihr, die bisher ungebunden ihrer Freiheit gelebt hatte. War gleich ihr Gemüth durch die letzten Erfahrungen biegſamer und mädchenhafter geworden, ſo erwachte doch in dieſen ſtrengen Schranken die ganze Leidenſchaftlichkeit ihres Naturells von Neuem. Sie hatte von Edelgard und ihren jungen Freunden die Sprache der Liebe und Güte kennen

gelernt. Wäre man mit dieser auch hier an ihr Herz gedrungen, so würde sie sich bildsam und duldsam gezeigt haben. Aber hier gab es nur Zwang, und kaltes, strenges Gebot, und trotzig lehnte sich das wilde Mädchen dagegen auf. Sie stellte sich in offene Fehde gegen die Gebieterin, die Lehrer und Lehrerinnen, sie verhöhnte und tadelte ihre Mitgefangenen, daß sie sich dem Zwange fügten. Sie widersprach den hier üblichen Grundsätzen, erklärte, daß sie alle Vorurtheile verachte, und daß sie sich zu keiner Drahtpuppe werde machen lassen. Sie war ein großes, fast erwachsenes Mädchen, sie sprach mit erwachtem Bewußtsein, und es stand zu fürchten, daß dieses schreckliche Beispiel revolutionäre Folgen für die ganze weibliche Pflanzschule haben könnte.

Frau von Wedekind erstarrte und entsetzte sich, die Gouvernanten schauderten, die weichgeklopften Mädchenlehrer standen bestürzt und geängstigt, die Mitgefangenen wandten sich zum Theil mit tiefer Verachtung von Susannen ab. Die Pensionsmutter schrieb Klagen über Klagen an die Majorin, und sprach ihr die Befürchtung aus, daß sie das Mädchen, wenn es sich nicht bald ändere, nicht länger in ihrer Pension behalten könne. Die Majorin schrieb drohende Episteln zurück. Sie blieben ohne Erfolg. — Aber es sollte dennoch eine Aenderung in Susannens Wesen eintreten, wenn gleich auf ganz anderem Wege, als dem von dem weiblichen

Perſonal erwarteten. Es war ſchon gegen den Winter hin, als ein Lehrer, der den Unterricht in den Naturwiſſenſchaften ertheilte, ſich mit Frau von Wedekind überwarf und plötzlich abging. Die Dame gerieth in Verlegenheit, wo ſie, in der Mitte des Semeſters, einen neuen Lehrer hernehmen ſollte. Nach mancherlei Verſuchen wandte ſie ſich an den Profeſſor Tollander. Sie that es nur ungern, da ſie ein perſönliches Vorurtheil gegen dieſen Mann hatte. Indeſſen überwand ſie ſich, und bat ihn, wenigſtens vorläufig den betreffenden Unterricht zu leiten.

Tollander war überraſcht, und nicht ſogleich entſchloſſen. Er theilte die weiblichen Erziehungsgrundſätze der Dame nicht. Der Hauptmann gar widerrieth durchaus. „Du wirſt," ſagte er, „dem verwünſchten Weibe den Gefallen doch nicht thun? Wenn ſie mich nur aufforderte! Ich wollte ihr nach meiner Art Modeaffen zurecht machen, und ſie ſelbſt ſollte zuerſt an die Reihe!" Er ſchwenkte dabei ſehr verhängnißvoll ſeinen Rohrſtock. — Der Profeſſor eilte hinaus zu Edelgard, mit der er alle ſeine Angelegenheiten zu berathen pflegte. Die Rückſicht, daß auf dieſem Wege etwas für Suſannen gethan werden könnte, gab den Ausſchlag, und der Profeſſor ging auf das Anerbieten ein.

Wie große Augen machte Suſanne, als Tollander zum Erſtenmale das Zimmer betrat! Er reichte ihr die

Hand und begrüßte sie als alte Bekannte. Frau von Wedekind, welche der ersten Unterrichtsstunde beiwohnte, fand ein freundschaftliches Entgegenkommen durchaus unzweckmäßig. Kaum war die Lektion vorüber, als sie den Professor bei Seite nahm, und ihm einschärfte, daß gütige Behandlung bei diesem furchtbaren jungen Mädchen nicht angebracht sei, und daß sie erwarte, er werde Susannen nach ihrer eigenen, wohlgeprüften Maßregel mit abschreckender Kälte behandeln. — Tollander sah keine Nothwendigkeit, sich in die Vorschriften der Dame zu fügen. Er, als Professor der Universität, hatte den Unterricht mehr aus Gefälligkeit übernommen, und fühlte sich nicht, wie die anderen Lehrer, durch die Vorsteherin eingeschüchtert. „Ich werde meiner eigenen Methode folgen, gnädige Frau," sagte er, „und bitte, mich darin nicht zu hindern. Nur unter dieser Bedingung kann ich den Unterricht an Ihrer Schule fortsetzen."

Die gebieterische Dame war sehr mißgestimmt über diese Erklärung. Am liebsten hätte sie die Verbindung schon heut aufgelöst. Sofort beschloß sie, gegen Susannen um so entschiedener aufzutreten, um der etwaigen schlechten Einwirkung des Professors zu begegnen.

Susanne bedurfte nur weniger Stunden, um zu erkennen, daß sie in dem Professor einen unvermutheten Freund gefunden habe. Als er eines Tages das Zimmer verließ, eilte sie ihm nach, und bat ihn um Ver-

zeihung wegen ihres früheren ungehörigen Benehmens. Tollander beruhigte sie mit freundlichen Worten. Susanne fragte ihn nach Fräulein Edelgard, sie schüttete ihm mit leidenschaftlicher Hast ihr Herz aus, klagte mit Thränen über den Zwang, der ihr angethan würde, und beschwor ihn schließlich, sie aus diesem Marterort zu befreien. „Sagen Sie meiner guten Tante," rief sie, „daß ich sie flehentlich bitte, mich bei ihr wohnen zu lassen? Hier bringt man mich zur Verzweiflung! Ich hasse die Vorsteherin, sie wird von meiner Schwester bezahlt, um mich zu quälen! Ich verabscheue diese Art, zu leben, und komme mir vor wie in einem Narrenhause? Retten Sie mich vor all diesen Verrückten, damit ich nicht auch toll werde!"

Der Professor verstand den Widerwillen des jungen Mädchens recht wohl, indessen war er der Ansicht, daß einige Selbstüberwindung für Susannens heftiges Naturell sehr heilsam sein werde. Er drang daher mit gütigen Worten in sie, sich zu mäßigen, und sich den Anordnungen der Vorsteherin zu fügen. „Können Sie," sagte er, „Frau von Wedekind nicht lieben, so thun Sie wenigstens Ihre Pflicht, denn es ist eine Pflicht, die Sie gegen Sich selbst haben. Sie wollen lernen, und Sich Kenntnisse aneignen — gut, das können Sie hier, und so fassen Sie vor Allem dieses Eine in's Auge." Er sprach noch lange zu ihr, und in so liebevoll

väterlicher Weiſe, daß Suſanne ſich ſehr getröſtet fühlte. Erſt von dieſem Tage an wußte ſie, was ſie hier ſollte. Der Profeſſor war ihr ein Anhalt, eine Stütze, und ſie beſchloß, allen Zwang zu ertragen. Es wurde ihr ſchwer, und ihr Empfinden blieb in einem fortgeſetzten Kampfe gegen die Grundſätze und Scheintugenden, zu denen man ſich hier bekannte. Aber mit Energie drängte ſie die Aeußerung ihres Widerwillens zurück. Sie ſchloß ſich ab von allen ihren Umgebungen, ſie hatte keine Penſionsfreundin, ſie ſtand allen Perſonen des Hauſes innerlich fremd und unzugänglich gegenüber. Mit dem ganzen Ungeſtüm ihres Charakters warf ſie ſich auf die Studien. Sie lernte zwar nicht leicht, machte jedoch Fortſchritte, und hätte bald als das Licht der ganzen Anſtalt glänzen müſſen, wenn ihre Knixe und Bewegungen zu gleicher Vollendung fortgeſchritten wären. Frau von Wedekind meldete der Majorin, daß ſie jetzt beſſere Hoffnungen in Betreff Suſannens hege, zugleich mit der Ueberzeugung, daß das Mädchen auch in ſeiner äußeren Erſcheinung ſich mehr für die Welt abglätten werde.

Suſannens Lernbegier und Eifer ging ſo weit, daß ihre Geſundheit zu leiden begann. Der Arzt verbot die angeſtrengte Arbeit, und verordnete mehr Bewegung und Luft. So wurde ſie denn täglich in Begleitung der engliſchen und franzöſiſchen Gouvernante ſpazieren

geſchickt. Die beiden Gouvernanten haßten einander, und da ihnen dieſe Ausgänge willkommen waren, um ſich nach Herzensluſt mit einander auszuzanken, ſo ging das Mädchen zwiſchen einem Kreuzfeuer von beleidigenden Reden und Wuthausbrüchen her, und ſtellte die wunderbarſten Betrachtungen an. Sie kam dahin, Beide auf das gründlichſte zu verachten. Die Damen waren ungeſchickt genug, ihren Zögling bald hier, bald dort aufzufordern, ihnen Recht zu geben, und Suſanne wußte ſich nur dadurch zu helfen, daß ſie behauptete, die Sache ginge ſie nichts an. Dieſe Winterſpaziergänge wurden ihr eine Qual, und doch war ſie ſelbſt die Eifrigſte, dieſelben fortzuſetzen. Sie knüpfte die Hoffnung daran, Marie Debald einmal zu begegnen. Aber leider waltete auch hier ein Unſtern über ihr, denn von ihrer Freundin war nie etwas zu erblicken. Sie ſchickte ſich ſeufzend auch in dieſen Verluſt, und verſchloß ihn in ſich, wie ſie alle Klagen, alle Schmerzen, ihr ganzes beſſeres Weſen in ſich verſchloß. Ohne Antheil für ihre Umgebungen, kalt und ſchroff in ihren Aeußerungen, reſignirt und ohne Lebensfreude vergingen ihr Wochen und Monate. Tollander war der Einzige, der ihrem Gemüthe Nahrung und Anregung gab. Seine Einwirkung war ihre einzige Rettung, denn durch ſie entfaltete und vertiefte ſich ihr vereinſamtes Herz, und ſtrebte ſehnend dem Licht und der Liebe entgegen. Aber die

Minuten, welche sie mit diesem von ihr immer mehr verehrten Manne sprechen durfte, waren zu kurz gemessen, die Macht erkältender Einflüsse zu groß, als daß ihre Empfindungen sich hätten reich und frei entwickeln können. So lebten sie im Drucke, träumerisch und halb schlummernd fort, und harrten unter der starren Hülle eines lauteren Rufes, um aufgestürmt mit um so heftigerer Leidenschaft hervorzubrechen.

Der Winter verging, die Welt kleidete sich in neues Grün, und gegen das Ende des Mai ging Susanne ihrem sechzehnten Geburtstage entgegen. Da machte sich eines Tages der Professor Tollander auf den Weg nach Staffelburg, um seiner Freundin Edelgard die merkwürdigsten Entdeckungen mitzutheilen. Er hatte sie ganz plötzlich gemacht, oder es hatte ihm ein günstiger Moment das lange Miterlebte als plötzlich und neu erscheinen lassen. — „Sie werden Sich wundern, verehrte Freundin," sagte er, „wie unsere Susanne sich entwickelt hat. Sieht man dieses ernste, räthselhafte Mädchen unter den andern, dann freilich ist noch ein großer Unterschied zwischen der energisch erkämpften Ruhe und Gemessenheit ihres Wesens, und jener glatten Politur ihrer Genossinnen. Aber die einstige Unbändigkeit des Kindes ist vollkommen abgestreift, und ein klares Bewußtsein innerer Kraft an ihre Stelle getreten. Wer sie so starr und wie versteinert da sitzen sieht, wird sich einem fast unheim-

lichen Eindrucke kaum entziehen können. Aber plötzlich beleben sich ihre Züge, eine rasche, kurze Bewegung des Körpers giebt Kunde von dem inneren lebendigen Feuer, und ihre dunklen Augen werden groß und tief, es ist, als ob eine Welt von Gemüthsleben aus ihnen herausdringen wolle. Und dann ist es wieder vorbei, der Eindruck ihrer Umgebungen scheucht sie im Nu in die vorige Kälte zurück. Sie ist nicht eigentlich schön zu nennen, ihre Gesichtsfarbe entbehrt der jugendlichen Frische, aber das Räthselhafte ihres Wesens macht sie zu einer höchst interessanten, ich möchte sagen: poetischen Erscheinung. Dieses junge Mädchen verbirgt die wunderbarsten Schätze in sich, und kann sich unter günstigen Verhältnissen zu einer der außerordentlichsten Frauen entwickeln."

„O, wie beglückt es mich, das von Ihnen zu hören!" rief das Fräulein. „Könnte ich sie nur einmal sehen! Bitten Sie die Vorsteherin, daß sie mir Susannen auf eine Stunde herausschicke! Oder besser, ich will selbst nach der Stadt und sie besuchen."

„Thun Sie das nicht, liebe Freundin! Die Vorsteherin hat den Befehl, Susannen von allen ihren Verwandten abzuschließen. Auch Sie würden nicht zu ihr gelassen werden. Denken wir dagegen nach, Susannen bald gänzlich aus der Pension zu befreien."

„Was thun?" entgegnete das Fräulein. „Ich bin

erbötig, sie zu mir zu nehmen, aber ihre Schwester wird es nicht gestatten. Frau von Bibern wird Susannen in ihr Haus ziehen. Wie vortheilhaft für ein Mädchen ohne Vermögen das sein kann, mögen Sie bedenken. Was vermag ich ihr zu gewähren? Ich bin alt, und kann jeden Tag sterben — was sollte dann aus Susännen werden?" —

Aehnliche Bemerkungen, wie die des Professors, hatte bereits Frau von Wedekind gemacht. Sie berichtete darüber an Frau von Bibern, und diese sprach in ihren Briefen die Absicht aus, Susannen in einiger Zeit abzuholen. Diese Absicht sollte durch ein nach den Grundsätzen der Anstalt schauderhaftes Ereigniß früher, als man erwartet, ausgeführt werden.

An einem Mai-Nachmittage wurde die weibliche Pflanzschule ins Freie geführt. Es war ein langer Zug. Die Pensionsmutter war ausnahmsweise von der Partie, und ging mit einem kleinen Mädchen von sieben Jahren an der Spitze der Phalanx. Dann folgten paarweise die Pensionärinnen, die beiden verfeindeten Gouvernanten bildeten die schweigende Nachhut. Sie befehdeten sich heute nur mit herausfordernden Blicken. Der Zug mußte, um das Freie zu gewinnen, einen Theil der öffentlichen Promenade überschreiten. — Susanne ging schweigend dahin, dafür aber rührte ihre Nebenmännin fleißig die Zunge. „Ach Gott," sagte sie, „wenn

wir nur erſt über die Promenade weg wären! Hier gehen immer Studenten umher, und bleiben ſtehen, um ſich über uns luſtig zu machen, die häßlichen Menſchen! Und ſiehſt du, da ſetzt ſich eben Einer auf eine Bank, und fängt an in einem Buche zu blättern, als ob er wer weiß was zu ſuchen hätte. Gewiß iſt es ein Student! Jetzt kommen wir in ſeine Nähe, paß auf, er fängt an zu lachen! Ich mag ihn gar nicht anſehen! Iſt er hübſch? — Kaum war die Schar an dem verhängnißvollen Platze angelangt, als Suſanne, ihrer ſelbſt vergeſſend, aus dem Zuge heraus trat. „Konrad!“ rief ſie, und ſchritt auf den jungen Mann zu, indem ſie ihm die Hand entgegen ſtreckte. Konrad (denn er war es) ſprang überraſcht auf, grüßte, ergriff ihre Hand und rief: „Fräulein Suſanne...!“

Der Eindruck dieſes unerhörten Ereigniſſes iſt ſchwer zu beſchreiben. Der ganze Zug blieb, wie vom Schlage getroffen, ſtehen, ſämmtliche Augen wuchſen förmlich aus den Köpfen heraus. Die beiden Gouvernanten verfärbten ſich, und ſtarrten den jungen Mann an. Sie fanden beide ſein Aeußeres ſehr anſprechend, und ſo waren ſie wirklich einmal derſelben Anſicht. Die Penſionsmutter aber, welche ahnungslos ein wenig voran gegangen war, ſah ſich um, und glaubte, die Welt gehe unter. Mit drei Sätzen kam ſie zurück, faßte Suſannen unter den Arm und riß ſie, ohne ein Wort

zu ſagen, mit ſich fort. Raſch wandte ſie die Blicke noch einmal nach allen Himmelsgegenden, um ſich zu überzeugen, daß Niemand das Entſetzliche geſehen habe; dann winkte ſie, und in beſchleunigtem Tempo ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Suſanne und Frau von Wedekind führten ihn. Die letztere war der Sprache nicht ſogleich mächtig, ſobald ſie ſie aber wieder gefunden, bediente ſie ſich ihrer mit der vollen, ihr zu Gebote ſtehenden Ausgiebigkeit. Suſanne hatte durch ihr Betragen den Ruf des ganzen Inſtituts in Gefahr gebracht, und das war ein Vergehen, ſo ſchwer, wie nie eins in den Annalen der Anſtalt verzeichnet worden war. Die Verbrecherin ging ſchweigend und gleichgültig neben der furchtbar erzürnten Gebieterin her, und brachte durch ihren Mangel an Reue und Schuldbewußtſein die eifernde Dame in nur noch heftigeren Zorn. Stundenlang dauerten die Vorwürfe, die erbitterten Beſchuldigungen, die Fragen, wer der junge Mann geweſen ſei. Suſanne ſchwieg, als hätte ſie beſchloſſen, für ewig zu ſchweigen. Endlich ſchwieg auch Frau von Wedekind. Aber zu Hauſe angelangt, ſchrieb ſie ſofort an die Majorin, und ſchilderte ihr Suſannens Fehltritt mit den grellſten Farben. „Die ganze Tragweite eines ſolchen Ereigniſſes," ſchrieb ſie, „kann ich, ohne zu erröthen, nicht abſehen, und ſo bitte ich dringend, das Mädchen binnen drei Tagen abzuholen,

da ich es nun nicht länger bei mir zu behalten vermag."

Frau von Bibern entgegnete umgehend — und, wie sich von selbst versteht, gebührend außer sich über diese Schande — und bat, aus den drei Tagen eine Woche zu machen, da sie früher nicht abkommen könne, ihre Schwester aber jedenfalls selbst holen wolle. Die Vorsteherin gewährte großmüthig diese Frist.

So war denn Susanne auch in moralischer Hinsicht der Abscheu der ganzen Anstalt geworden. Keine ihrer Mitgefangenen sprach mit ihr; sie wurde scharf bewacht, eine hoch gravirte Verbrecherin. Sie ertrug es, wie sie Alles zu ertragen pflegte, wortelos, scheinbar kalt und gleichgültig.

Eines Nachmittags waren die Mädchen mit ihren Aufseherinnen im Garten. Susanne saß abgesondert in einer Laube, und hielt ein englisches Andachtsbuch in der Hand, das man ihr zu ihrer Besserung gegeben hatte. Sie las nicht darin, sondern blickte mit großen Augen hinauf in die freien, weißen Frühlingswolken.

Da raschelte es im Gebüsch. Ein lachendes Mädchengesicht lauschte durch die Zweige, und nickte ihr zu. Marie Debald war es. Susanne hätte aufschreien mögen vor Entzücken, und warf ihr Buch zur Erde. Sie winkte der Freundin, sich ruhig zu halten. Ein rascher Blick zeigte ihr, daß die beiden Gouvernanten

gerade im heftigsten Zanke waren. Unbeobachtet sprang sie ins Gebüsch, zog Marien nach sich, aus dem Garten, über den Hof und in die erste, beste Thür hinein. Sie schloß die Thür. Es war dunkel, nur durch eine runde Oeffnung fiel ein Tagesschimmer in den Raum. Die beiden Mädchen befanden sich im Holzstalle. Kaum hatten sie sich der Sicherheit ihres Asyls vergewissert, als sie mit überwallendem Gefühl einander umarmten, um sich erst nach Minuten loszulassen. — „O Marie, meine einzige Freundin!“ rief Susanne mit gedämpfter Stimme. „Endlich bringt einmal ein Menschenantlitz in meine Nacht! Dank, Dank dir, daß du mich aufsuchst! O, ich bin noch weit unglücklicher, als damals, da wir uns kennen lernten — nein, Marie, nein! Jetzt bin ich glücklich! Jetzt, da ich dich wiedersehe, weiß ich, daß ich noch lieben kann, und vielleicht auch geliebt werde! Ich hatte dich aufgegeben, da ich nicht zu dir dringen konnte; ich dachte, du würdest mich vergessen haben!“

„Niemals, Susanne, niemals!“ rief Marie. „Wie gern wäre ich früher zu dir gekommen, und wie sehr sehnte ich mich nach dir! Aber höre nur, wie es mir gegangen ist. Wenige Tage nach unserer ersten und letzten Begegnung kam eine traurige Nachricht von dem Bruder meines Vaters aus Berlin. Seine einzige Tochter, ungefähr in meinem Alter, war gestorben. Er

bat meine Eltern dringend, mich zu ihm zu ſchicken, damit ich ihm den Verluſt ein wenig erſetzte. So reiſ'te ich nach Berlin, wo ich den ganzen Winter über blieb. Erſt vor wenigen Tagen bin ich zurück gekommen."

„Und nun habe ich dich wieder!" fiel Suſanne ein. „Aber wie haſt du es möglich gemacht, dich hier einzuſchleichen?"

„Der Portier iſt beſtochen! Und zwar von — von — deinem Bruder Philipp!"

„Philipp! Er iſt hier?"

„Freilich, ſeit vorgeſtern. Ach, Suſanne, welch einen Bruder haſt du! Er ſieht beinahe aus wie der Konrad, aber doch anders — ach! Er will morgen ſelbſt kommen und dich beſuchen..."

„O Gott, zu viel auf einmal! Meinen Bruder Philipp ſoll ich ſehen!"

„Ja, gewiß! Ich ſollte inzwiſchen zuſehen, wie es um dich ſtände, und ob du ihn, den du noch kaum kennſt, wie einen Bruder empfangen wolleſt. O, Suſanne, wie könnteſt du anders? So einen herrlichen, vortrefflichen Bruder!"

„Aber wie kennſt du ihn denn?"

Marie erröthete und verwirrte ſich ein wenig. „Mein Onkel in Berlin," ſagte ſie, „hat eine große Fabrik. Da lernte ich den Philipp kennen, er beſuchte uns öfter, und ſo..."

Suſanne blickte ihrer Freundin tief in die Augen. Marie wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie Suſannen lebhaft, und immer mehr erröthend, um den Hals fiel. Die Freundinnen verſtanden einander, ohne ein Wort der Erklärung. — „Aber," begann Marie von Neuem, „fragſt du mich denn gar nicht nach Konrad? Oder weißt du ſchon von ihm?

„Nichts!" entgegnete Suſanne. „Vor einigen Tagen habe ich ihn flüchtig auf der Straße geſehen — zum Erſtenmal, ſeit wir uns im vorigen Sommer trennten."

„Er war in der Stadt?" rief Marie. „Und iſt nicht einmal zu uns heran gekommen, dieſer abſcheuliche Onkel! Aber die Mutter ſagt, er habe draußen ſo viel zu thun, daß er wenig Zeit habe. Er kommt manchmal herein, geht nur nach dem botaniſchen Garten und wieder zurück. Ich ſelbſt habe ihn nach meiner Rückkehr noch nicht einmal wieder geſehen. Denk dir nur, er hat ſich draußen in Staffelburg angekauft und macht die großartigſten Anlagen, baut Gewächshäuſer, ein neues Wohnhaus, und was weiß ich alles!"

„Kennt ihn der Philipp ſchon?"

„Das glaub' ich nicht, ſonſt würde er ſchon von ihm geſprochen haben. Daß er ihn aber noch kennen lernen ſoll, weiß er."

„Und wohnt der Philipp bei euch?"

„Gott bewahre, Suſanne! Was denkſt du! Er

wohnt bei dem Professor Tollander, neben dem botanischen Garten."

„Und morgen soll ich ihn sehen! Ich danke dir, Marie, für diese Nachricht! Nun aber müssen wir uns trennen, man wird mich bald im Garten vermissen. O, jetzt hab' ich wieder Hoffnungen für das Leben! Leb wohl, und bringe Philipp diesen Kuß!"

Marie erröthete. „Nein, liebe Susanne, das geht nicht!" sagte sie. „Grüßen will ich ihn — aber — so weit sind wir noch nicht. Er ist auch zu edel, um hinter dem Rücken meiner Eltern — sieh, er wollte durchaus schon heute mit meinem Vater sprechen, aber ich bat ihn dringend, es noch aufzuschieben, denn der Vater kennt ihn noch zu wenig, und ich fürchte, er schlägt ihm meine Hand ab. Ich will mich erst meiner Mutter anvertrauen. In den letzten Tagen hatten wir so viel Unruhe im Hause, daß ich es noch nicht konnte. Aber bald — morgen! Leb wohl, ich gehe. Von nun an sehen wir uns öfter!"

Noch eine Umarmung, dann öffnete Susanne behutsam die Thür, und spähte forschend umher. Marie schlüpfte aus dem Holzstalle, und leicht wie der Wind über den Hof. Susanne schritt nach dem Garten.

Sie erstaunte fast, als sie die beiden Gouvernanten noch immer im Zanke begriffen sah, und setzte sich in ihre Laube. Niemals, seitdem sie in diesen Mauern

lebte, hatte ſie ein ſolches Gefühl der freudigen Sicherheit gehabt. Sie nahm das Buch vom Boden auf und legte es neben ſich. Gleich darauf erſchien die engliſche Gouvernante und fragte, warum ſie nicht leſe. Suſanne nahm das Buch, ohne es zu wollen, verkehrt in die Hand, zeigte der Dame durch eine leichte Kopfbewegung an, daß ſie wieder leſe, und ſaß gleich darauf ſtarr und bewegungslos, als wäre nichts geſchehen!

Aber ein neues hoffnungsvolles Leben pulſirte in ihrer Bruſt, und hob ſie höher und höher. Die Erwartung Philipps, deſſen ſie ſich nur aus früheſter Kindheit erinnerte, dehnte ihre Seele, machte ihr Auge glänzender, als gewöhnlich, und ſtrömte ein wärmeres Roth in ihre Wangen.

Am folgenden Tage ſchien ihr Gehör ſchärfer als jemals. Sie lauſchte auf den Ton der Hausglocke, und je nachdem dieſe ſtärker oder ſchwächer erklang, wurde ihr Herz freudig, unruhig oder enttäuſcht. Jetzt aber gellte die Klingel laut und gebieteriſch durch das Haus. Suſanne fuhr auf, das mußte Philipp ſein. Die Gouvernante wurde heraus gerufen. Bald darauf kam ſie wieder, warf ihr einen Blick der höchſten Ueberraſchung zu, und ſchritt durch das Zimmer, in das der Vorſteherin. Suſanne flog an die Thür und horchte. Die zweite Gouvernante rief ihr nach, ob ſie denn alles Gefühl für Schicklichkeit verloren habe, und gebot ihr,

die Thür zu verlaſſen. Es war ſonſt weitab von Suſannens Charakter, zu horchen und zu lauſchen, hier aber handelte es ſich wie um eine Lebensfrage. Sie ließ zwanzig Paar Augen auf ſich haften, ließ die Gouvernante rufen, ſie hatte nur Ohren für das, was im Nebenzimmer vorging. Und ſo hörte ſie, wie die Franzöſin, ganz außer ſich, meldete, daß derſelbe junge Mann, mit welchem Suſanne neulich auf dem Spaziergange geſprochen habe, draußen ſtehe. Er gebe ſich für ihren Bruder aus und wolle ſie ſprechen. Im Nu verließ Suſanne die Thür, und flog zu einer andern hinaus auf den Hausflur. Ein hochgewachſener junger Mann, in der ganzen Kraft und Friſche des Jünglingsalters, ſtand vor ihr. Sie erkannte ſofort die verwandten Züge, und ihr Herz ſagte ihr, daß der Fremde ihr Bruder ſei. „Philipp!“ rief ſie bebend, „biſt du es?“

„Iſt das etwa meine kleine Suſanne?“ rief er. „Grüß' dich Gott, meine tapfere Schweſter! Ja, ich bin dein Philipp, den eine gütige Hand dir erhalten hat!“

Die Geſchwiſter lagen einander in den Armen, während drinnen von den Damen noch überlegt wurde, wie man ſich dieſem ſonderbaren Falle gegenüber zu verhalten habe. — „Nicht wahr,“ fuhr Philipp fort, „wir ſind einander nicht geſtorben? Unſer Haus mag in Schmach und Liebloſigkeit verſunken ſein, wir beide wollen als treue, brave Geſchwiſter es wieder zu Ehren

bringen, und es durch unſere Liebe neu aufbauen!“ — Suſanne hing ſchluchzend vor Freude und Glück an ſeinem Halſe. „Ja! rief ſie, ja! Nun kann ich Alles ertragen, nun weiß ich, wo ich eine Zuflucht finde, und woher ich neue Kraft zu ſchöpfen habe!“

In dieſem Augenblick öffneten ſich zwei Thüren, und aus der einen trat Frau von Wedekind, gefolgt von der Franzöſin, während der andern die Engländerin entſchritt, um dem entlaufenen Zögling nachzuſpüren. Ein nicht unterdrückter Entſetzensſchrei gellte beim Anblick der Umarmten aus den beiden ſubalternen Kehlen, während die Gebieterin ſich ſofort thätiger in Scene ſetzte. Sie gebot der Franzöſin in ihrer Sprache, den Portier und den Hausknecht zu Hülfe zu rufen. Philipp rief ihr auf Franzöſiſch entgegen, daß ſie ſich keine unnöthige Mühe machen möge. Erſchrocken, daß der Fremde Franzöſiſch verſtehe, wandte ſich die Vorſteherin in engliſcher Sprache zu der anderen Gouvernante, mit dem Auftrage, Suſannen hinweg zu führen. Philipp entgegnete auf Engliſch, daß er gekommen ſei, um Suſannen zu ſprechen, und daß er nicht begreife, was die drei Damen daran ſo Frevelhaftes fänden.

Das war noch überraſchender, er konnte auch Engliſch! „Wenn Sie,“ fuhr er fort, „noch eine Italienerin in der Nähe haben, ſo bitte ich Sie, gnädige Frau, die Dame nicht auch noch zu incommodiren. Denn ich

verſtehe auch ein wenig Italieniſch, zwar nicht für den Geſchäftsbedarf, aber doch für den Privatzweck ausreichend. Und nun haben Sie die Güte, ſich zu beruhigen, und mir eine Unterhaltung mit meiner Schweſter zu gewähren. Ich heiße Philipp Staffelburg und bin Maſchinenbauer."

„Ich durchſchaue dieſes abgekartete Spiel, mein Herr!" rief die Vorſteherin. „Glücklicher Weiſe bin ich nicht die Frau, die ſich durch Frechheit einſchüchtern läßt. Neulich hießen Sie Konrad, heute Philipp, neulich ſollten Sie ein Student, heute wollen Sie Maſchinenbauer, und gar der Bruder meiner Schülerin ſein. Suſanne hat keinen Bruder, wie ich von der Frau Majorin von Bibern weiß..."

„Richtig!" fiel Philipp ein. „Die Majorin hat keinen Bruder, wohl aber hat Suſanne einen, der ſich das Recht eines ſolchen nicht rauben läßt. Aber was wollen Sie mit dem Namen Konrad ſagen? Ich ſehe meine Schweſter ſeit zehn Jahren heute zum erſten Male."

„Sehr kühn behauptet! Und wer war denn der freche Menſch, der am Dienstag..."

„Das war Herr Konrad Heß," fiel Suſanne ein, „ein Freund meiner Tante Edelgard, den ich auf dem Spaziergange anſprach."

„So, der!" ſagte Philipp. „Ich habe von ihm gehört, er ſoll mir ähnlich ſehen. Bitte, gnädige Frau,

machen wir dieſer General-Verſammlung auf dem Hausflur ein Ende. Ich ſehe, die beiden liebenswürdigen Ausländerinnen dort (er wies auf die Gouvernanten) harren auf die Erlaubniß, ſich zurückzuziehen. Geſtatten Sie mir, allein mit meiner Schweſter zu ſein.“ Er that einen Schritt vorwärts, um in das Zimmer zu treten, die Vorſteherin einen Schritt zurück, ganz aus der Faſſung gebracht über dieſe Freiheit. Es lag eine ſolche Zuverſichtlichkeit, ein ſo kräftiges Bewußtſein in dem Benehmen des jungen Mannes, in ſeinem Weſen ſprach ſich ein ſo unbeſiegbarer Wille aus, daß ſie ſich in der That eingeſchüchtert fühlte. Die beiden Gouvernanten gaben die entſchiedenſten Beweiſe ſeiner Unwiderſtehlichkeit, denn ſie ſtanden wie gefeſſelt, und ließen es geſchehen, daß die ganze weibliche Zöglingsſchaar hinter ihnen, Kopf an Kopf, durch die offene Thüre dem Auftritt beiwohnte.

Frau von Wedekind ſammelte ihre Energie. „Ich bedaure,“ ſagte ſie mit mehr Höflichkeit als bisher, „Ihnen dieſe Erlaubniß nicht geben zu können. Jedenfalls muß erſt die Frau Majorin darüber befragt werden, und da dieſelbe in einigen Tagen ſelbſt herkommt, ſo werden Sie ſich bis dahin gedulden. Suſanne, dort ins Zimmer! Ich empfehle mich, mein Herr!“

„Alſo bis die Majorin kommt!“ ſagte Philipp. „Nun, Ihre Forderung iſt vielleicht diplomatiſch,

Madame, aber recht herzlos. Leb wohl für jetzt, Suſanne, der Chor der Neugierigen iſt hier in der That weder gemüthlich, noch für uns zweckmäßig. Ich denke, wir werden uns ſehen!" — Er drückte ihr die Hand, und eilte die Treppe hinab.

Suſanne ließ einen Blick des Hohnes und der Verachtung über Hohe und Niedere gleiten, und ſchritt feſten Fußes zwiſchen den Gouvernanten hindurch. Die Schaar der Mitgefangenen ſtob vor ihr wie Spreu vor dem Winde aus einander. Sie lief durch die Zimmer, nahm Hut und Tuch, und war entſchloſſen, das Haus für immer zu verlaſſen. — „Wo willſt du hin? Was ſoll das?" riefen die Damen ihr nach. — „Zu meinem Bruder!" entgegnete ſie, indem ſie gelaſſen die Treppe hinabging. Frau von Wedekind ſchrie den Gouvernanten zu, ihr nachzulaufen; dem Thürſteher, ſie nicht hinauszulaſſen. Ein langes Gefolge kam hinter ihr her, der Thürſteher, von Philipp durch Geld gewonnen, trat ihr mit nur ſchüchterner Abwehr entgegen. Aber für Suſannen gab es in dieſem Augenblicke kein Hinderniß mehr. Wäre ihr eine Piſtole zur Hand geweſen, ſie hätte den Erſten, der ſie hemmen wollte, niedergeſchoſſen. Der Portier fühlte etwas Unheimliches in ihrem Blick und trat betroffen zurück. Suſanne öffnete die Thür und verließ das Haus, in welchem es wie in einem Vulkan vibrirte und rumorte.

Suſanne war im Freien, ſeit langer Zeit einmal, und ihrem augenblicklichen Gefühl nach zum erſten Male in Freiheit. Hinter ihr lagen Schloß und Riegel, die ihr Leben über die Kindheit hinaus hatten gefangen halten wollen. Jetzt ſchritt ſie mit vollkommen erwachtem Bewußtſein vorwärts. Ihr Denken war großherzig und rein, ſie hatte die Ueberzeugung, daß ihre Flucht eine berechtigte ſei. Elternlos und von Wenigen geliebt, räumte ſie nur demjenigen ein Recht über ſich ein, der ſie liebte, und ihr Herz ſagte ihr, daß Philipp ihren Schritt billigen werde. Aber es waren auch nicht Ueberlegungen und Betrachtungen, die ſie in dieſem Augenblick anſtellte, ſondern ein einziger unhemmbarer Wille beſeelte ſie ganz. Muth und Gefühl der Kraft durchſtrömte ihren Körper, und gab ihr die Sicherheit einer jungen Heldin. Jetzt hatte ſie die Wahl frei, ſie durfte in die Arme ihrer Freundin, zu Edelgard, zu Philipp, zu wem ſie wollte, eilen. — Durch Marie wußte ſie, daß Philipp bei dem Profeſſor Tollander, neben dem botaniſchen Garten, wohne. Dahin richtete ſie ihre Schritte. Als ſie unter den Schatten der ſchönen hohen Platanen gekommen war, die den Eingang des Gartens hüteten, blieb ſie ſtehen, um irgend Jemanden nach der Wohnung des Profeſſors zu fragen. Sie hörte Tritte, die zwiſchen dem fremdländiſchen blühenden Strauchwerk ſich zu nähern ſchienen. Indem ſie ſich umwandte,

ſtand Konrad Heß vor ihr. Sie grüßten einander, ein wenig betroffen über die Begegnung. „Wo wohnt mein Bruder Philipp?“ fragte Suſanne raſch. „Ich will zu ihm.“

„Hier nebenan,“ entgegnete Konrad. „Leider treffen Sie ihn nicht zu Hauſe. Ich ſelbſt wollte ihn vor einer halben Stunde beſuchen, und habe den Auftrag gegeben, es mir hier zu melden, wenn er zurückkommt. Ich bin geſpannt, ihn kennen zu lernen. Und Sie haben ihn ſchon begrüßt?“

Suſanne erzählte ihm mit der Offenheit der Aufregung die Umſtände ſeines Beſuches in der Penſion, bekannte ihm ihre Flucht und ihren Entſchluß, nicht wieder dahin zurückzukehren. Unvermerkt waren Beide unter dieſem Geſpräch in den Garten hineingegangen, und ſchritten durch die Anlagen. Aber Suſanne hatte jetzt in der Geſellſchaft ihres Freundes ſchon nicht mehr das Gefühl der Freiheit, als da ſie allein hierher gekommen. Eine Befangenheit bemächtigte ſich ihrer, welche drückend zu werden begann, um ſo mehr da es ihr ſchien, als wäre Konrad nicht ganz einverſtanden mit ihrer Flucht aus der Penſion. Es wurde ihr klar, daß ihr Verhältniß zu ihm ein andres geworden, und ſie war jetzt nicht zufrieden mit ihrem neulichen raſchen Entgegenkommen. Er gehörte zwar zu dem Kreiſe, der ihre Familie ausmachte, zu Marie, Edel-

gard, Philipp und Tollander, sie konnte nicht anders, als ihn zu den Ihrigen zählen, und doch stand er ihr ferner, und in diesem Augenblicke des ungehinderten Beisammenseins weiter entrückt als jemals. — Und Konrad fühlte ebenfalls die veränderte Lage der Dinge. Befreundet mit den Ihrigen, konnte er nicht anders, als auch ihr Freund sein, aber das Erstaunen über ihre wunderbare Entwicklung brachte sein Betragen in achtungsvolle Formen. In einem Augenblick erschien sie ihm als außerordentlich schön, und gleich darauf fühlte er sich innerlich von ihr abgestoßen. Bald bewunderte er die natürliche Reinheit und die Bedeutung, die sich in ihrem Wesen kundgab, bald mißbilligte er die unbeugsame Energie ihres Willens. Und dennoch sprachen Beide lebhaft, vielleicht von dem unwillkürlichen Wunsche getrieben, ihre Befangenheit zu verhüllen.

Sie waren mitten im Gespräch, als Philipp um die Ecke bog, und vor ihnen stand. Beide sprangen auf, und gleich als hätten sie das Gefühl, bei einem Stelldichein ertappt worden zu sein, flog ein dunkles Roth über ihre Gesichter. Dem Ankommenden entging dies nicht, er schien überrascht, und richtete sein Auge scharf auf Konrad.

„Ich sehe dich schneller wieder, Susanne, als ich erwartete!“ begann er. „Und vielleicht komm ich dir nicht einmal erwünscht?“

„Warum nicht, Philipp? Konrad — Herr Heß und ich wollten dich aufſuchen, und warteten hier, bis du zurückkehren würdeſt.“

„Herr Heß war in dieſem Augenblicke wirklich ſo begierig, mich als Dritten im Bunde zu ſehen?“ entgegnete Philipp mit ironiſchem Lächeln und mißtrauiſchem Blicke.

Ein neues Roth ſtieg in Konrads Wangen, aber es entſtammte einer anderen Regung, als das vorige. „In der That,“ rief er, „ich hatte dieſen Wunſch. Ich bereue ihn jetzt, mein Herr, da Ihr Zweifel mich anders, als ich vermuthete, über Sie aufklärt.“

Die beiden Jünglinge ſtanden ſich geſpannt gegenüber, ihre Blicke bohrten ſich glühend in einander, ſie empfanden etwas von gegenſeitiger Abneigung.

„Auch meine Aufklärung iſt keine erwünſchte,“ rief Philipp, „und ich werde Muße finden, eingehender mit Ihnen darüber zu ſprechen! Komm, Suſanne!“

„Ich ſtehe zu Dienſten!“ rief Konrad, heftig erregt, „und bleibe an Ort und Stelle, damit Sie mich zu finden wiſſen!“

Suſanne wußte nicht, was ſie hörte, als ſie dieſe beiden Menſchen, die ihr, jeder in ſeiner Weiſe, als vollendet erſchienen, gleich bei der erſten Begegnung in einer feindlichen Stellung erblickte. Sie wollte reden, aber Philipp nahm ihren Arm, und zog ſie mit ſich fort. Konrad ließ ſich unwillig und mißgeſtimmt auf eine Bank nieder.

So war wider alles Erwarten der erste Eindruck, den die jungen Männer auf einander machten, ein zurückstoßender geworden. Man hatte sie als Freunde für einander bestimmt, die Natur hatte sie äußerlich so ähnlich gebildet, sie selbst waren auf den Augenblick des Kennenlernens begierig gewesen — er kam, und ein schnell erwachter Jugendtrotz riß eine weite Kluft zwischen ihnen auf. Konrad, mehr Gemüthsmensch, als Philipp, und darum leichter erregbar, und überdies allein mit seinen Gedanken, brachte eine halbe Stunde des bittersten Unmuthes zu. Alles, was seine Phantasie durch seiner Freundin Edelgard Beihülfe sich an schönen Zukunftsbildern geschaffen hatte, schien ihm vernichtet. Der erste Mißklang mußte sich in unauflösbarer Disharmonie fortbilden, und aus dem vermutheten Freunde war ein Gegner geworden.

Endlich kam Philipp, und zwar allein, zurück. „Wenn wir uns jetzt die Hälse brechen wollen," rief er, „so bin ich bereit!"

„In der That," entgegnete Konrad, „Ihr Betragen war beleidigend, und Sie vergrößern die Beleidigung noch, wenn Sie jetzt einen kavaliermäßig hochmüthigen Ton gegen mich annehmen."

Durch Philipps Züge ging ein leises Zucken des Unwillens. „Welche Genugthuung fordern Sie von mir?" fragte er. „Mit Waffen in der Hand? Ich habe

das zwar, als ariſtokratiſche Reminiscenz, verſchworen, wenn Sie aber darauf dringen, will ich ein Uebriges thun. Beſtimmen Sie!"

„Thorheiten! Sie ſind ein größerer Ariſtokrat, als man Sie mir geſchildert hat, und als Sie ſelber glauben. Ich verlange kein Uebriges von Ihnen, ſondern nur, was mir gebührt."

„Vortrefflich! Was Ihnen gebühre, konnte ich nicht wiſſen, ſo ſehr ich auch Diejenigen achte, die es mir dargelegt haben. Tante Edelgard iſt ein Engel, und hat mir von Ihnen ein ähnliches Bild entworfen. Sie kann nur mit ihren Augen ſehen, und weiß nicht, was in Hirn und Blut eines Jünglings vorgeht. Weibliche Engel laſſe ich gelten, gegen männliche hab ich ein Vorurtheil. Entweder ſie ſind mir zu hoch, oder es ſind ſchlechte Geſellen, Heuchler, und darum zu niedrig für mich. Und ſo wollte ich mich ſelbſt überzeugen, was Ihnen gebühre."

„Und ſo legten Sie mir ſofort eine böſe Abſicht unter, als Sie mich in der Geſellſchaft Ihrer Schweſter fanden?"

„Ich kenne meine Schweſter erſt ſeit heute, und wußte nur, daß ihre Erziehung verwahrloſ't ſei. Denn auch in jener Modedamen-Fabrik wird der Charakter depravirt. Ich liebe das Mädchen, weil ſie meine Schweſter iſt, und wünſche ſie achten zu können.

Sowohl Suſannens, als Ihre eigene Beſtürzung bei meinem plötzlichen Erſcheinen mußte mir verdächtig ſein. Ich habe die Welt genugſam kennen gelernt, um zu wiſſen, daß man ſich in den ehrlichſten Geſichtern täuſchen kann."

In dieſem Augenblicke wurden leichte, huſchende Tritte hörbar, ein helles Gewand ſtreifte an die Büſche, und Marie Debald wollte vorüber eilen. Sie zuckte zuſammen, als ſie die jungen Männer erblickte, wurde glühend roth, und trat erſchrocken ein paar Schritte zurück.

„Geliebte Marie!" rief Philipp. „Sie hier?"

„Um Gottes willen," ſtotterte Marie — ich komme nicht, — ich wußte nicht, daß Sie hier wären?" — Sie begegnete einem erſtaunten Blicke Konrads, und ſchlug in bedrängteſter Verlegenheit die Augen nieder. Philipp wollte ihre Hand ergreifen. Sie trat zurück und wehrte ihn ab. Konrad ſelbſt mußte ſich geſtehen, daß er eine ſehr reizende Nichte habe.

„Was aber führt Sie hieher, theure Marie?" fragte Philipp.

„Die Mutter ſagte mir, ſie habe Suſannen ganz allein ausgehen ſehen. So machte ich mich auf, und habe ſie überall geſucht."

„Und warum hofften Sie ſie hier gerade zu finden?"

Mariens Augen wurden wieder lebendig, ſie ließ einen Blick zu Konrad hinüber ſtreifen, und ein ſchalk-

haftes Lächeln ſpielte um ihren Mund. „Die Gemüſefrau an der Ecke ſagte mir, daß ſie eine junge Dame habe hier eintreten ſehen!“ entgegnete ſie.

„O, die vortreffliche Gemüſefrau!“ rief Philipp. „Aber ſie hat Recht, und wenn Sie Suſannen ſprechen wollen, ſo werden Sie ſie dort unten in der Geſellſchaft des Profeſſor Tollander finden.“

Marie wandte ſich ſogleich hinweg. Philipp folgte ihr ein paar Schritte, und ſtreckte ihr die Hand entgegen, aber ſie entflog ihm, ſcheu und flüchtig wie ein Vogel. Als er noch ſtand, und ihr unverwandt nachſah, kam Konrad auf ihn zu. „Jetzt iſt das Beobachtungenmachen an mir!“ ſagte er. „In welchem vertraulichen Verhältniſſe ſtehen Sie mit dem jungen Mädchen?“

Wie ein Sonnenſchein lag es noch über Philipps Zügen. Konrad aber fuhr fort: „Marie iſt meine Nichte, und es ſcheint mir, daß ich ſie vor Ihnen werde hüten müſſen!“

Philipp ſchlug ihm lachend auf die Schulter. „Bravo, Kamerad!“ rief er. „In derſelben Schlinge gefangen! Das ſpart mir ein Bekenntniß!“

„Da die Sache ſich gegen Sie wendet,“ entgegnete Konrad, „ſuchen Sie ihr eine mehr heitere Seite abzugewinnen; ich aber nehme ſie ernſthaft, und jetzt doppelt ernſthaft.“

„Gut!“ rief Philipp, indem er, ganz gegen die

Regeln der Feindſchaft, ſeinen Arm in den des Anderen legte, und ihn mit ſich fort zog. „Erſt aber bitte ich Sie, mir eine Frage zu beantworten. Haben Sie die Abſicht, meine Schweſter zu heirathen?“

„Nein!“ entgegnete Konrad, „ganz erſchrocken über dieſe ſonderbare Frage.“

„Nein?“ rief der Andere, indem er ſeinen Arm los ließ, ſtehen blieb, und ihm ins Geſicht ſah.

„Nein, ich wiederhole es, ich habe dieſe Abſicht nicht. Als ich Ihre Schweſter vor einem Jahre kennen lernte, war ſie ein Kind. Erſt heute lerne ich ſie als erwachſenes Mädchen kennen. Wie ſollte ein ſolcher Entſchluß ſo plötzlich in mir erwachen? Auch hat mein heutiges Geſpräch mit ihr nicht das Geringſte behandelt, was darauf Bezug hätte. Wir ſtehen einander innerlich vollkommen fern, unſere einzigen gemeinſamen Beziehungen drehten ſich um die Namen Edelgard und Philipp. Daß Sie uns heute zuſammen trafen, war, ich wiederhole es, ein bloßer Zufall, den weder Fräulein Suſanne noch ich herbei geſehnt habe.“

Philipp hörte mit einigem Erſtaunen zu, er hielt Konrad für keinen Heuchler, aber er war überzeugt, daß derſelbe ſein eigenes Herz noch nicht verſtehe.

„Sie legten mir eine außerordentliche Frage vor,“ fuhr Konrad fort, „und ſo klingt die Antwort, da ſie aufrichtig iſt, eben ſo außerordentlich.“

„Ich glaube Ihnen jetzt," entgegnete Philipp, „und bin Ihnen gleiche Aufrichtigkeit schuldig. Ich liebe jene liebenswürdige kleine Marie, und ich hoffe, sie wird in wenigen Tagen meine Braut sein. An mir liegt es nicht, daß ich sie noch nicht so nennen darf. Heut aber mach ich ein Ende mit der Zögerung, und werde Ihren Schwager um die Hand seiner Tochter bitten."

„Das ist ein unerwartetes Gegengeständniß!" sagte Konrad, indem er stehen blieb.

„Und wäre wohl würdig, daß wir unserem Verhältniß eine andere Form gäben," meinte Philipp. „Wenn Sie in der kurzen Zeit, daß wir uns kennen, zu viel Bitterkeit gegen mich eingesogen haben, um sogleich vergessen zu können, nun, so hassen Sie mich eine Weile — ich habe im Grunde des Hassenswerthen genug an mir. Sie haben, ich weiß es, schon zweimal den Versuch gemacht, mich aufzusuchen, während ich — verschweigen mag ich es nicht — gar nicht so neugierig auf Sie war. Man hatte mir so viel von unserer äußeren und inneren Aehnlichkeit erzählt, daß es mich wenig gelüstete, mich selbst noch einmal zu sehen. Der Mensch ist sich selbst zwar am interessantesten, aber er ist egoistisch genug, ein eigenes Selbst bleiben zu wollen. Am Anderen interessirt ihn das Fremde. Mich reizte es wenig, das, was ich in mir selbst finde, in einem Anderen noch einmal zu sehen,

denn davon konnte ich wenig Anregung und innere Förderung erwarten. Und überdies — ein verſprochener und geſchenkter Freund iſt mir weniger wünſchenswerth, als ein erkämpfter.“

„Und ſo wäre denn,“ fragte Konrad, „von einer formellen Ausgleichung im Grunde wenig für uns zu erwarten?“

„Wir brauchen uns nicht auszugleichen, ſondern können, wenn es uns beliebt, eine Zeit lang die Feinde ſpielen. Unſere innere Aehnlichkeit, finde ich, iſt nicht weit her. Wir haben die gleichen Fehler, was aber die Vorzüge betrifft — wenn ich dergleichen beſitze! — ſo liegen ſie weit von einander ab. Sie ſind hartköpfig, ich auch; Sie ſind ſelbſtbewußt, ich eben ſo; Sie ſind heftig, aufbrauſend, jung — ganz meine Fehler. Von den Vorzügen zu reden...“

„Wir werden uns nicht loben wollen!“ fiel Konrad ein. „Mein erſter Vorzug ſoll Verſöhnlichkeit ſein! Hier meine Hand darauf, daß ich Sie für einen braven Kerl halte!“

„Reden wir ſchon aus dem Tone?“ rief Philipp lachend. „Ja, Kamerad, wir können dennoch Freunde werden! Ich bekenne dir, daß bei deinem erſten Anblick Abneigung und Zuneigung in mir kämpften. Dein Zorn gefiel mir, ſo ſehr er mich aufreizte, und wenn du mir eine Piſtole in die Hand gezwungen hätteſt, ſo

würde ich auf dich geſchoſſen haben, mit dem Wunſche, daß deine Kugel mich träfe. Aber nun genug davon. Tante Edelgard behält Recht, wie immer. Laß dich einmal betrachten, ſehen wir einander denn wirklich ſo ähnlich? Nun, wenn man uns einmal beiſammen geſehen hat, wird man uns ja nicht mehr verwechſeln! Das wäre mir um meiner kleinen Marie willen lieb."

„Unſinn und Kinderei!" ſo ertönte plötzlich eine Stimme neben ihnen. Der Hauptmann Tollander rief es. „Da hat die Suſanne das Gerücht verbreitet, ihr läget euch auf Tod und Leben in den Haaren, und nun ſchicken mich die ängſtlichen Mädchen ab, um nachzuſehen, wie weit ihr miteinander ſeid. Derweilen ſtehen die beiden langen Burſchen da, und begucken ſich lachend von oben bis unten! — Ja, lacht nur! fuhr er fort. „Du, Philipp, und die Suſanne werdet heute noch ein paar heiße Stunden haben. Die Majorin von Bibern hat geruht, einzurücken, und ſetzt die Stadt in Belagerungszuſtand."

„Ich habe ſie nicht zu fürchten," ſagte Philipp, „und Suſanne ſteht unter meinem Schutze. Hat Adelheid ſchon von ihrer Flucht erfahren?"

„Natürlich! Sie iſt bei der alten Penſionsglucke und ſchickt von da aus Streifcorps durch die ganze Stadt, um den Deſerteur aufzugreifen. Eben war auch bei mir eine Hausſuchung. Der verwetterte Haus-

knecht hätte mir beinah eine Amsel durch die offene Thür davon fliegen lassen."

Der Professor und Susanne kamen herbei. Marie hatte sich bereits entfernt. — „Philipp!" rief Susanne, „sie ist gekommen!"

„Ich höre!" entgegnete er. „Wir werden zusammen zu ihr gehen."

„Nach der Pension? Nimmermehr!"

„Nein, nach dem Gasthofe, wo sie abgestiegen ist."

„Dir, lieber Philipp," begann der Professor, „liegt es ob, Susannens Sache bei der Majorin zu führen, und ich brauche dir keine Anweisungen darüber zu geben. Dich aber, Susanne, bitte ich, muthig zu sein. Deine Schwester wird im Auftrage deines Vormundes handeln, sie wird dich mit nach ihrem Wohnorte nehmen wollen, und es ist nicht zu läugnen, daß sie das Recht hat, über dich zu verfügen. Stimmt doch deine Tante Edelgard selbst damit überein. Du hast Charakter, und wirst deine innere Unabhängigkeit zu wahren wissen. Also geh getrost, und vertraue der Zukunft!"

Man trennte sich. Susanne ging schweigend an Philipps Arme durch die Straßen. Sie fühlte sich sicher bei ihm, nur der Gedanke, mit der Majorin künftig zu leben, machte ihr Sorgen. — „Billigt es denn Tante Edelgard wirklich," begann sie, „daß ich mit Adelheid gehe? Und billigst du es, Philipp?"

„Ja, liebe Schweſter," ſagte Philipp, „du biſt noch jung, und haſt nichts von der Welt geſehn, du mußt dich im Leben verſuchen. Wir beide haben keine andere Heimat, als die im Herzen Derer, welche wir lieben. In ihr werden wir immer leben, auch wenn wir uns entfernen. Sieh dir auf kurze Zeit eine andere Welt an, als die iſt, in der du bisher gelebt haſt. Ich ſage: auf kurze Zeit, denn daß du immer im Hauſe Adelheids leben ſollſt, iſt nicht meine Anſicht. Künftig werden wir beiſammen wohnen, und ich ſeh eine Zeit kommen, wo Adelheid ſich nicht ſträuben wird, daß ich dich in mein Haus aufnehme."

Suſanne drückte den Arm ihres Bruders mit Liebe und Dankbarkeit an ſich, ſah mit hoffnungsvollen Augen zu ihm auf, und ging getroſt mit ihm weiter. Sie kamen nach dem Gaſthofe, gefaßt auf einen hochdramatiſchen Auftritt von Seiten der Majorin. Adelheid war bereits aus der Penſion zurückgekehrt, und harrte in unruhiger Erwartung auf Nachricht über die Entflohene.

Aber groß war die Verwunderung der Geſchwiſter, als die Majorin ſie mit ganz heiterem Geſicht empfing, und Suſannen umarmte. Ein Ausdruck der Ueberraſchung ging durch ihre Züge, als ſie Philipps anſichtig wurde. Sie umarmte auch ihn, hieß ihn ihren lieben, lange entbehrten Bruder, und nahm geſellig zwiſchen ihren jüngeren Geſchwiſtern Platz.

Die Gründe zu dieſem unerwartet freundlichen Empfange waren zum Theil nahe liegende, zum Theil ſehr entlegene. Frau von Bibern hatte ſich gleich nach ihrer Ankunft zu der Vorſteherin begeben, und war über die Flucht Suſannens ſehr erſchrocken, zumal Frau von Wedekind nicht ſagen konnte, wohin ſie ſich begeben habe. Die Majorin machte ihr die herbſten Vorwürfe, daß ſie das ihr anvertraute junge Mädchen nicht beſſer zu hüten gewußt habe. Die Penſionsmutter entgegnete gereizt, daß an einem ſo unbildſamen Charakter, der ihrer Anſtalt bisher noch wenig Ehre gemacht habe, alle Mühe verſchwendet ſei.

Ein Wort gab das andere, die Damen geriethen in Feuer, und überwarfen ſich mit einander in ſehr heftiger Weiſe, ſo daß Frau von Bibern mit dem Vorſatze davon ging, auch ihrerſeits das Penſionat nicht wieder zu betreten. Sie hatte allerdings die Abſicht, Suſannen mit ſich zu nehmen, ja, es lag ihr jetzt etwas daran, die Schweſter für ſich zu gewinnen. Denn ſchon hegte ſie beſtimmte Pläne für die Zukunft, wozu es nöthig war, das junge Mädchen durch Liebe und Vertrauen an ſich zu ketten. Darum der Schrecken über ihre Flucht, darum der Zorn, darum das vollkommen neue, liebevolle Entgegenkommen. Auch von Philipp hatte ſie in der Penſion ſchon gehört. Mit Genugthuung erfuhr ſie, daß er Franzöſiſch und Engliſch geſprochen, und

ſogar mit dem Italieniſchen gedroht habe. Sie vermuthete ſogleich, daß Philipp eine große Macht über Suſanne ausüben werde, und ſo beſchloß ſie, auch ihm ſchweſterlich entgegen zu kommen, und ihn zu gewinnen. Und als er nun eintrat, nicht kohlengeſchwärzt und abgeriſſen, ohne Diebsgelüſt in den Zügen, ſondern ein ſtolzgebauter, ſchöner, junger Mann, da erwachte wirklich eine Familienregung in ihrer Bruſt, und ſie begrüßte ihn ohne Scheu.

Nachdem die erſten Koſe-Momente vorüber waren, begann ſie: „Frau von Wedekind hat euch heute Morgens einen unangenehmen Auftritt gemacht, meine Lieben, ich weiß es, und mißbillige das Benehmen der Dame durchaus. Bei einem ſo außerordentlichen Ereigniß, daß ein lange entfernter Bruder zurückkehrt, durfte ſie dir, liebe Suſanne, volle Freiheit laſſen. Es iſt ſehr unrecht von der Frau, mich wie ein tyranniſches Schreckbild vorzuſchieben, um ihrer eigenen Herrſchſucht zu fröhnen. Daß du ſelbſt gegen ihren Willen das Haus verlaſſen haſt, um Philipp zu ſprechen, finde ich ganz gerechtfertigt. Du ſollſt, nach meinen Wünſchen, nicht mehr zu ihr zurückkehren. Und nun biſt du unſer, mein liebes Schweſterchen! Was wird mein Mann ſich freuen, dich zu ſehen! Er hält große Stücke auf dich, obgleich er dich noch kaum kennt. Weißt du, wir haben eine größere Wohnung bezogen,

ſchon um deinetwegen, damit du ein Zimmer für dich haben kannſt. Ich habe es dir hübſch eingerichtet, und da magſt du deine Studien forttreiben, wenn du willſt, oder ſonſt deiner Muße leben, kurz, ganz nach Gefallen ſchalten.“

Philipp merkte recht wohl, daß hinter dieſem zuthulichen Weſen der Majorin irgend eine geheime Abſicht ſtecke, und konnte ihr nicht mit gleicher Ausgiebigkeit entgegen kommen. Er maß ſeine Zärtlichkeiten weiſe ab, bannte ſich in eine vornehme Ruhe, und flößte der Dame dadurch von Minute zu Minute größeren Reſpekt ein. Aber auch Suſanne, trotzdem ſie nicht die Menſchenkenntniß ihres Bruders hatte, konnte ſich an dem Weſen Adelheids nicht innerlich erwärmen. Es war ihr überraſchend, in gewiſſem Sinne ſogar tröſtlich, aber mit feinem Taſtſinn fühlte ſie den Mangel wahren Gemüthes, und blieb nicht minder auf ihrer Hut, als Philipp. Nachdem mancherlei Entlegeneres beſprochen worden war, begann Frau von Bibern: „Aber du haſt mir noch gar nicht geſagt, ob du auch gern mit mir gehſt, liebe Suſanne!“

Das junge Mädchen ſuchte der Antwort auf das ſcharf betonte „gern“ auszuweichen und entgegnete: „Ich will mich nicht weigern, für's Erſte in deinem Hauſe zu leben, aber nur unter folgenden Bedingungen: Erſtens, daß ich mit Philipp zuſammen einen

Beſuch bei Tante Edelgard mache; zweitens, daß ich meine Freundin Marie Debald vor meiner Abreiſe aufſuche" —

Frau von Bibern unterbrach ſie durch ein fröhliches Lachen, und ergriff tändelnd ihre Hand. „Du närriſches Kind!" rief ſie. Mir förmlich Bedingungen zu ſtellen! Wollt ihr zuſammen Tante Edelgard beſuchen, ſo thut es ungehindert, und haſt du hier Freundinnen, ſo werde ich dir vernünftiger Weiſe nichts in den Weg legen, daß du dich perſönlich von ihnen verabſchiedeſt. Ich ſehe ſchon, Frau von Wedekind hat mich dir bitter verleumdet! Denke nicht, mein Kind, daß ich deine Freiheit irgendwie beſchränken will. Du biſt jetzt ein erwachſenes Mädchen, dem ich nicht, wie einem Kinde, mit ewigen Vorſchriften läſtig zu werden denke. Ich hoffe, du wirſt deine alte Schweſter bald als deine beſte Freundin erkennen!"

Frau von Bibern ſpielte ihre Rolle vortrefflich, denn im Grunde waren ihr jene kleinen Bedingungen Suſannens in hohem Grade verdrießlich, ſie witterte verderbliche Einflüſſe. Dennoch aber wollte ſie lieber einmal gegen ihre Grundſätze handeln, als Suſannen jetzt gegen ſich erbittern. Um ſo nothwendiger aber ſchien es ihr, Suſannen ſo bald als möglich ihren hieſigen Freunden zu entführen. — „Eine Gegenbedingung muß ich mir aber ſtellen, liebe Kinder!" fuhr ſie fort.

„Nämlich, daß ihr euch mit euren Besuchen beeilt. Ich rathe euch also, heute den Besuch bei Susannens Freundin zu machen. Philipp bringt mir zu Abend Susannen wieder, denn sie bleibt die Nacht bei mir. Ich lasse ihre Sachen inzwischen aus der Pension abholen. Morgen früh fahrt ihr zu Tante Edelgard hinaus und seid spätestens zu Mittag wieder hier. Denn um Mittag muß ich abreisen, ich kann meine Kinder nicht so lange allein lassen. Seid ihr damit einverstanden?"

Susanne war fast gerührt von dieser Freundlichkeit, und ergriff dankbar ihrer Schwester Hand. Die Majorin hatte selbst noch einige Besuche zu machen, und so trennte man sich.

Groß war die Freude, als die Geschwister Arm in Arm in das Debald'sche Haus traten. Susanne wurde mit größter Herzlichkeit empfangen, eben so Philipp, der sich schon von der besten Seite bekannt gemacht hatte. Konrad war in der Stadt geblieben, und so setzte man sich in der heitersten Stimmung an den Abendtisch. Auch Susanne war heute froh, aus ihren Augen leuchtete Freude, und durch den Ernst ihres Wesens drang zuweilen ein Blitz jugendlicher Lust.

Plötzlich verließen Meister Debald und Philipp das Zimmer. Marie wurde unruhig, und suchte sich hinter eine ausgelassene Laune zu verstecken. Dann wurde auch Frau Debald herausgerufen. Marie zeigte sich

immer unruhiger, und sprach lauter verkehrte Dinge. Endlich trat die Mutter in die Thür, und rief auch Marien hinaus. Sie zuckte zusammen, und folgte. Konrad und Susanne blieben allein im Zimmer, sie ahnten, was sich draußen vorbereitete. — Der junge Mann war in diesem Augenblicke noch befangener, als bei der ersten heutigen Begegnung mit Susannen im botanischen Garten. Seine Antwort auf jene Frage, die ihm Philipp vorgelegt hatte, wirkte wie ein Gewissensbiß in ihm nach. Nicht, daß er am Abend schon hätte widerrufen können, was er Nachmittags ausgesprochen, sondern es beunruhigte ihn mehr die Thatsache, daß er es so bestimmt ausgesprochen. Freilich war die Frage, „ob er Susannen heirathen wolle," auch so fatal scharf und prägnant zugespitzt, daß er gar nicht anders als mit Nein hatte antworten können. Zumal in jenem Augenblicke feindlicher Erregung, und bei der völligen Neuheit des Gedankens. Ist es nicht möglich, dachte er, daß Philipp, in seiner erschreckenden Aufrichtigkeit, mit Susannen darüber gesprochen hat! Und nun weiß sie meine nur durch den Moment bestimmte Aeußerung — was muß sie denken? — Seine Verwirrung wurde noch vermehrt durch die Beobachtung, daß Susannens Wesen und Züge heut Abend anziehender als jemals waren, zugleich aber, daß sie gegen ihn ein so ruhig gemessenes Wesen zeigte, als sähen sie sich zum ersten Male. Indessen schweigend

durfte er nicht mit ihr zusammen sitzen, und so begann er: „Morgen also verlassen Sie uns, und wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehn werden!“

„Ich weiß es!“ entgegnete Susanne. „Denn wiederkehren werde ich jedenfalls. Und wenn Sie sonst in Staffelburg wohnen bleiben, so können wir uns noch oft wiedersehn. Sie sind ja ein Freund meiner Tante Edelgard und meines Bruders!“

„Ich preise mich glücklich, solche Freunde zu haben, und hoffe viel von unserem künftig gemeinsamen Leben.“

„Auch ich hoffe noch daran Theil zu nehmen! Welch eine Freude ist es für uns, daß unser einstiger Besitz in so guten Händen ist! Sie können meiner geliebten Tante Edelgard viel sein, und ich bin Ihnen schon im Voraus dankbar dafür. Und — —“ Susanne stockte, dann aber richtete sie ihre großen Augen in ganzer Macht auf ihn, und sagte mit ruhig klarer Stimme: „Glauben Sie mir, Konrad, ich werde nie vergessen, wie viel ich Ihnen zu danken habe!“

Konrad fühlte bei diesen Worten, daß es ihn vom Wirbel bis zur Zehe durchrieselte. Da öffnete sich die Thür mit Geräusch, und Marie trat an Philipps Arm ein. Die Eltern folgten. „Konrad!“ rief Frau Debald mit strahlendem Gesicht, „da haben wir ein Brautpaar im Hause!“ Marie stürzte sich an Susannens Brust, Philipp begrüßte seinen neuen Freund als Onkel. „Nun

aber, mein würdiger Doktor und Maulwurfjäger!“ rief er lachend, „setze dich bei deinem Neffen in Respekt, er ist drei Jahre älter als du, und kommt sich ganz außerordentlich mündig vor. Aber weg mit der Onkelei, und gute Kameradschaft von diesem Tage an!“ Die Stimmung wurde durch dieses Ereigniß eine überaus glückliche. Philipp hatte bereits zu dem Professor Tollander geschickt, und bald kam er mit dem Hauptmann an. Meister Debald machte eine Bowle, und man trank auf die Gesundheit der Verlobten. Aber Susanne mußte an die Heimkehr zu ihrer Schwester denken. Man beschloß, der Majorin heute noch nichts von Philipps Verlobung zu sagen, da sich voraussehen ließ, daß ihre Freude daran eine sehr gemäßigte sein werde. Vielleicht aber das nicht einmal, und für diesen Fall sollte Susannen für heute noch eine unliebsame Meinungsäußerung der stolzen Frau erspart werden. Philipp führte die Schwester nach dem Gasthofe. Sie war in so gehobener Stimmung, wie noch nie in ihrem Leben. —

Die Thurmuhr hatte Mitternacht geschlagen, als Konrad und Philipp, der noch in das Debald'sche Haus zurückgekehrt war, sich auf die Wanderung nach Staffelburg machten. Denn Letzterer war viel zu aufgeregt, um dem Professor nach Hause folgen zu können, und zog es vor, seinen neuen Freund zu begleiten. Es war eine Mainacht, und Philipp in jubelnder Bräutigams-

laune. Konrad ging mehr ſchweigſam neben ihm her. Endlich begann auch er: „Nun alſo wirſt du bauen, und wir werden hier Nachbarn werden!“

„Gemach, gemach!“ entgegnete Philipp. „Ob, wann und wo ich bauen, und meine rauchenden Schornſteine aufrichten werde, das liegt noch im Schooße der Götter. Zwar wenn ich klein, ganz klein anfangen wollte, ich könnt' es ſchon jetzt zu Wege bringen, und in Gedanken baue ich bereits Alles hier voll. „Edelgards-Werk“ ſollte das Ganze heißen, und die erſte Hütte „Edelgards-Hütte.“ Der zweiten denk' ich den Namen „Tollanders-Hütte“ zu, und die dritte führe, dem Syſtem des Hauptmanns zu Ehren, den Namen „Walk-Hütte.“ Und wie gern ſchlüge ich gleich meine liebſte und ſeligſte Hütte auf — „Marien-Hütte!“

„Aber,“ warf Konrad ein, „wenn du nun hier bauteſt, in der Nähe deines einſtigen Familienſchloſſes, das jetzt in eine Brauerei verwandelt iſt, würdeſt du keine unangenehme Empfindung dabei haben?“

„Hm, Kamerad! Du triffſt eine Stelle, an der ich auch einſt ſentimental empfand. Wenn es wenigſtens keine Bierbrauerei wäre! Das iſt ſo grauſam proſaiſch! dachte ich, im Uebrigen möchte drin an Maſchinen klappern, und an Schornſteinen rauchen, was da wollte! Aber ich kam darüber hinaus, wie ich alle Reminiscenzen meiner Familie überwand, wo ſie ſich nicht halten

ließen. Wer ſich in der Welt und mit ihr entwickelt, ſchenkt ohne Großmuth Dinge weg, die ihm einſt Schätze waren. Um ſo leichter, denk' ich, Dinge, die er nie beſeſſen hat. Ich habe nur als Kind in jenem Hauſe gewohnt, mein Denken reicht kaum ſo weit, und ſo habe ich nichts, nicht einmal eine Erinnerung aufzugeben. Und die Proſa darin? Meine Maſchinen ſind auch proſaiſch, und ſo giebt es genug Leute, die ſich an die Vergangenheit klammern, weil ſie nicht ſtark genug ſind, die Gegenwart zu ertragen, und die darum unſere Tage überhaupt proſaiſch nennen. Ja, wenn die äußeren Dinge die Poeſie machten! Innen im Menſchen muß ſie wohnen, und wer ſie nicht im Herzen und Gemüthe fühlt, wird ſie draußen vergeblich ſuchen. Warum ſind wir, die wir im Schweiß der Arbeit, im Dampf und Kohlenſtaub unſerer Maſchinen leben, proſaiſcher als jene Jugend, die in Puder und ſeidenen Schäferkleidern über gebohnte Fußböden tanzte, frivole franzöſiſche Reime auf den Lippen, Grazie in den Beinen, und Unſittlichkeit im Herzen? Arbeit iſt immer proſaiſch, wir ſollen ſie aber poetiſch adeln durch unſer Streben, und ſo wird ſie und unſer Schmerz und unſere Freude zur Poeſie. Sie iſt um ſo reicher und tiefer, je reicher und tiefer wir empfinden. Und kurz, wenn mein Urgroßvater zu ſeiner Stammburg einſt emporblickte und ſagte: Da oben wurde gekämpft, geraubt und geplündert

— ſo ſage ich: Da im Hauſe meines Urgroßvaters wurde geſpielt, getanzt, leicht gelebt, bis Alles zu Ende war. Ich aber baue mir mein eigenes Haus, da wird gearbeitet und Gutes erſtrebt, und dabei bin ich glücklich!"

„Ja, du biſt eine wahrhaft glückliche Natur!" rief Konrad. „Marie wird durch dich ebenſo glücklich werden. Aber haſt du auch bedacht, ob deine Wahl dir nicht unter deinen Standesgenoſſen manches Aergerniß bereiten werde? — Konrad ſprach das mit einem Nebengedanken, der ihn im Grunde bereits mehr intereſſirte, als er geſtern noch geahnt hätte.

„Kommſt du mir wieder mit meinen Standesgenoſſen!" entgegnete Philipp. Meine Geſinnung, mein Streben, mein Schaffen iſt mein Stand, von allem Uebrigen hab' ich mich frei gemacht. Meinen Namen kann und will ich nicht ändern, ja es iſt mein Stolz, den altbekannten und vielbefleckten durch edlere Grundſätze zu Ehren zu bringen. Mag ſich darüber wundern, wer da will. Von den Mitgliedern meiner Familie werden mir nur Adelheid und ihr Gatte ſcheel ſehen. Sie hängen ſich krampfhaft an Ruinen und zerbrochene Wappenſchilder, für die ich nur unter Umſtänden Intereſſe habe. Sage ſelbſt, würde ich mich nicht lächerlich machen, wenn ich, über deſſen Haus ſelbſtverſchuldete Vernichtung wie ein Fluch hereingebrochen iſt, wenn

ich mich mit mühſam geretteten Fetzen ſchmücken wollte? Weg mit allem alten Plunder, und als ein neuer Menſch ein neues Haus gebaut. Die Zeit ſchafft neue Verhältniſſe, und dieſe wollen ihr Recht.“

Nach einigen Minuten des Schweigens, welches Konrad mit ſtillen Nutzanwendungen der Worte ſeines Freundes auf ſich ſelbſt ausfüllte, begann Philipp von Neuem: „Aber du haſt mich noch nicht gefragt, woher ich, der Sohn einer ruinirten Familie, die Mittel zu meinen Planen nehme. Ja, theurer Onkel, ſie ſind auch noch nicht da — obgleich ſie daſein könnten, wenn ich wollte. Es iſt, als ob gute Geiſter mich überall umſchwebten, um mir darzubieten, was meine Vorfahren mir entzogen. Mein erſter guter Geiſt, meine ewig jugendliche Fee mit der Wünſchelruthe, heißt — Edelgard. Ich erinnere mich aus früheſter Kindheit, daß die Sage ging, ſie habe bei dem Zuſammenſturze unſeres Reichthums Schätze für ſich gerettet. Gerettet hat ſie allerdings etwas, aber wenig für ſich. Ihr Vermögen gab ſie faſt ganz hin, es ging mit dem unſerigen verloren. Nur ein Schmuckkäſtchen bewahrte ſie. Es war ihr ein Tand, aber ſie wollte ſich von dieſen Erbſtücken zuletzt trennen, zumal ſie einſah, daß ſie die Kluft nicht füllen würden, ſo koſtbar ſie waren. Vielleicht ahnte ſie, daß ihre Liebe ſie einſt noch werde verwerthen können. Und wirklich — ich war der Glückliche, für den

ſie die alten Herrlichkeiten aus Urväterzeit verwerthete. Der Hauptmann nahm die Schmuckſachen mit nach Frankreich, um ſie in Geld umzuſetzen. Wie reich Edelgard noch war, erfuhr ſie ſelbſt erſt jetzt. Mich konnte ſie damit erziehen laſſen, und ſo lange erhalten, bis ich mich ſelbſtſtändig weiter zu bringen im Stande war. — Zwei andere gute Geiſter vereinigen ſich mit Edelgard für mich, ein wunderliches Genienpaar — die Brüder Tollander. Die beiden erbenloſen Junggeſellen haben eine Erbſchaft gemacht, und wollen mir das Kapital zu Gute kommen laſſen, damit ich hier meine Thätigkeit beginnen könne. Für's Erſte hab' ich's abgelehnt. Einige Jahre wünſche ich noch in meiner Stellung als Werkführer in Berlin zu bleiben. Marie iſt jung, ich auch, wir können es ein Weilchen mit anſehen, bis wir unſere Hütte bauen."

Bald darauf nahm das Geſpräch eine Wendung, auf die der jüngere der beiden Freunde ſchon lange wartete. Philipp kam auf Suſannen und ihre Zukunft. Da begann Konrad zögernd: „Du haſt mir heut doch eine zu wunderliche Frage vorgelegt!"

Wär' es nicht Nacht geweſen, ſo hätte er Philipps Lächeln bemerken müſſen. Der aber ſpielte den Argloſen. „Welche Frage meinſt du?" fragte er.

„Nun, ob ich — Suſannen — heirathen wolle."

„Ja ſo! Das war freilich etwas unbeſonnen, und

aus dem Flintenlauf geſchoſſen. Der Bruder des Mädchens durfte ſo nicht fragen, das ſchickte ſich nicht."

Konrad merkte wohl, daß ſein Genoſſe ſich etwas luſtig über ihn machte. „Es iſt nicht darum, wie du denken kannſt," ſagte er, „aber — —"

„Aber immerhin ungewöhnlich genug! Ich geb' es zu. Dennoch bin ich nicht unzufrieden damit, denn es hat uns gleich klar gemacht. Auch Suſanne wird nun klarer darüber ſehen. Mir lag daran. Jetzt freilich weiß ich wohl, daß ich die unzarte Frage nicht nöthig hatte."

„Um des Himmels willen!" rief Konrad, „du haſt ihr meine Antwort doch nicht wieder geſagt?"

„Das nicht — wie ſollt' ich! Aber eh' ich mit dir ſprach, hatte ich ihr bereits dieſelbe Frage vorgelegt, und ſie hat ebenfalls Nein geantwortet. Ein ebenſo rundes, entſchiedenes Nein, wie das deine war. Und nun wollen wir nicht weiter davon reden. Halt es mir zu Gute, es war ein wunderliches Betragen von mir — aber ich kannt' euch Beide nicht. Gute Nacht! — Aber noch Eins. Melde doch morgen mit dem Früheſten dem lieben Burgfräulein unſern Beſuch. Ich denke nicht mit Suſannen allein zu kommen, ſondern will Edelgard auch meine Braut zuführen, ſogar die Brüder Tollander, als Civil- und Militär-Ehrenwache mit aufpacken. Und daß du mir ſelbſt bei Tante Edelgard

nicht fehlst — ich weiß ja, sie ist auch deine Flamme! Nochmals gute Nacht, Kamerad, und auf Wiedersehen!"

Die Freunde trennten sich. Konrad hörte Philipp noch lange durch den Wald singen, während er selbst gedankenvoll seines Weges schritt.

Zehntes Kapitel.

Herr von Geyßmar war wieder einmal von einem Ausflug über den Kanal zurückgekehrt. Da erfuhr er als neustes Ereigniß in der Stadt, daß Frau von Bibern eine jüngere Schwester in ihr Haus aufgenommen, und in die Gesellschaft eingeführt habe. Die Einen sagten, sie sollte eine Schönheit sein, Andere wollten gehört haben, sie sei eher häßlich zu nennen. Ob die Frage nach ihrem Charakter, ihrer Bildung, auftauchte, ist nicht gewiß, man würde sie auch als unwesentlich überhört haben. Daß sie arm sei, wußte man bestimmt, und so konnte nur die andere Hauptfrage in Betracht kommen, ob sie hübsch oder häßlich sei.

Dem Baron war die Aussicht, fortan ein heirathsfähiges junges Mädchen im Hause des Majors zu finden, eigentlich gar nicht recht. Dem schönen Geschlechte

zwar von ganzem Herzen ergeben, fühlte er sich doch in Familien, wo erwachsene Töchter waren, nicht behaglich, und seine lose Zunge verdarb es oft mit den Müttern. Zwar war er eitel genug, sich über seine Anziehungskraft auch auf junge Mädchen zu freuen, allein lieber verkehrte er in Familien, wo er keine Absichten wittern zu müssen glaubte, also wo die Töchter noch Kinder, oder schon Bräute, oder gar nicht vorhanden waren. In der Gesellschaft mochte er die schöne Jugend nicht missen, hier wollte er wie ein Wandelstern durch die Reihen ziehen, Eindruck machen, im Vorübergehen prüfen, auszeichnen und sich auszeichnen lassen — wo er aber in eine Familie trat, mochte er nicht genirt sein. Er fand sich zwar in die Gemüthlichkeit zurecht, sie gehörte ihm aber nicht zu den Bedürfnissen des Lebens. So war ihm das Haus des Majors von Bibern immer am angenehmsten gewesen. Hier konnte er seiner Zunge freien Lauf lassen, boshaft liebenswürdig sein, frivol geistreich, auch wohl einmal harmlos, unter Umständen ernsthaft und gesetzt, wie es kam. Der Hausfrau huldigte er in ritterlich freundschaftlicher Weise, und sagte sowohl ihr, als auch ihrem Gatten häufig, daß sie eine kluge, welterfahrene Frau sei. Sie war die Einzige, der er hochachtungsvolles Vertrauen schenkte, und so erfuhr sie durch ihn selbst mancherlei aus seinem Leben, das sie klug genug war für sich zu behalten. —

Da war nun plötzlich ein junges Mädchen im Hause, das, so fürchtete der Baron, den bisherigen freien Verkehr recht übel stören konnte. Er mochte gar nicht hingehen. Neugierig aber war er doch auch. So ging er denn.

Susanne war etwa seit vierzehn Tagen in der Stadt, als der Baron seinen Besuch machte. Er schien sie nur flüchtig zu beachten, sprach wenige Worte zu ihr, und sie gab noch weniger zur Antwort. Inzwischen beschloß er doch, der Majorin ein wenig auf den Zahn zu fühlen, sie mit etwas leichtem Spott auszuholen oder einzuschüchtern. Als er daher mit Frau von Bibern einen Augenblick unter vier Augen war, begann er ihr Vorwürfe zu machen, daß sie ihm niemals von ihrer Schwester erzählt habe.

„Was sollte ich Ihnen erzählen?“ entgegnete Adelheid. „Susanne war ein Kind und in der Pension. Sie ist noch jetzt nicht viel mehr als ein Kind.“

„Aber ein sehr anziehendes Kind, schöne Freundin! Ei, ei, dieses Kleinod haben Sie mir unterschlagen wollen?“

Adelheid lachte. „Was fällt Ihnen ein? Sie, als ein Kenner, werden das Mädchen doch nicht für schön erklären?“

„Schön? Nein. Aber apart, pikant. Viel Race im Gesicht, im Kopfe, in der ganzen Gestalt. In der That viel Race!“

„Pfui, pfui! Was ſind das für Reden! Man merkt, daß ſie von Newmarket kommen.“

„Die Haut wird noch ſehr ſoignirt werden müſſen. Ich will Ihnen die Adreſſe meines Parfümeurs in Paris geben. Aber das Mädchen hat Augen — bedeutende Augen! Sie werden das Schweſterchen nicht lange behalten, denk' ich.“

„Sie ſpotten, Baron!“ ſagte Adelheid vorwurfsvoll. „Suſanne iſt ganz ohne Vermögen, das wiſſen Sie. Und überdies iſt ſie noch ein Kind. Kaum ſiebzehn Jahre — wer kann jetzt ſchon an Partien denken!“

„Warum nicht? Aber ich bleibe dabei, Sie haben mir dieſes Schweſterchen unterſchlagen wollen. Iſt das recht unter Freunden? Zur Strafe ſollen Sie es dulden, daß ich ihr jetzt den Hof mache.“

Adelheid wurde ſehr ernſthaft. „Nein, Baron, das muß ich mir verbitten,“ ſagte ſie. „Ich ſtehe freundſchaftlich genug mit Ihnen, um aufrichtig ſein zu können. Ihre Grundſätze ſind mir bekannt — ich denke, das iſt genug geſagt. Setzen Sie dem Mädchen keine Thorheiten in den Kopf, ich bitte mir's aus — unſere Freundſchaft ſteht auf dem Spiele!“

Der Baron zeigte lächelnd die zwei Reihen ſeiner ſchönen Zähne, und ſagte: „Sie ſind eine große Diplomatin!“

„Wie ſo?“ fragte die Majorin etwas betroffen.

„Ich ſage nur: Sie ſind eine große Diplomatin, ma chère amie!“

„Aber was meinen Sie denn?“

„Auch das iſt ſehr diplomatiſch gefragt. Erlauben Sie, daß ich Sie meines Reſpectes verſichere! Adieu! A propos! mein Gärtner klagt über embarras de richesse an Ananas, ich darf ihnen wohl ein Paar ſchicken?“

Am folgenden Tag kam ein Korb mit friſchen Ananas an, nebſt einem prachtvollen Blumenſtrauße. Die Majorin lächelte, und zeigte Suſannen den Strauß, indem ſie ihr die herrliche Anlage von Getzßmarpark ſchilderte.

Suſanne verrieth dafür ein ſehr geringes Intereſſe, wie ſie überhaupt für ihre neuen Verhältniſſe zwar Erſtaunen, aber nicht den geringſten Antheil fühlte. Sie ſah ſich mit Einem Schlage in eine ihr völlig neue Lage verſetzt. Aus dem Zwange der Penſion trat ſie plötzlich in eine freiere, aber doch auch von fremdem Willen abhängige Stellung. Ihr Schwager, der Major, kam ihr mit Wohlwollen entgegen. Sie fühlte ſich ihm gegenüber weniger bedrückt, als ſie gefürchtet hatte. Er war heiter und ſcherzhaft, und ein gewiſſer herzlicher Ton, den er anzuſchlagen wußte, that ihr wohl. Aber für die Schweſter konnte das junge Mädchen keine warme Empfindung erzwingen. Gleichwohl war

Adelheid freundlich und liebevoll nach ihrer Weise. Schon am Tage nach der Ankunft wurden Gänge zu Modehändlern und Putzmacherinnen gemacht, und lange Konferenzen über Susannens neue Garderobe gepflogen. Die Majorin war freigebig, denn es galt, die Schwester angemessen in die Welt einzuführen. Aber sie wußte sich auch etwas auf alle diese Geschenke, und verlangte für jedes Stück, bis auf das kleinste Band, lebhaft ausgesprochenen Dank. Zu ihrer unangenehmen Ueberraschung zeigte sich Susanne jedoch völlig gleichgültig gegen all diesen Putz, völlig gleichgültig gegen all die neuen Menschengesichter, die ihr vorgeführt wurden, und über deren Verhältnisse ihr Langes und Breites erzählt ward. Susanne kleidete sich, wie die Majorin es haben wollte, begleitete sie, wohin sie verlangte, gab Antwort, wenn man sie fragte, aber sie blieb schweigsam, verschlossen und kalt. Die Majorin kam schon in den ersten Tagen ein paar Mal aus der Fassung über diesen unerhörten Undank, und bezwang sich nur mit Mühe, nicht in lebhafte Vorwürfe auszubrechen.

Weder die Häuslichkeit noch das gesellige Treiben, in das Susanne sich versetzt sah, war geeignet, einem ernst und tief empfindenden Mädchengemüth Nahrung zu geben. Im Hause herrschte von früh bis spät ein rastloses, unbehagliches Treiben, hervorgebracht durch

die Sorgen des weiblichen Anzuges, fortwährender Besuche und Zurüstungen zu neuen Besuchen. Die Geselligkeit war eine und dieselbe, und Susanne begriff nicht, warum man alle Tage mit denselben Menschen zusammen sein müsse, wie man mit ihnen dieselben Dinge reden, und auf völlig unzweckmäßige Art vergnügt sein müsse. — Der Umgang des Majors bestand fast nur aus Officieren und Officierfamilien. Man suchte sich die Langeweile und Eintönigkeit des Provinciallebens dadurch zu zerstreuen, daß man so oft als möglich beisammen war. Täglich gab es Gesellschaft, Ausflüge, Spaziergänge, bei denen sich die ganze Bekanntschaft zu treffen pflegte. Die jungen Mädchen wußten, daß sie einer gewissen Anzahl junger Officiere begegnen, die Frauen, daß sie über Putz, Wirthschaft und Stadtgeschichten reden, die Männer, daß sie sich über Dienstsachen, und in erlaubter Weise über Politik unterhalten würden. Und es traf immer richtig ein, wie ein Tag dem anderen folgt, und Niemand schien sich dabei übel zu befinden.

Da war ein junger Lieutenant, ein unverdorbenes junges Blut, der wegen seiner Schweigsamkeit und seines häufigen Erröthens von seinen Kameraden fortwährend geneckt und aufgezogen wurde. Dieser wagte einst auf dem Spaziergange Susannen zu bitten, daß sie ihm erlaube, ihr Sonnenschirmchen zu tragen. Sie

ſah den Zweck nicht ein, gab es ihm aber. Dies wurde zur Gewohnheit, und wenn ſie die Waffe nicht brauchte, reichte ſie ſie ihm freiwillig. Er war ſehr ſchweigſam, aber ſie wünſchte es nicht anders. Suſanne zeigte ſich nicht unterhaltend und vergnügt, und ſtieß alle jungen Herrn durch ihr herbes Weſen ab. So war ihr der Schweigſame ein willkommener Geſellſchafter, und ſie gingen, ſaßen und ſchwiegen in Eintracht mit einander. — Die Majorin wollte anfangs Einſpruch thun, gegen dieſes wunderliche Verhältniß, zumal der junge Mann nicht von Familie war, und einen ſehr gewöhnlichen Namen trug. Sie bedachte ſich aber, und war bald die Erſte, die laut und öffentlich darüber ſcherzte.

Und kam Suſanne dann nach einem öden, drückenden, Geiſt ertödtenden Tage nach Hauſe, um ſich, endlich allein, zur Ruhe zu legen, dann athmete ſie aus tiefſter Seele auf, und begann einige Stunden der Nacht ſich ſelbſt zu leben. In ihr wirkte die Erinnerung einer für ſie idealen Geſelligkeit fort, die Erinnerung eines Tages, der wie ein Aeolsharfen-Accord in ihrer Seele nachklang, jenes letzten Tages, da ſie mit Philipp bei Edelgard geweſen. Ereignißloſe Stunden reinen Glückes, aber ſie waren ihr zum Ereigniß geworden. Da hatte Edelgard die Geſellſchaft in ihrem Roſengarten bewirthet und Thränen der Liebe und Güte geweint, und bald Marien, bald Suſannen umarmt, und ſie ihre Kinder

genannt. Und Philipp hatte Konrad auf die Burg herauf geholt, und die alten Brüder Tollander waren die Liebenswürdigkeit ſelbſt geweſen. Ueber Allen hatte der reine Geiſt Edelgard's gewaltet, wie die Frühlingsſonne, welche die Roſenknospen hervorlockte. Ja, das war ein Tag, dem kein anderer ſich vergleichen ließ, und an den Suſanne an jedem Abend, wenn ſie endlich allein war, dachte.

In ſolchen nächtlichen Stunden pflegte ſie an Edelgard und Philipp zu ſchreiben, denn am Tage ließ ſich keine Zeit dafür finden. Ueberhaupt waren die Verheißungen der Majorin in mancher Weiſe nicht eingetroffen. Suſanne mußte ihr Zimmer mit drei kleinen Nichten theilen, und die verſprochene Muße für Studien war vor lauter geſchäftigem Müßiggang nicht zu erringen. Suſanne ſehnte ſich zuweilen nach einem Buche. Aber der Major hatte nur einige kriegswiſſenſchaftliche Werke, ſeine Gattin beſaß gar keine Bücher, da ſie ihren Leſebedarf aus der Leihbibliothek bezog. So wurde denn der Bediente dahin geſchickt, um für Suſannen „ein hübſches Buch“ zu holen. Er brachte eins, deſſen Ausſehen ihr Mißtrauen einflößte. Suſanne las zehn Seiten, und legte es für immer aus der Hand. In ihrem Herzen lebte ein Schatz von Poeſie, der ſich von dieſer Proſa mit Unwillen abwandte. Und doch war es ein Buch, bei deſſen Erwähnung am folgenden Tage

einige Damen, die im Geruche von Bildung ſtanden, begeiſtert erklärten, es ſei ganz „himmliſch,“ und der müſſe weder Geſchmack noch Charakter haben, dem dieſes Buch nicht gefiele. Suſanne ſchwieg.

„Mein Gott,“ dachte ſie, „ſoll ich denn mit jeder Regung dieſem ganzen Kreiſe fremd bleiben? Bin ich beſtimmt, mit all meinem Denken und Fühlen hier allein zu ſtehen? Sind denn hier alle Herzen arm und öde, alle Gemüther empfindungslos? Legen denn dieſe Menſchen wirklich Gewicht auf all das leere Geſpräch, das ſie führen, und können ſie innerlich daran betheiligt ſein? Kleidung, Geſellſchaft, Privatgeſchichten — ich weiß nichts darüber zu ſagen. Und jene engherzigen Urtheile über andere Stände und Lebensverhältniſſe, dieſer Hochmuth, dieſe Ueberhebung — wie ſoll ich darin einſtimmen? Mit jeder Aeußerung, jedem Gedanken thue ich einen Fehltritt. Sie glauben etwas Unerhörtes zu hören, ſehen mich ſtarr an, und begreifen mich eben ſo wenig, als ich ſie. Oder bin ich ſo überſpannt und extravagant, wie Adelheid mir täglich vorhält? Es iſt möglich, aber ich verzweifle daran, anders zu werden. Ach, nur eine einzige warme, aufrichtige Menſchennatur zeigt mir, und ich will mich unterordnen, und mir den Weg zeigen laſſen, wie ich auch hier etwas nützen kann! Denn etwas nützen muß der Menſch, einen Zweck muß ſein Daſein haben, eine Thätigkeit

muß ſein Leben erfüllen, die ihm eine wahre innere Welt ſchafft, als Erſatz für dieſe gedankenloſe, flache, elende Außenwelt! Was ſoll ich hier? Nutzlos, zwecklos, ſinnlos werde ich langſam und ermüdend in einem immer gleichen Kreiſe umhergetrieben, der ſich um ein Nichts dreht, oder um Gegenſtände, die ſchlimmer ſind als nichts. Meine Seele erſchlafft in dieſer Lebensdürre, ich weiß nicht, was mir dieſe Welt, noch was ich in ihr ſoll!“

Suſanne war nicht mehr die wilde, unbändige Natur, wie vor einem Jahre in der Penſion, wo ſie ſich mit leidenſchaftlichem Trotz den Schranken widerſetzte. Vielleicht wäre ihr Ungeſtüm von Neuem erwacht, wenn man ihr offen und gewaltſam hätte Bande anlegen wollen. Aber dies geſchah nicht mehr, man ließ ihr ſcheinbar Freiheit, und zog ſie doch langſam und wohlbedacht im trüben Strome mit ſich. Sie hatte Recht, wenn ſie ihre Seele erſchlaffen fühlte. Offener Widerſtand ſpannt alle Fibern des inneren Weſens an, und erhält Geiſt und Gemüth rüſtig und kampfgemuth gegen den Zwang. Aber die langſame Peinigung ſcheinbar wohlwollender Ueberredung, die ſtete Wiederholung kleiner Kunſtgriffe, die tägliche Qual, unerwünſchte „Opfer“ annehmen zu müſſen, all jener unſcheinbare Folterapparat von Rückſichten, lügneriſchen Zugeſtändniſſen, Hinterhalten und Forderungen — ja, dieſe

ſchleichenden Mächte können auch eine ſtarke Seele ermatten, und mit ſich fortſchleppen, zumal eine erfahrungsloſe Mädchenſeele, die fremd und verwirrt vor den Eindrücken der Welt ſteht. Suſanne hatte ſich mit bewunderungswürdiger Energie äußerlich bezwungen, und ſie ſah die Vortheile dieſes Sieges ſehr wohl ein, aber ihrem inneren Leben, ihrem beſſeren Selbſt zu entſagen, war eine unerfüllbare Forderung, ſelbſt dann noch unerfüllbar, wenn innerſte Erſchöpfung ſie zu dem Entſchluſſe des Verzichtens getrieben hätte.

Der Baron von Geyßmar beobachtete Suſannen lange Zeit von Weitem. Er that, als ob er ſich nach dem ausdrücklichen Verbote der Majorin richte, und freute ſich im Stillen, ſeiner guten Freundin einen kleinen Tort anzuthun. Er durchſchaute die Dame durchaus, wenn er ſie auch eine kluge Frau und feine Diplomatin nannte — er konnte ſie darum immer noch die klügſte von denen nennen, die er kannte. Er merkte recht wohl, daß ihr ausdrückliches Verbot ihn mehr einladen als abſchrecken wollte. Und ſo machte er denn jetzt ſchon die Erfahrung, die er erſt zu der Zeit erwartete, da Adelheids Töchter herangewachſen ſein würden, die Erfahrung, daß der klugen Frau nicht weiter hinaus zu trauen ſei, als allen anderen Müttern ſeiner Bekanntſchaft. Denn daß die Majorin Mutterſtelle bei der ſo jungen Schweſter vertrete, leuchtete ein. — Er

fühlte sich ein wenig beeinträchtigt, nicht mehr ganz so ungebunden im Bibern'schen Hause sein zu können, als bisher. Das junge Mädchen war ihm unbequem, er sprach fortan nicht mehr regelmäßig, wenn er nach der Stadt fuhr, im Hause ein. Mit Susannen unterhielt er sich kaum, schien sie nur so weit zu beachten, als der Anstand es erforderte, und verlor sie doch keinen Augenblick aus den Augen.

Ihm, als einem Menschenbeobachter und erfahrungsreichen Kenner der Frauennatur, unterlag es bald keinem Zweifel mehr, daß hinter dem starren Schweigen dieses Mädchens eine Fülle von Gemüth, Leidenschaft, Seelenkraft verborgen liege. Nur einer kurzen Prüfung bedurfte es für ihn, um zu verstehen, daß diese großen Augen sich nur selten mit ganzer Macht gegen die Außenwelt wendeten. Er sah ihnen an, daß sie meist nach innen gerichtet waren, und träumerisch über einer eigenen, fest verschlossenen Welt, wie über einem Heiligthume, ruhten.

Und bald erwachte das Interesse des Barons lebhafter. Er, der alle Frauen seiner Bekanntschaft ohne große Mühe durchschaut hatte, fühlte sich angeregt, dieses Mädchenräthsel zu lösen, zumal die Lösung größeren Reichthum versprach, als seine bisherigen Erfahrungen ihm gezeigt hatten. So knüpfte er denn ganz leise mit ihr an, und es reizte ihn bald immer mehr, das Eis

ihrer Zurückhaltung zu brechen. Suſanne hatte wenig oder nichts geleſen. Er verſprach, ihr mehrere Bände von Goethe zu ſchicken.

Die Majorin widerſetzte ſich zwar, und meinte, das ſei keine Lecture für junge Mädchen. Er ſolle ihr lieber moderne Dichtungen ſenden, von welchen ſie gehört habe, daß ſie ſehr hübſch wären. Der Baron, der auch auf dem Gebiete der Literatur und Kunſt ſich nicht leicht etwas entgehen ließ, was gerade Mode machte, und deſſen Kenntnißnahme für einen gebildeten Weltmann nöthig war, fand ſich jedoch von moderner Dichtung weniger angeſprochen. Sein Geſchmack war in allen Dingen auserleſen und fein, und ſo blieb es bei Goethe. Er ſchickte Suſannen eine ganze Reihe prächtig gebundener Bände aus ſeiner Bibliothek. Bald folgten andere Bücher, und das junge Mädchen ſah ſich plötzlich in eine Zauberwelt verſetzt, in der ihr ganzes Weſen aufzublühen ſchien. Der Baron unterhielt ſich jetzt viel mit ihr. Ihre Zunge ſchien gelöſ't, und er beobachtete mit Erſtaunen die Richtigkeit ihrer Anſchauungen, die Aufrichtigkeit und Offenheit, mit der ſie ſich ausſprach. Es iſt zu bemerken, daß er ſich ſeit Suſannens Anweſenheit im Hauſe des Majors ſehr behutſam betragen, und ſeinem leichtfertig weltmänniſchen Weſen Zwang angethan hatte; ferner, daß er es verſtand, den Ton des Gemüths bis zur Täuſchung anzuſchlagen, ja, daß er darin zu Zeiten

ſogar ein gewiſſes Behagen fand. Er war geſcheidt und gebildet genug, Suſannen gegenüber in dieſem Tone zu bleiben.

Und Suſanne war überraſcht, freudig erſchrocken, plötzlich eine Bekanntſchaft zu machen, durch die ihr Schätze erſchloſſen wurden, welche ſie nicht gekannt hatte. In den Geſprächen mit ihm fühlte ſie ſich von langer Entbehrung und geiſtigem Darben befreit, ſie ſchöpfte Belehrung und Anregung aus ihnen — was Wunder, daß ſie den Baron für würdig hielt, jenem Menſchenkreiſe anzugehören, der ſich um Edelgard gruppirte, und den ſie für den vollkommenſten und edelſten der Welt hielt! Denn der Baron war anders, als alle anderen Männer ihrer Umgebung. Sie ſah, daß er das Leben ernſter und tiefer nahm, daß er über alle Dinge etwas Schönes und Geiſtvolles zu ſagen wußte, daß er auch mit den unſcheinbarſten Gegenſtänden einen Gedanken verbinden konnte. Er war duldſam genug, ihre Gedanken anzuhören, ihre Urtheile zu berichtigen, er lehnte ihre Natur nicht, wie Andere, als extravagant und überſpannt ab, ſondern erkannte an, was anzuerkennen war, und ging gern auf Unterſuchung von Streitfragen ein. Dazu war er ein immer noch einnehmender Mann, eine elegante Erſcheinung, ein Mann, der in allen Kreiſen von ſich reden machte. Suſannens argloſes Gemüth gab ſich dem Eindrucke freudig hin,

und betrachtete ihn bald als einen Freund, den ihr das Schickſal zum Erſatz hier erweckt habe. Sie ſchrieb an Edelgard und Philipp über ihn, und das Unerwartete dieſer glücklichen Bekanntſchaft bewirkte, daß ſie ihn mit glänzenderen Farben ſchilderte, als ſie es in einer überlegteren Stimmung gethan haben würde.

Der Baron kam wieder häufiger in das Bibern'ſche Haus, ſogar öfter nach der Stadt, als ſonſt. Er ließ ſich in Geſellſchaften ſehen, die er ſonſt für abgeſchmackt erklärt hatte. Auch Suſanne fühlte ſich unter Menſchen nicht mehr vereinſamt, wenn ſie ihm begegnete. Sie fühlte ſich freier, ſie wurde geſprächig, ſie hörte auf, abſtoßend zu ſein. Die allgemeine Aufmerkſamkeit richtete ſich jetzt auf ſie. Sie ſchmückte ſich mit mehr Auswahl, denn er hatte ſie gelehrt, daß Geſchmack und Schönheitsgefühl des Geiſtes und Herzens ſich auch darin äußerten, und ſo wollte ſie ihm Ehre machen. Ihre Augen wurden lebhafter, ihre Züge heiterer. Das matte Geſtirn, aus dem die Geſellſchaft ſo wenig hatte klug werden können, ging als ein ſtrahlendes Meteor auf.

Zwar eine vollendete Schönheit war ſie auch jetzt nicht geworden, aber ihre Züge hatten eine Macht, zu feſſeln, die vorzüglich in dem Reichthum des Ausdruckes beſtand. Jede Regung ihres Herzens ſpiegelte ſich ſofort in ihrem Antlitz ab, und da dieſelben immer

rein und groß waren, so konnte ihr Gesicht nie ohne einen wahrhaft bedeutenden Ausdruck sein, weder in ihrem Ernst, noch in ihrer Freude. Sie war, wie ihr einstiger Lehrer gesagt hatte, eine poetische Erscheinung, und zwar jetzt noch mehr, da das Brütende und Dunkle ihres Wesens sich in bewußte Klarheit, und das Traumhafte sich in erwachte Anmuth aufgelöst hatte. — Der Baron von Geyßmar sah sich von Woche zu Woche mehr überrascht, denn solche Entdeckungen glaubte er in seinem Leben noch nicht gemacht zu haben. Ja, er war noch überraschter über sich selbst, denn er mußte sich sagen, daß noch nie eine weibliche Natur einen solchen Eindruck auf ihn gemacht habe. Es kamen ihm seit einiger Zeit Stunden, wo er sich fragte, ob es nicht das Gescheidteste sei, das Mädchen zu heirathen. Dann wieder überfielen ihn all jene Bedenken eines alten Junggesellen gegen die Ehe, zugleich mit einem Unbehagen, daß seine gute Freundin, die Majorin, diesen Triumph über ihn feiern sollte. Indessen ging es dem Erfahrungsreichen dieses Mal wie dem jungen Zauberlehrling, der die Geister, die er beschworen hatte, nun nicht mehr los werden konnte. In jedem anderen Falle würde er an der Einwilligung des anderen Theiles nicht gezweifelt haben, hier aber war ihm dies nicht so unbedingt wahrscheinlich. Denn es fiel ihm auf, daß Susanne ihm zwar mit unbeschränkter Hochachtung

entgegen kam, aber immer noch eine gewiſſe Zurückhaltung gegen ihn bewahrte. Dies gab ihm neue Bedenken. Sich einen Korb zu holen, und zwar bei der erſten ernſtlichen Bewerbung ſeines Lebens, und noch mehr, bei einem Verhältniß, das ihn innerlich wahrhaft betheiligte, war ihm ein furchtbarer Gedanke. Und ſo machte er auf ſeine alten Tage, wider alles Erwarten, die ganze Herzensunruhe eines Jünglings durch. Ruhe und Behutſamkeit! ſagte er endlich zu ſich ſelbſt. Verliere ich dieſes Mal, ſo habe ich für immer verloren, und das wäre ſchlimm, da ich jetzt erſt erfahren habe, was man im Leben gewinnen kann!

Der Winter kam mit ſeinen Bällen und ſonſtigen Geſellſchaften. Suſanne war jetzt eine der gefeiertſten Damen, und der Baron zeigte ſich öffentlich als ihren Anbeter. Die Majorin ſchien die Sache als ſehr nichtsſagend aufzufaſſen, und wenn ihr Gatte oder Freunde der Familie gewiſſe Vermuthungen ausſprachen, ſo ſagte ſie mit ganz ernſthaftem Geſicht, daß daran nicht zu denken ſei. Geyßmar ſei als Courmacher bekannt, und im Grunde ſei ihr dieſe Courmacherei in hohem Grade unangenehm. Im Stillen aber lachte ſie ſich ins Fäuſtchen, und ſog, wenn auch ablehnend, doch mit Befriedigung die Anſpielungen von Freunden und Bekannten ein. Daß des Barons Abkunft der ihrer Familie nicht ebenbürtig, darüber kam ſie ohne Schwierigkeit hinaus.

Für ein Mädchen, ganz ohne Mittel, wie Suſanne, konnte eine gleich günſtige Partie nicht wohl gefunden werden. Der Reichthum des Barons war geeignet den Glanz ihres Hauſes zu erneuern.

Suſanne lebte inzwiſchen ahnungslos über das was geſponnen und geflüſtert wurde, bunt bewegte Tage, und gab ſich dem Zauber hin, der ihr entgegen kam. Die Freude am heitren Tand des Lebens zog in ihr Mädchenherz ein, ſie lernte ſchätzen, was ſie ſonſt verachtet, denn ſie glaubte es in einem ſonnigeren Lichte zu ſehen. Sie freute ſich jetzt auf Geſellſchaften, die ihr bisher läſtig geweſen, denn ſie wußte, daß ſie ihm dort begegnen würde; ſie freute ſich, wenn er überraſchend in den Familienkreis eintrat, und im angeregten Geſpräch ſie über die Schranken des gewöhnlichen Lebens hinweg trug. Sie fragte ihr Herz nicht, ob ſie Herrn von Geyßmar liebe, das Intereſſe für ihn erfüllte ſie aber ſo mächtig, daß ſie ſich wie in einem Rauſch von Glück wiegte, der keine Frage aufkommen ließ. Denn nicht nur das trübe Element der Geſellſchaft machte er ihr anziehend, er ſchenkte ihr ein ſchöneres, erhöhtes Daſein durch die Welt der Kunſt, der Dichtung, die er ihr mehr und mehr erſchloß. Ballen von Büchern, prachtvoll gebunden, wanderten fort und fort aus Geyßmarpark in das Haus des Majors. Suſanne las und las, Adelheid ließ ſie kächelnd

gewähren, und nahm ihr die Sorge für den Putz ab. So war Suſanne in einem lachenden Traumleben befangen, dachte nicht an die Zukunft und wenig an die Vergangenheit. Zuweilen, aber ſelten, gingen Geſtalten durch ihre Erinnerung, fern, unendlich fern, faſt entfremdet, und verſchwanden wie leichte Schatten vor dem tauſendfarbigen Strahlenglanz des Tages.

So verging der Winter und die erſten Frühlingsmonate. Der Baron war oft ſchon mit dem feſten Entſchluſſe nach der Stadt gekommen, Suſannen ſeine Hand anzutragen, aber eben ſo oft trat ein äußerer Umſtand dazwiſchen, der ihn verſtimmte oder ſcheu machte. Im Kreiſe ſeiner Bekannten war man weniger zart und taktvoll, und ließ es nicht an leichtem Spott fehlen über verliebte alte Junggeſellen, die ſich in der Ehe zur Ruhe zu ſetzen hoffen, und ſich mit einer jungen Frau die Unruhe für ihre alten Tage erſt recht in's Haus ziehen. Er war über die Jahre der Leidenſchaft hinaus, obgleich ihn jetzt etwas erfüllte, was man beinah dafür nehmen konnte. Dies ſchloß aber ernſte Ueberlegung, Bedenken, Behutſamkeit nicht aus. Er war oft, trotz ſeines feſten Entſchluſſes in der unbehaglichſten Lage, weil er vor Erwägung des rechten Augenblickes nicht zur Ausführung gelangte. Endlich aber ſetzte er einen Tag feſt, der ihn zum Ziele bringen ſollte. Er wählte dazu Suſannens Geburtstag, in der Mitte

des Juni. Morgens wollte er sich ihr erklären, am Abend bei einem Balle in Geyßmarpark hoffte er den Gästen seine Braut vorzustellen. Doch gab er sich den Anschein, von der Bedeutung des Tages nichts zu wissen. Das Fest wurde in aller Herrlichkeit zugerüstet, und die Einladungen versendet. Man sprach in der Stadt mit ungewöhnlichen Erwartungen von dem bevorstehenden Feste. Auch Susanne freute sich sehr darauf, und war ganz damit einverstanden, daß Adelheid ihren Anzug nicht feenhaft genug einrichten konnte.

Da erhielt sie am Abend vorher einen Brief von Marie Debald, die sich ihres Geburtstages erinnerte. Ein leichtes Gefühl der Beschämung überkam sie, als sie die Schriftzüge der fast vergeßnen Freundin erkannte. Sie war nicht im Stande den Brief, der nicht zu den kürzesten gehörte, sogleich zu lesen, sie hieß einen an sich gleichgültigen Besuch fast willkommen, der sie an der Lesung hinderte. Erst Abends spät, als sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, entfaltete sie die Blätter. Marie begann mit Glückwünschen, erzählte von ihrem Leben, das jetzt viel stiller sei, und dessen größtes Glück in dem Briefwechsel mit ihrem Philipp bestehe, der sich noch immer in Berlin befinde. Dann sprach sie von Edelgard, und auch von Konrad. Hier aber begann ein zweiter Theil von wesentlich verschiedenem Charakter. Eine leise Wehmuth ging durch die Zeilen, ein

beſcheidenes Gefühl der Zurückſetzung; kein Vorwurf, aber das ſtille traurige Bewußtſein, daß mit der räumlichen Trennung von der Freundin auch eine innere Entfremdung gegen die alten Verhältniſſe und Umgebungen bei ihr eingetreten ſei. Zugleich aber ſtrömte es wie ein warmer Hauch reinſter Herzensinnigkeit aus den Worten, und ſagte der Entfremdeten, daß ſie nach wie vor mit treuſter Hingebung von ihren Freunden geliebt werde. Suſanne entnahm dem Briefe, daß man ſehr gut über ihr neues Leben unterrichtet ſei, und daß man die Hoffnung aufgegeben habe, ſie dauernd wieder zu gewinnen. Der Name Konrad Heß kam immer und immer wieder in den Zeilen vor. „Wir Alle, (ſchloß Marie) Fräulein Edelgard, der Profeſſor, der Hauptmann, gönnen dir von ganzer Seele dein Glück, und auch Konrad, der arme Junge, wird darüber hinweg kommen, wenn auch ſchwer. Er iſt ja verſtändig und ein Mann, und muß für alles Weh einen Troſt in der Thätigkeit finden. Du aber wirſt, ſo hoffen wir, in deinem Glücke uns ein ſtilles Winkelchen in deinem Herzen gönnen, und mit uns alte Erinnerungen, die dir einſt werth waren, nicht ganz verbannen.“

Suſanne ließ die Blätter aus den Händen fallen, und ſank in ihren Seſſel zurück, von heftigen Empfindungen überraſcht, unter welchen die der Beſchämung nicht die ſanfteſte war. Ihre Augen ſtarrten weit offen

in das ſcheinbar Leere — und doch ſie ſahen erſchreckt mehr, als ſie in holder Verblendung bisher zu ſehen ſich gewöhnt hatten. Zerriſſen fühlte ſie plötzlich den goldenen Nebel, der ſie lange umgeben, und auf den Phantaſie und Sinnentäuſchung ihr bunte Lebensbilder gemalt hatten. Aus der Ferne — ach, ſie ſchien ſo unendlich weit! — tauchte wie ein ſtilles Eiland die kleine Jugendwelt frühſter Mädchenhoffnungen; Stimmen tönten rufend von drüben, weckten die Erinnerung an glückliche Tage — vielleicht nur an Stunden, die einſt für das Unterpfand glücklicher Tage gegolten hatten. Aber wie ein ſchweres Schuldgefühl hielt es die Erwachte gefeſſelt. Sie hätte die Augen abwenden, das Ohr verſchließen mögen vor der lockenden, rufenden Heimathswelt, die ſie ſich ſelbſt verſcherzt hatte. Welch eine lange, unendlich lange Zeit ſchien ihr zwiſchen ihrem letzten Beſuch in Staffelburg und der Gegenwart zu liegen! Es waren nicht zwei Jahre, aber der Jugend, die täglich in ihrer Entwicklung fortſchreitet, auf die das Neue unaufhaltſam eindringt, wird dieſer Zeitraum zu einer Ewigkeit. Der äußere bunte Wechſel der Lebensbilder, mit ſeinem Genuß und Sinnenreiz kürzt Monate zu Tagen; aber die innere Betrachtung und Rundſchau auf einer neuen Stufe der Erfahrung dehnt die Vergangenheit, und rückt jede zurückgelegte Stufe in immer weitere Ferne.

Suſanne war von ihren Empfindungen ſo gewaltſam ergriffen, daß ſie in ſchluchzendes Weinen ausbrach. Ein heftiger Kampf widerſtreitender Mächte ging durch ihre Bruſt. Denn nicht ſo leicht war die Lebensbühne, auf der ſie ſich in der letzten Zeit bewegt hatte, gezimmert, daß ſie vor dem erſten Anſturm alter Erinnerungen, als eine Täuſchung hätte zuſammenbrechen können. Und nicht eine gewöhnliche Erſcheinung war der Hauptcharakter, ſondern ein Mann deſſen Gaben, deſſen Geiſt und Perſönlichkeit, deſſen reale Exiſtenz es mit einer andern, die Suſannen bisher mehr als eine Idealgeſtalt gegolten, wohl aufnehmen konnte.

Konrad Heß ſtand ihr in jenen erſten Tagen ihrer neuen Umgebung, da ſie noch mit heißer Sehnſucht an ihr verlaſſenes Paradies dachte, wie ein Bruder im Kreiſe der Lieben, die ſich um Edelgard ſchaarten. Nicht ganz ſo wie Philipp, unnahbarer, vielleicht eben idealer. Sie glaubte zu wiſſen, daß er ſie nicht liebe, denn er hatte ſie in der Zeit ihrer kindiſchen Wildheit als unliebenswürdig kennen gelernt. Zuweilen zwar dachte ſie, ob er wohl jetzt zufriedener mit ihr ſein würde, wenn er ſie ſähe. Ein Jahr im abglättenden Strom der Geſellſchaft hatte ſie, wie ſie ſich ſelbſt geſtehen mußte, ſehr verändert. Aber zugleich hatte dieſe Zeit zwiſchen ſie und Konrad eine weite, unausfüllbare Kluft

gelegt, und ſo war ihr ſein Bild undeutlicher geworden, als alle übrigen, die ſie zurückgelaſſen. Und nun ſagte dieſer Brief ihrer Freundin, daß Konrad ſie liebe, ihretwegen leide; denn ihr gereiftes Gefühl las dieß unwiderleglich aus Mariens Zeilen, und ſie verſtand, daß ſie es verſtehen ſollte. Gleichgültig war ihr Konrad nicht, in dieſem Augenblick nichts weniger als gleichgültig. Ein tiefes Weh überkam ſie, ihre Thränen floſſen ungehemmter und reichlicher. Sie wußte, daß ſie an einem Wendepunkt ihres Lebens angekommen war. Noch geſtern würde ſie Herrn von Geyßmar, wenn er um ſie angehalten, ihre Hand haben reichen können. Jetzt konnte ſie es nicht mehr, aber ſeine Geſtalt blieb ihr darum nicht minder werth. Hart und unvermittelt rückte die Wirklichkeit plötzlich ihre Gegenſätze an einander, von beiden Seiten drang eine Mahnung auf Suſannen ein, von beiden Seiten ein Vorwurf, und in der aufgeſtürmten Leidenſchaft des Augenblicks war das unerfahrene Mädchengemüth nicht fähig, Partei zu nehmen, ſondern wendete ihre Anklage allein gegen ſich ſelbſt. Kein erlöſender Schlaf wollte ſie über Nacht beſuchen, erſt gegen Morgen fand ſie eine Stunde Schlummer voll wüſter, ängſtigender Träume. Ermattet und bleich erhob ſie ſich; ſie fühlte ſich bedrückt, ſchwer, zum Umſinken.

So trat ſie in das Familienzimmer. Die Kinder

umringten sie jauchzend mit Glückwünschen. Adelheid erschrak, als sie in das Gesicht der Schwester blickte, und fragte, was ihr fehle. Susanne hatte ihr Aussehen noch kaum beachtet, und schützte halb verwirrt Kopfweh vor. Das kam der Majorin sehr ungelegen. Sie führte die Schwester an einen geschmückten und mit Gaben bedeckten Tisch, vor dem Susanne fast zurückfuhr. Da prangten die seltensten Blumen, der Stolz der Gewächshäuser von Geyßmar-Park, in mächtigen Sträußen, und duftige Früchte, durch Kunst gezeitigt, ehe die Natur ihre Ernte bot; da lagen kosthare Bilderwerke, deren Einbände in Purpur und Gold prangten; da war ein parfümirtes Billet, welches bat, die Tributgaben, welche Geyßmar-Park der Königin des Frühlings bescheiden darbiete, gütig anzunehmen. Bei ihr stehe es, an dem Tage, da Alles ihr Glück wünsche, auch unendliches Glück zu verschenken.

Susanne las die Zeilen in namenloser Bedrängniß. Wieder entstürzten die Thränen ihren Augen, und unfähig, sich aufrecht zu halten, warf sie sich ihrer Schwester an die Brust. Der Major trat befremdet hinzu, Adelheid aber winkte ihm, daß es nichts zu bedeuten habe. Sie schrieb diesen Anfall dem Uebermaß der Freude zu. Nachdem Susanne sich gefaßt hatte, und es dann heraus kam, daß sie die Nacht fast gar nicht geschlafen, drang Adelheid darauf, daß

Suſanne ſich niederlege, um ſich für den Abend zu kräftigen.

Gegen Mittag erſchien Herr von Geyßmar in Perſon. Das hatte die Majorin nicht erwartet, und ſein Anblick ließ ſie bereuen, daß ſie die Schweſter zur Ruhe geſchickt. Der Baron war in vollendeter Toilette, man hätte ihn für einen Jüngling halten können, ſo ſtrahlend blickte er um ſich, ſo elaſtiſch trat er auf. Sein ganzes Weſen trug Siegesgewißheit zur Schau, und Adelheid verſtand, wozu er dieſe Stunde auserſehen hatte. Sie war troſtlos im Herzen, aber ſie nahm den Baron mit fröhlichſter Miene auf. Er gerieth in eine Art von Todesangſt, als er erfuhr, daß Suſanne unwohl ſei, und ihn nicht ſehen könne. Auf dieſe Stunde hatte er Alles geſetzt, und nun ſollte auch ſie erfolglos vorübergehen. In ſeiner rathloſen Stimmung vertraute er ſich endlich mit runden Worten der Freundin. Adelheid hatte keine Zeit, die Ueberraſchte zu ſpielen; denn ein neuer Beſuch wurde gemeldet. Die Vertrauten waren nach wenig Worten einverſtanden. „Und wenn ſie," rief der Baron kleinlaut, nicht wieder wohl iſt bis zum Abend — was wird aus meinem ganzen Feſte, was aus —?"

„Sie wird geſund ſein! Verlaſſen Sie ſich auf mich!" rief Adelheid, indem ſie ihm zum Unterpfand die Hand reichte.

Elftes Kapitel.

Haus und Garten zu Geyßmar-Park prangten im schönsten Festesprunk von Lichtern und Blumen. Die Officiere der Garnison, die hervorragendsten Familien der Stadt, der Adel von den benachbarten Gütern waren versammelt, und freuten sich des zauberhaften Eindruckes. Der Springbrunnen schien mit Diamanten und Rubinen zu spielen. Aus den Baumgängen schimmerte und flimmerte es, alle Büsche standen durch aufgestellte Flammenbecken in magischem Zauberlichte. Es war eine warme, fast sommerliche Nacht, der Flieder, die Balsampappeln verströmten ihren Duft, und aus den geöffneten Saalthüren tönte rauschende Ballmusik.

Daß Susanne heute Ballkönigin sei, darüber war die Gesellschaft einig, und wer es etwa noch nicht gewußt, oder sie noch nicht gesehen hatte, ließ sie sich zeigen, und sich ihr vorstellen. Sie war von Tänzern umdrängt, und Lorgnetten richteten sich von allen Seiten nach ihr. Gleichwohl sah sie heute auffallend blaß und niedergeschlagen aus. Die Majorin war drauf und dran gewesen, ihr künstlich ein wenig „Rouge" aufzubringen, indessen mußte sie davon abstehen. Hatte sie doch alle ihre Ueberredungskunst aufbieten müssen, um Susannen zur Theilnahme an dem Balle zu bewegen, denn das junge Mädchen war entschlossen gewesen, zu Hause zu bleiben.

Es half ihr nichts, daß sie sich für unwohl erklärte. Die Majorin und dießmal auch ihr Gatte hatten ihr vorgestellt, daß sie sich unter allen Umständen überwinden müsse. Und so war für sie ein auserlesener Putz hergestellt worden. Der Baron selbst hatte die frischen Rosen geschickt, die in ihrem dunklen Haar glänzten, und in Sträußen das leichte, luftige Gewand schmückten, welches über das weiße seidene Unterkleid herabfloß. Aber sie zeigte keine Freude an der rauschenden Festlust, und alle Welt wunderte sich, daß das Auge des jungen Mädchens heute so ernst und fast traurig blickte. Adelheid wurde vielfach nach dem Grunde dieser Laune gefragt. Die Majorin, selbst in hohem Grade beängstigt über den Zwischenfall, der ihre Plane zu kreuzen drohte, schützte das Unwohlsein Susannens vor, und benahm sich wie eine liebevolle, sorgende Mutter.

Der Baron hatte das Tanzen zwar schon seit einer Reihe von Jahren aufgegeben, doch ließ er sich die Contretänze nicht entgehen. In diesen entwickelte er eine musterhafte Grazie, und beschämte dadurch die jüngsten Tänzer, die über die Gewohnheit wilden Galoppirens alle Anmuth des Schreitens verlernt hatten. Eben war er mit Susannen zum Contretanz angetreten. Sein Betragen, heut zarter und gewinnender als jemals, zeigte offenkundig, daß sein Fest sich um eine einzige

Perſon bewege, und auch Suſanne ſah heut ſeine Abſicht unzweideutig. Er fragte ſie, ob die Einrichtung ſo glücklich ſei, ihren Beifall zu erhalten, und ſagte, daß all ſein ſchöner Beſitz bis jetzt noch todt und öde ſei, daß ihn aber ein einziges Wort zu einem Paradieſe für ihn umſchaffen könne. Suſanne zitterte und bebte, die Muſik betäubte ſie, die Schwüle des Saales benahm ihr die Sinne, die Worte des Barons machten ſie ſchaudern. Er ſprach im Flüſterton noch viel, nicht in Form eines entſchiedenen Antrags, aber zart, andeutungsvoll, und der Hörerin verſtändlich. Sie konnte nichts entgegnen, faſt ſchwindelte ihr. Endlich raffte ſie ihre Kraft zuſammen. „Um Gotteswillen, Herr Baron —!“ rief ſie, „heut Nichts mehr, es bringt mich um!“ — Er ſah erſchreckt in ihre bleichen Züge und ſchwieg.

Der Tanz war zu Ende. Suſanne trat an das nächſte Fenſter, um einen friſchen Athemzug zu ſchöpfen. Da erblickte ſie draußen ein Geſicht, das ihr faſt einen Schrei auspreßte. War es ein Geſpenſt? Mit Mühe hielt ſie ſich am Fenſter feſt. Sie glaubte Konrad Heß erblickt zu haben. Aber die Erſcheinung war im Nu verſchwunden.

Im Tanzſaal trat eine Pauſe ein. Diener reichten Erfriſchungen umher. Suſanne ſah, wie der Baron ſeine Augen nach ihr umherſchweifen ließ. Sie wollte nicht — ſie fühlte es über ihre Kräfte, heute noch ein

Zwiegespräch mit ihm auszuhalten. Noch hatten, wie sie beobachtete, seine Blicke sie nicht erspäht. Eine Thür war in ihrer Nähe, sie schlüpfte hinaus. Ein Corridor führte sie in's Freie. Wie von Dämonen gejagt rannte sie über den Hof, und befand sich im Park. Sie sah bunte Gruppen unter den erleuchteten Orangenbäumen, und bog, um ihnen zu entgehen, in das Buschwerk des nächsten dunklen Seitenweges. Immer weiter und tiefer verlor sie sich beflügelten Schrittes in den dunklen Park, ihr war's, als ras'te der ganze Ball wie eine wilde Jagd hinter ihr her. Da ertönte plötzlich die Musik des erneuten Tanzes, und der gedämpfte Schall gab ihr die Gewißheit, daß sie sich in weiter Entfernung befinde. Athemlos hielt sie inne, und sah sich um.

Wie verschieden war dieser Ort von dem flammenden Festplan, den sie verlassen hatte! Der Mondschein lag blau und duftig über einem kleinen Rasenflecke, und erhellte mit seinem Lichte die blühenden Büsche und Bäume schöner und zauberischer, als jener ganze flammende Festapparat es vermochte. Sie bemerkte die Glaswände eines Gewächshauses, und eine halbrunde Bank, deren einer Theil in dunklem Schatten lag. Erschöpft ließ sie sich nieder, und ein Strom von Thränen stürzte über ihre Wangen. „Mein Gott, mein Gott!" rief sie laut und schluchzend, gieb mir Kraft, das Unvermeidliche zu thun! Ich weiß, was ich thun muß, aber

Dankbarkeit und Freundschaft machen mir den Schritt zu einer Todesqual!“

Da erhob sich eine männliche Gestalt von derselben Bank, und schien sich eilig entfernen zu wollen. Susanne sprang entsetzt auf, taumelte vor Schreck und Furcht, und griff nach einem Anhalt umher. Der Unbekannte sah das Mädchen wanken, eilte herbei, und fing sie in seinen Armen auf.

„Fräulein Susanne!“ rief eine Stimme. „Sie sind es? Fassen Sie sich! Ich will mich entfernen! Ich will nach dem Schlosse um Hülfe für Sie schicken!

Susanne kannte die Stimme. „Konrad! Sind Sie es wirklich?“ rief sie matt und kaum hörbar. „Bleiben Sie! Helfen Sie mir!“

Er führte sie zur Bank zurück, wagte aber nicht, sich neben sie zu setzen. Sie hielt seine Hand krampfhaft in der ihrigen, und zog ihn auf den Platz neben sich. „So habe ich recht gesehen!“ fuhr sie fort. „Gott sei Dank, daß Sie es sind! Wie kommen Sie hieher?“

„Ich stehe mit dem Gärtner des Herrn Barons von Geyßmar in Verbindung,“ sagte Konrad verwirrt. „Er ist berühmt — es ist ein günstiger Zufall, der mich hieher geführt hat.“ Konrads Stimme war bewegt und zeigte an, daß er Susannen entweder nur den halben Grund seines Hierseins mitgetheilt hatte, oder daß sich

ihm in das Zuſammentreffen, trotzdem, daß er es günſtig nannte, doch etwas Schmerzliches miſchte. Und, daß wir es nur geſtehen, er kannte das Gerücht, welches Suſannens Verbindung mit dem Baron für eine Gewißheit annahm, und war dem ſchmerzlichen Drange ſeines Herzens gefolgt, ſich ſelbſt davon zu überzeugen. Da ſaß ſie neben ihm, ſie, die ihm erſt ſeit dem Tage ihrer Entfernung theuer geworden war, und die er jetzt hoch über ſeinem Stande, und als die Braut eines Andern betrachten mußte. Er wußte, daß eine tiefe Kluft fortan zwiſchen ihnen lag, daß auch von jener alten brüderlichen Freundſchaft nicht mehr die Rede ſein durfte. Und doch ſaß ſie neben ihm, ſo nah, wie kühne Träume es ihm in ſeiner Einſamkeit nur je vorgeſpiegelt, und mit Gewalt ſuchte er das laute Klopfen ſeines Herzens bezwingen. Er ſtreifte über den zarten luftigen Flor ihres Gewandes, und an die kühlen Roſen, die es wie eine Agraffe ſeitwärts emporhoben. Seine Hand zuckte zurück aus der ihrigen, und unwillkürlich rückte er von ihrer Seite ab. Und doch glaubte er ſie niemals ſo ſchön, ſo herrlich geſehen zu haben. Der volle Mond ſtand gerade vor ihnen, und beleuchtete ihre Geſichter. Suſannens Züge waren bleich, ihre Locken von der Nachtluft erſchlafft, ihre Augen überflog ein unheimlicher Glanz. Sollte ſie nicht glücklich ſein? dachte Konrad. Woher dieſe Flucht aus dem

Strudel des Feſtes? Er hatte ſie vorher ſchluchzen, und abgebrochene Worte reden gehört, aber nicht deutlich verſtanden. Sein Herz trieb ihn, ſich ihr zu nähern, er beſchloß, von ihr ſelbſt zu hören, ob das Gerücht Wahrheit ſpreche. Gleichwohl wollte die Frage nicht ſogleich über ſeine Lippen. „Die Nachtluft wird Ihnen ſchaden, gnädiges Fräulein," begann er. „Darf ich ein Tuch aus dem Gärtnerhauſe holen . . .?"

„O, es iſt warm!" unterbrach ſie ihn. „Mein Kopf glüht zum Zerſpringen, gönnen Sie mir die endlich gewonnene Kühlung. Konrad" — fuhr ſie, ſchnell ſich zu ihm wendend, fort — „Sie haben mich vor einer Stunde durch das offene Fenſter des Saales geſehen — was dachten Sie von mir?"

Die Frage war unerwartet, und Konrad ſchien verwirrt. — „Ich dachte, daß Sie glücklich wären," ſagte er.

„Glücklich!" rief Suſanne. „Und warum?"

„Darf ich es ausſprechen?"

„Da ich Sie frage, Konrad, dürfen Sie es. Warum preiſen Sie mich glücklich?"

„Weil man Sie —" Konrads Stimme ſtockte — „weil man Sie die verlobte Braut des Barons von Geißmar nennt."

„O mein Gott! Und wer ſagt das?"

„Der Gärtner des Barons, ſeine Beamten, alle

ſeine Untergebenen. Ich wollte doch auch die Allgefeierte ſehen, und darum näherte ich mich dem Fenſter."

„Und ahnten Sie, daß Sie mich erblicken würden?"

„Sie haben, gnädiges Fräulein, in Ihren Briefen an Fräulein Edelgard des Herrn Barons mit ſo viel Auszeichnung gedacht, daß es mir wenigſtens nicht neu ſein konnte."

„O, ich Unſinnige! Und was ſagt Tante Edelgard, was ſagt Philipp? Iſt auch zu ihnen ſchon das Gerücht gedrungen?"

„Die Ihrigen werden ſich Ihres Glückes freuen, ſobald ſie eine beſtimmte Nachricht darüber empfangen."

Suſannens Buſen hob ſich ungeſtüm, ſie zerbrach und zerpflückte mit bebenden Fingern einen Roſenſtrauß ihres Gewandes. — Und was ſagen Sie, Konrad?" rief ſie plötzlich, wie nach einem inneren Krampfe.

„Ich ſage" — begann er, und es miſchte ſich Schmerz und Ironie in ſeinen Ton — „ich ſage Ihnen ebenfalls meinen Glückwunſch, wahrſcheinlich als der Erſte von Ihren abweſenden Freunden. Sie werden einem glänzenderen Leben entgegen gehen, als wir uns daheim träumten, Sie werden an der Seite des Barons ....

„Konrad!" rief Suſanne laut und heftig. Nichts mehr, oder ich vergehe vor Schmerz und Scham!" — Mit wilder Haſt ergriff ſie ſeine Hand, und klammerte ſich an ihn. „Niemals werde ich dem Baron

angehören!“ fuhr sie in leidenschaftlicher Aufregung fort. „Bei jenen Sternen, bei der Liebe zu meiner theuren Edelgard, schwöre ich es in Ihre Hand, daß ich den Baron nicht liebe, daß ich niemals werde seine Gattin werden! Sagen Sie das den Meinigen, Konrad! Und auch Ihnen sei es gesagt und zugeschworen!“

Konrad fühlte einen Feuerstrom durch sein Blut rinnen. Ohne zu wissen, was er that, preßte er ihre Hand an seine glühenden Lippen und rief: „Susanne! Sie lieben ihn nicht? O, dann ist noch Hoffnung!“

Sie vergaß, ihm ihre Hand zu entziehen, und überhörte seine letzten Worte. „Ich weiß jetzt,“ fuhr sie in leidenschaftlicher Aufregung fort, „was um mich her vorgeht! Man war unter einander einig, eh ich etwas davon merkte! Möglich, daß ich in dem Gefühle meiner Dankbarkeit gegen den Baron zu weit gegangen bin, gut, ich will es büßen! Aber triumphiren soll Adelheid nicht. Weg muß ich, weg von hier! Konrad, Sie sind der Retter, den mir der Himmel sendet, Ihnen vertraue ich mich an! Retten Sie mich, lassen Sie uns fliehen, auf der Stelle, ich folge Ihnen!“ Sie sprang auf, und ihr Auge sagte, daß sie entschlossen sei, das Aeußerste auszuführen.

Konrad fühlte sich wie von einem Taumel leidenschaftlichen Glückes und abenteuerlicher Lust angefaßt. Er sah die herrliche Gestalt vor sich stehen, bereit, ihm

durch die Nacht zu folgen, und einen Augenblick lang dünkte auch ihm die Flucht das Nächste und Ausführbarste. Aber er kam zu ſich. — „Nein, gnädiges Fräulein!“ entgegnete er, „ſo dürfen Sie den Kreis, in welchem Sie leben, nicht verlaſſen, und am allerwenigſten durch meine Mithülfe?“

„Sie weigern ſich, Konrad? Sie ſcheuen ſich, mit mir zu entfliehen?“

„O, durch die ganze Welt wollte ich Sie begleiten, gnädiges Fräulein! Auf meinen Armen wollte ich Sie durch ein Heer von Feinden tragen, und mit meiner Bruſt Sie beſchützen! Aber hier iſt keine Gefahr zu beſtehen, der Sie nicht durch Muth und die Kraft Ihres Willens trotzen könnten. Wer kann Sie zwingen, einen Gatten anzunehmen, dem Sie Ihre Hand verweigern? Die Gefahr, die einzige Gefahr läge in einer übereilten Flucht. Was würde man von Ihnen denken und ſagen, wenn man erführe, daß Sie ſich mit Hülfe eines Menſchen entfernt haben, der unter Ihrem Stande iſt? Nein, mit dieſem Opfer dürfen Sie eine beſchleunigte Freiheit nicht erkaufen!

„Opfer?“ rief Suſanne leidenſchaftlich. „Wo man liebt, hat man kein Opfer zu bringen. Jede That des Herzens iſt freie Gabe, und ſelbſt ein Gefolge von Sorgen wird aufgewogen durch das Geſchenk der Liebe!“.

Konrad ſchwindelte vor Freude. „Suſanne!“ rief er, „wem ſagen Sie das? Wer iſt der unermeßlich Glückliche, dem ſolch ein Geſchenk zufällt?“

Erſchrocken über Konrad und ſich ſelbſt, trat Suſanne einen Schritt zurück. Denn nicht eigentlich an ihn hatte ſie dieſe Worte gerichtet, ſie galten dem ganzen auserwählten Kreiſe von Menſchen, der ſich um Edelgard gruppirte, und der ihr ſeit geſtern wieder mit alter Anziehungskraft vor die Seele getreten war. Aber auch Konrad gehörte dazu, und ſie konnte ſich nicht verhehlen, daß er, als der Gegenwärtige, ihr in dieſem Augenblick am nächſten ſtand. Gleichwohl gerieth ſie in die größte Beſtürzung über die raſche Art, ihre Worte zu deuten. Sie fühlte, daß ſie zu weit gegangen ſei. — „Wir müſſen uns trennen,“ ſagte ſie mit bebender Stimme. Gehen Sie allein nach Staffelburg zurück, noch heute, wenn es möglich iſt. Sagen Sie Edelgard, was hier vorgeht. Bitten Sie die Theure, Geliebte, mir eine Zuflucht zu gewähren. Ich will ausharren, bis ich Nachricht von ihr erhalte.

„O wir gewinnen Sie wieder für uns, Fräulein Suſanne! Wir verlieren Sie nicht, wie wir längſt fürchteten! Ich reiſe ab, ſpreche mit Edelgard.“ —

„Horch! Wir iſt, ich hör' in der Entfernung meinen Namen rufen! Man ſucht mich — leben Sie wohl!“

„Auf Wiederſehn! Auf Wiederſehn!“ Konrad faßte

noch Einmal ihre Hand, dann riß er ſich los, und war im Begriff, davon zu eilen.

„Halt, mein Herr! Verweilen Sie noch!“ So ertönte plötzlich die Stimme des Majors von Bibern, der aus dem Schatten hervortrat. Konrad und Suſanne blieben überraſcht ſtehn. „Fräulein Schwägerin!“ fuhr der Major fort, „es wird ſchicklicher ſein, wenn Sie an meinem Arm zur Geſellſchaft zurückkehren.“ — Dann zu Konrad gewendet: „Mein Herr, mir iſt, als wären wir uns ſchon einmal an dieſer Stelle begegnet. Ich faßte damals ein günſtiges Vorurtheil für Sie, das Sie ſelbſt heute erſchüttern. Sie ſind der Neffe des Barons von Geyßmar?“

„Ich bin als ſolcher nicht in der Geſellſchaft beglaubigt,“ entgegnete Konrad, ſtutzend über des Majors Kenntniß dieſes Verhältniſſes, „noch mache ich jemals Gebrauch von meiner Verwandtſchaft mit Herrn von Geyßmar. Da Sie dieſelbe aber kennen, läugne ich ſie nicht.“

„Hm! Sie machen keinen Gebrauch davon? Aber doch von der Gelegenheit, ihn auf's tiefſte zu beleidigen! Weiß Ihr Herr Oheim, daß Sie hier ſind?“

„Ich habe darüber nicht Rechenſchaft zu geben, Herr Major, allein — entziehen will ich mich der Antwort auch nicht. Der Baron iſt von meinem Hierſein vermuthlich nicht unterrichtet, obgleich ich keinen Grund

habe, es zu verbergen, und mich nicht verborgen habe. Ich bin bei seinem Gärtner, einem Bekannten von mir, zum Besuch. Wie ich den Baron beleidigen kann durch ein Gespräch —"

„Schweigen Sie!" fuhr der Major auf. „Es wird sich eine Gelegenheit finden, Ihrer Zudringlichkeit zu begegnen!"

„Herr Major!" rief Konrad in stolzem Tone, „wer von dem Fräulein von Staffelburg eines Auftrags in Familienangelegenheiten gewürdigt wird, darf eine achtungsvolle Begegnung verlangen. Ich beanspruche Achtung von Ihnen, und möchte Ihnen rathen, sie nicht aus den Augen zu setzen. Meine Wohnung ist dort im Gärtnerhause. Bis früh um fünf Uhr stehe ich zu Diensten, wenn Sie noch etwas von mir wünschen." — Er verbeugte sich vor Susannen, und schritt davon.

Der Major sah ihm erstaunt nach. Er hatte einen Theil der Unterredung mit angehört, und wenn sie ihm Anfangs wie ein verabredetes Stelldichein erschienen war, so mußte er doch bald die richtige Sachlage erkennen. In Erstaunen setzte ihn freilich Susannens Bekanntschaft mit dem jungen Manne, und unangenehm war ihm das, was er gesehen und gehört, in hohem Grade. Ließ sich doch nicht läugnen, daß eine ältere Jugendneigung hier im Spiele sei. Verstimmt und bitter begann er zu Susannen: „Es durfte mir nicht

uninteressant sein, zu untersuchen, warum Sie so hart an mir vorbeischossen, und sich in das Dickicht stürzten. Jetzt muß ich annehmen, daß Ihr Rendezvous kein zufälliges war."

Susanne war in der heftigsten Bewegung. Das ihr ganz neue Verhältniß Konrads zu Herrn von Geyßmar verwirrte und erschreckte sie fast. In der That hatte sie niemals davon erfahren. Zur Zeit, da sie noch daheim war, lag es ihrem Freunde zu fern, eines Oheims zu erwähnen, mit dem er selbst kaum bekannt war, und ebenso wenig sahen sich Marie und das Debald'sche Haus veranlaßt, vor Leuten von einem vornehmen Verwandten zu sprechen, der sie nicht anerkannte. Aber dies Verschweigen erfüllte Susannen grade mit einer Art von beängstigendem Mißtrauen, und in der Aufregung des Augenblicks fürchtete sie dahinter eine Absicht. Sie konnte einen plötzlich gegen Konrad aufsteigenden Groll nicht beherrschen, ohne sich doch erklären zu können, warum sie ihm zürnte. Er und der Baron waren zwei Gestalten, die in ihrer Anschauung so unendlich fern von einander standen — und nun zeigte die Wirklichkeit beide in so naher Beziehung zu einander. Da ihr das Verhältniß zwischen Oheim und Neffe unbekannt war, mußte ihr die Geheimhaltung desselben ganz unbegreiflich und verwirrend sein. Sie überhörte in dem schnell wachgerufenen

Chaos von Empfindungen und Gedanken die Frage ihres Schwagers. Er mußte sie von Neuem anreden.'

„Es wäre gut, Fräulein Schwägerin," sagte er, „wenn wir uns unter uns über die Sache verständigten. Wie kommen Sie zu der Bekanntschaft und heimlichen Unterredung mit dem Neffen des Barons?"

„Er ist befreundet mit meinem Bruder Philipp, bekannt mit Tante Edelgard, ich sah ihn früher öfter in Staffelburg. Daß Herr von Geyßmar sein Oheim ist, hab ich erst in dieser Stunde erfahren."

Der Major zuckte ungläubig die Achseln.

„Ein Zufall nur hat das Gespräch mit ihm herbeigeführt. Ich eilte in's Freie, des Barons Reden — trieben mich aus dem Saal —"

„Des Barons? Nun? Darf man fragen —?"

„Ja, Sie sollen die Wahrheit hören! Herr von Geyßmar hat mir unablässig von seiner Neigung gesprochen, mich deutlich merken lassen, daß er — meine Hand begehre."

„Hat er?" unterbrach sie der Major mit freudiger Ueberraschung. „Da kann man also gratuliren! Aber, liebes Kind, um so leichtsinniger war die Unterredung, bei welcher ich Sie so eben überraschen mußte. Sie werden doch selbst einsehen, daß die Braut des Barons...

Susanne zog ihren Arm aus dem des Majors, und blieb stehen. „Dieses Mißtrauen ist Beleidigung für

mich!" rief sie in stolzer Entrüstung. „Meinen Sie, daß ich jenem jungen Manne, der uns verlassen hat, auch nur bei einer zufälligen Zusammenkunft mein Ohr geliehen hätte, wenn ich den Baron liebte, und auf seine Wünsche einzugehen beabsichtigte? Wären Sie einen Moment früher ein heimlicher Zeuge unserer Unterhaltung gewesen, so würden Sie meinen Schwur gehört haben, daß ich den Baron nicht liebe, und niemals werde seine Braut werden. Ich habe Herrn von Geyßmar in meiner Verwirrung und Verlegenheit keine abschlägige Antwort geben können, ich flog, von furchtbarer Angst angefaßt, aus dem Saal. Aber wie ich in jenem Augenblick entschieden war, so bin ich es noch. Ich kann seine Hand nicht annehmen. Sie, Herr Major, beauftrage ich, ihm diese meine Antwort zu überbringen."

Der Major fiel aus den Wolken. Das Unerwartete dieser Nachricht, zugleich mit der außerordentlichen Entschiedenheit des jungen Mädchens, setzte ihn in Erstaunen und Verdruß. „Unmöglich!" rief er. „Ihn abweisen! Wissen Sie denn, was Sie thun? was Sie sich verscherzen?"

„Ich weiß es, und habe nichts aufzugeben, was mir schwer däuchte."

„Nun dann," fuhr der Major ärgerlich fort, „muß ich Sie für das unbegreiflichste Wesen halten, das ich

kenne! Sie feſſeln dieſen Mann an ſich, bringen durch Ihr Betragen ihm und aller Welt die Anſicht bei, daß Sie ihn lieben, und plötzlich, in ganz unerklärlicher Weiſe, ſpringen Sie ab! Oder ſpielen Sie auch mit mir nur Komödie?"

„Es war meine Abſicht nicht, den Baron an mich zu feſſeln!" rief Suſanne, „ich verabſcheue ſolche Geſinnungen. Hätte ich ſeinen Plan eher gemerkt — und ich geſtehe, daß meine Argloſigkeit eine Thorheit geweſen —, ſo würde ich ſeiner Güte ein geringeres Maß von Dankbarkeit entgegen gebracht haben."

„Es iſt undenkbar, Suſanne! Sie handeln unverſtändig. Es iſt die glänzendſte Partie, die Sie machen können. Sie haben nichts . . .

„Was brauch' ich denn? Ich bin jung, geſund, und habe etwas gelernt. Jenes glänzende Leben des Müßigganges wäre mein Tod. Ich ſehne mich nach einer ernſten Lebensaufgabe, nach einer Thätigkeit, die meinem Leben einen Zweck und Inhalt giebt. Ich bin arm, Sie haben Recht, und auch das bunte Leben Ihres Hauſes kommt mir nicht zu. Ich will arbeiten, mir mein Brod ſelbſt verdienen."

„Tollheit! Sie ſind eine unſinnigere Perſon, als ich glaubte. Eine ſolche Thätigkeit, wie Sie ſich wünſchen, iſt unter Ihrem Stande."

„Was iſt mein Stand? Ein trügeriſch aufgeputztes

Elend, wenn ich mir nicht einen innern Werth zu geben weiß, der mich über dieſes Blendwerk erhebt. Sehen Sie meinen Bruder Philipp an! Sein Streben und ſeine Wünſche ſind die meinigen. Ihm verdanke ich die Erkenntniß, daß Adel des Herzens und Charakters über allen Vorurtheilen ſteht, mit welchen unſer bevorrechteter Stand uns knechten will. So auch denkt Edelgard. Bei ihr will ich fortan leben, in ihrer Pflege und Unterſtützung einen Beruf finden. Konrad Heß wird ihr meine Bitte an's Herz legen."

Die Erwähnung Konrads regte den Major noch heftiger auf. „Dieſer Menſch," rief er, „iſt alſo von Alters her ein Freund von Ihnen? Auf welche Veranſtaltung er gleichſam durch eine Hinterthür ſich bei dem heutigen Feſte hier eingeſchlichen hat, wird zu unterſuchen ſein. Daß Herr von Geyßmar ihn nicht eingeladen, geſteht er ſelbſt. Der Baron will von ihm als Neffen nichts wiſſen, er wird ja ſeine Gründe dazu haben. Es iſt leider mancher Ehrenmann mit Verwandtſchaften belaſtet, die er als Geſindel betrachten muß —"

„Nicht weiter!" fiel ihm Suſanne in die Rede. „Keine Schmähung gegen jenen jungen Mann! Er iſt mit Tante Edelgard und Philipp befreundet, das bürgt für ſeinen Charakter."

„Ich verſtehe, Fräulein Schwägerin! Sie haben

ſich durch das Beiſpiel Ihres Bruders, der ſich mit einem Mädchen aus dem Handwerkerſtande verlobte, den Kopf verdrehen laſſen, und es wäre Ihnen nun intereſſant, ein romantiſches Verhältniß mit einem Gärtnergehülfen anzuknüpfen. Denken Sie den Burſchen zu heirathen?“

Suſanne war in tiefſter Seele verletzt, empört über dieſen Ton. Thränen ſtiegen in ihre Augen, aber mit Gewalt erdrückte ſie ſie, und ſagte ſcheinbar ruhig und ſtolz: „Wenn ich in dieſer Stunde ſo feſt entſchloſſen wäre, meine Hand jenem Freunde meines Bruders zu reichen, wie ich entſchloſſen bin, den Baron nicht zu heirathen, ſo würde ich es nicht nur Ihnen, ich würde es dem Baron ſelbſt offen erklären. Thun Sie jetzt, was Sie wollen, oder zu müſſen glauben. Erzählen Sie von meiner Unterredung mit Konrad Heß ſo viel und wem Sie wollen, ich werde ſchweigen. Will man Uebles von mir reden, ich werde vor meinem Gewiſſen gerechtfertigt ſein, und mich durch nichts beſtimmen laſſen, wider mein Gewiſſen zu handeln.

Der Major ſchwieg. Dieſer Trotz, dieſer unbeugſame Wille überſtieg alle ſeine Erwartungen. Zugleich aber konnte er ſich einer gewiſſen Hochachtung vor dieſer Geſinnung nicht erwehren. Er war ein grader, ehrlicher Mann, etwas beſchränkt, vorurtheilsvoll, aber ohne böſen Willen. An das Kommandiren gewohnt,

machte ihn jeder Widerſpruch (mit Ausnahme desjenigen ſeiner Frau) leicht aufbrauſen, aber der Ausdruck eines entſchiedenen Charakters flößte ihm Reſpekt ein. Er hatte Suſannen immer Wohlwollen geſchenkt. Drohte ihre Weigerung jetzt auch das gute Verhältniß zwiſchen ihm und Geyßmar zu trüben, ſo ſah er doch, daß ſein Einfluß auf Suſannen ſich hier vergeblich abmühen werde. Einige Hoffnung ſetzte er jedoch noch auf die Ueberredungsgabe Adelheids. Vor allen Dingen wünſchte er, daß die Sache nicht heute zum Austrag gebracht werde, und ſo begann er nach einer Pauſe: „Was denken Sie denn als Entſchuldigung Ihres plötzlichen Verſchwindens aus der Geſellſchaft vorzubringen?“

„Die Wahrheit!“

„Sehr löblich! Doch bitte ich Sie, eine zweckmäßigere Erklärung mir zu überlaſſen, ich werde Ihnen zu Hülfe kommen. Geben Sie mir Ihren Arm nur wieder! Ich ſehe da allerlei irrende Lichter und vermuthe, man ſucht Sie bereits. Ich werde dem Baron das Verſprechen abnehmen, Sie für heut in Ruhe zu laſſen, da Sie unwohl wären. Das Letztere glaube ich in der That. Dafür verſprechen Sie mir, ſich zuſammen zu nehmen, und dem Feſte keinen Eintrag zu thun, denn daß Sie heute Hauptperſon ſind, läßt ſich einmal nicht läugnen. Alſo Ruhe und Faſſung, Fräulein Schwägerin! Da höre ich Adelheids rufende Stimme.“

Sie traten in den breiten Fahrweg, und sahen in der That die Majorin an des Barons Arm mit Fackelbegleitung rasch herbei geschritten kommen. — „Hier sind wir!“ rief der Major schon von Weitem. Herr von Geyßmar eilte ihnen entgegen; leichenblaß, und sprach Worte der Angst und Erschöpfung. Adelheid folgte ihm mit den Fackelträgern, und schüttete einen Redestrom des Verdrusses von ihrem Herzen.

„Aber, liebes Kind,“ entgegnete der Major, „wie kann man sich so ängstigen? Ich habe mit Susannen einen kleinen Spaziergang gemacht. Sie fühlte sich angegriffen von der Hitze, und so bot ich ihr meinen Arm, um sie ein wenig im Freien umherzuführen.“

„Welche Unvorsichtigkeit!“ rief Adelheid. „In dieser leichten Kleidung, in bloßem Halse — sie muß sich erkälten!“

Der Baron schlug ein seidenes, mit Schwanenflaum gefüttertes Mäntelchen um Susannens Schultern. Mit Worten zärtlichen Vorwurfs suchte er sich des Armes der Wiedergefundenen zu bemächtigen, aber Susanne ergriff schnell den ihres Schwagers, und so mußte sich Herr von Geyßmar mit dem Arm der Majorin begnügen. Die Fackeln wurden, um Aufsehen zu vermeiden, gelöscht, und in unbehaglicher Bewegung kehrten beide Paare zum Schlosse zurück. — Adelheid wußte zum Theil was vorgefallen war. Der Baron, bestürzt über

Suſannens Verſchwinden, hatte ſich der Majorin anvertraut. Sie nahm ein überaus erſtauntes Weſen an, und überhäufte ihn mit Vorwürfen über die ſchlechte Wahl des Augenblickes für ſeinen Antrag. „Wenn durch Ihre Uebereilung jetzt dem armen Kinde ein Unheil widerfährt," ſagte ſie, „ſo tragen Sie die Schuld! Sie wußten ja doch, daß Suſanne unwohl iſt — o mein Gott, wo mag ſie ſein! Kommen Sie, helfen Sie mir meine Schweſter ſuchen, und laſſen Sie ihr Verſchwinden um Alles nicht in der Geſellſchaft bekannt werden!" — Der Baron war völlig zerknirſcht, und ging auch jetzt noch erſchüttert am Arme Adelheids zum Saale zurück.

Der Ball währte bis an den Morgen. Suſanne tanzte nicht mehr, und während ein wilder Cotillon begann, deſſen ſinnreich erfundener Apparat auf eine Unendlichkeit von Tanzwendungen ſchließen ließ, brach der Major von Bibern mit ſeiner Gattin und Schwägerin unbemerkt auf. Herr von Geyßmar verſchloß eigenhändig den Wagenſchlag, hinter welchem ſeine Hoffnungen dahin fuhren, und kehrte betrübt zu ſeinen vergnügten Gäſten zurück.

Der Major gähnte, und rückte ſich in ſeiner Wagenecke zurecht, um zu ſchlafen. Suſanne war zu erregt, um zu ſchlummern, doch hätte ſie eine Stunde der Sammlung gern geſehen. Adelheid aber konnte nicht

umhin, ſchon nach zwei Minuten das Geſpräch auf die brennende Frage des Tages zu bringen. Wie groß ihr Erſtaunen, ihr Aerger, ja, ihr Zorn war, als ſie Suſannens entſchiedene Weigerung, den Baron zu heirathen, vernahm, iſt ſchwer zu beſchreiben, auch wäre es eine undankbare Arbeit. Es eröffnete ſich eine ähnliche Unterhaltung, wie Schwager und Schwägerin ſie im Garten geführt hatten, nur aber bei Weitem ausgiebiger und erbitterter von Seiten Adelheids. Alle Schonung, jede Rückſicht verſchwand vor den Augen der in ihren Planen erſchütterten Frau, und ſie vergaß ſich ſo weit, daß ſie von ihrem Gatten zur Ordnung gerufen werden mußte. Natürlich wurde ſie dadurch nicht beſänftigt, und der Schweſternzwiſt geſtaltete ſich zu einer ſtürmiſchen Gattenfehde. Suſanne verhielt ſich ſo zurückhaltend, als möglich, aber ihre Bewegung wurde noch vermehrt durch den Schmerz, daß ſie nun auch Zwietracht in die Ehe der Majorin zu bringen Gefahr lief.

Es war graue Morgendämmerung, als der Wagen vor dem Hauſe des Majors hielt. Adelheid rauſchte die Treppe hinauf, und verſchwand finſter und geräuſchvoll. Der Major ſah Suſannen an, ſie war leichenblaß, in einem fieberhaften Zuſtande von heftiger Aufregung und Erſchöpftheit. Er nahm ihre Hand und ſagte mit väterlichem Tone: „Vergeſſen Sie, mein Kind, was ich

heute Nacht zu ihnen im Garten gesprochen habe. Ich bin jetzt anderer Meinung und auf Ihrer Seite. Sie sind mein Mündel, und stehen unter meinem Schutze. Müssen wir uns trennen, so wollen wir Beide in Wohlwollen von einander scheiden. Ich schreibe selbst an Ihre Tante Edelgard. Und nun schlafen Sie noch ein paar Stunden, Sie sind angegriffen."

Susanne wankte nach ihrem Zimmer. Ohne sich auskleiden zu können, sank sie halb ohnmächtig auf das Bett.

Zwölftes Kapitel.

Der Baron war nach einer schlaflosen Nacht mit dem Frühesten nach der Stadt gekommen, und saß, eifrig mit Schreiben beschäftigt, in seiner Absteigewohnung. Er hatte beschlossen, Alles daran zu setzen, sein Ziel zu erreichen, und wollte von keiner Zögerung mehr wissen. Es schien ihm zu einer Ehrensache geworden zu sein, denn alle Bekannten wußten um seine Werbung, der gestrige Abend hatte alle Erwartungen rege gemacht, und die Vereitelung seiner Wünsche konnte den Spöttern Stoff zur Nachrede geben. Der ganze Nimbus seiner Persönlichkeit stand, nach seiner Ansicht, auf dem Spiele, wenn er nicht heute noch die Verlobungskarten drucken

lassen konnte. Er schrieb einen langen Brief an Susannen, worin er ihr in aller Form seine Hand antrug, und ein Billet an Frau von Bibern, mit der Anfrage, zu welcher Stunde er aufwarten dürfe.

Die Briefe trafen auf eine bitterböse Situation im Bibern'schen Hause. Zwar hatte Adelheid über Nacht beschlossen, gelindere Saiten aufzuziehen, und die Schwester durch liebreiche Ueberredung umzustimmen. Sie sprach von Opfern, die man seiner Familie bringen müsse, stellte des Barons Erscheinung in das glänzendste Licht, setzte die Vortheile auseinander, die sein Reichthum gewähre; allein alle Künste, alle Gründe scheiterten an Susannens festem Willen. Da war die Ueberwindung der Majorin zu Ende, und alle Schärfen ihres Charakters traten hart, verletzend, häßlich zu Tage. Adelheid war keine edle, sie war auch keine vornehme Natur. Sie wußte die äußere Form zu beherrschen, wo sie diese aber aufgab, blieb wenig weiblich Anziehendes an ihr übrig. Eine reine, ursprünglich edle Natur zeigt sich unwillkürlich stets vornehmer, als ein künstlich auserlesenes Wesen und anerzogene Formen. Dieß erkannte Adelheid mit Ingrimm in dem Benehmen ihrer Schwester, welche ruhig und ablehnend den Sturm über sich aushielt, und dies machte der Majorin Betragen und Aeußerungsweise heute noch gehässiger und erschreckender.

Während Suſanne den Brief des Barons mit bleichen Wangen und leiſe zitternden Händen las, warf Adelheid das raſch durchflogene Billet auf den Tiſch, und ihrem Gatten zu. Der Major that einen Blick hinein, ſtand auf, und ließ dem Bedienten ſagen, er werde ſelbſt ſogleich zu Herrn von Geyßmar kommen. Er wandte ſich an Suſanne: „Schreiben Sie ein paar Worte an den Baron, liebes Kind, und ſenden Sie mir die Zeilen nach. Nur wenige Worte von Ihrer Hand werden genügen — um dieſe aber bitte ich Sie — das Uebrige will ich dann auf mich nehmen.“ — Suſanne ging in ihr Zimmer, während die Majorin, die jetzt alle ihre Pläne verloren ſah, ihrer leidenſchaftlichen Stimmung dadurch Luft machte, daß ſie die Dienerſchaft für alle begangenen oder möglichen Vergehungen mit einem Zorngewitter überſchüttete.

Die Antwort auf des Barons Brief war für Suſannen eine ſehr peinvolle Arbeit. Wenn ein Mädchen nicht eine charakter- und gemüthloſe Kokette iſt, muß ihr die Zurückweiſung einer aufrichtigen Neigung ſchmerzlich und niederdrückend ſein. Sie muß ſich ſagen, daß ſie Hoffnungen vernichtet, ein Glück zerſtört, vielleicht einem ganzen Leben eine andere Wendung giebt. Zudem fühlte ſich Suſanne, indem ſie ernſtlicher mit ſich zu Rathe ging, nicht ganz frei von Schuld, den Major durch ihr Betragen in ſeinen Hoffnungen beſtärkt zu

haben; ja noch mehr, der Glanz seiner Erscheinung war für ihr Interesse noch keineswegs ganz getrübt. In ihrem Entschlusse wurde sie dadurch freilich nicht mehr erschüttert. Und so zögerte sie, trotz dieser qualvollen Stimmung, nicht mit ihrer Entgegnung. Sie schrieb in der schonendsten Weise, gab ihrem schmerzlich dankerfüllten Herzen aufrichtige, einfache Worte, und versicherte den Baron, wenn sie gleich niemals die Seine werden könne, doch ihrer unwandelbaren Freundschaft und Hochachtung.

Der Major fand Herrn von Geyßmar bei den Vorbereitungen zur Toilette, die er trotz seiner innersten Aufregung mit gewissenhafter Umständlichkeit in's Werk setzte. Sie mußten unterbrochen werden, denn die Gewichtigkeit der Angelegenheit gestattete kein tastendes Fragen oder langsames Vorgehen. Herr von Bibern erklärte dem Freunde, daß seine Hoffnungen unerfüllbar wären.

Der Baron stand erstarrt, wie vom Blitz getroffen, er konnte das Undenkbare nicht für möglich halten. Er hatte nur eine Verzögerung gefürchtet, die Furcht vor einem Abweis war ihm längst entschwunden. Er sah den Major sprachlos, ungläubig an. Der aber zuckte die Achseln, und redete freundliche, gutgemeinte Worte, welche der Baron überhörte, da sein ganzes Wesen sich allein auf das Nein als den Brennpunkt der Situation

spannte. Plötzlich aber raffte er sich zusammen, verwarf alle Befürchtung und mochte nichts verloren geben. Es sei möglich, sagte er, daß er sich durch die gestrige ungeschickte Wahl des Augenblicks zur Enthüllung seiner Neigung Susannens Mißfallen zugezogen habe, er werde sie durch ein persönliches Aussprechen unzweifelhaft versöhnen.

Da kam Susannens Brief. Er las, knitterte das Papier in der Hand zusammen, wandte sich zum Fenster, und starrte schweigend hinaus. Der Major trat zu ihm, und legte die Hand auf seine Schulter. Herr von Geyßmar zuckte zusammen, ein furchtbarer Blick fuhr aus seinen Augen, die sich schnell wieder abwendeten. Er machte einen Gang durch das Zimmer. Der Major ließ ihn in Ruhe, nahm eine englische Zeitung, und begann darin zu buchstabiren. Der Umgang mit dem Baron hatte ihm ganz beiläufig ein wenig von der Sprache mitgetheilt.

Herr von Geyßmar setzte seine Schritte durch das Zimmer immer heftiger fort. Er war in einer verzweifelten Lage. Sein Gemüth war zum erstenmal erschüttert, seine Eitelkeit höchst empfindlich verletzt. Wenn die erste Empfindung laut genug sprach, und Alles, was er bisher an sich erlebt, übertönte, so war in diesem Augenblick die zweite doch noch mächtiger. Er, der Kenner des weiblichen Herzens, sollte sich da, wo

er nicht irren mochte, wo der Irrthum ihm bitter war, zum erstenmal wirklich irren! Er, der Sieger über alle Herzen, der vollendetste Weltmann, sollte zurückgestoßen werden, wo er die Anziehungskräfte seiner Persönlichkeit am mächtigsten in Bewegung gesetzt hatte! Er, der Spötter, der Eheſcheue, sollte nicht sowohl jenen Spott erfahren, den ein dem Junggesellenthum Abtrünniger mit dem Behagen des Glückes hinnimmt, sondern den viel herberen, einen Korb bekommen zu haben! Das Leben hatte dem Baron wenig, wonach er etwa gestrebt, er selbst sich niemals etwas versagt, und nun war ein Moment da, wo ihm mit einem einzigen Versagen Alles, was er hatte und wollte, auf dem Spiel zu stehen schien. Ihn, den Verwöhnten, der durch keine bittere Erfahrung gegangen, mußte ein solcher Schlag um so stärker erschüttern.

So wahr es ist, daß eine einzige üble Neigung auch in einer guten Natur, durch die Umstände genährt, zur Alles verheerenden Leidenschaft erwachsen kann, so wahr auch ist es, daß ein reiner, edler Zug, unter einem Chaos von weltlicher Zerfahrenheit, selbst von Unsittlichkeit, plötzlich aufleben, und den ganzen Menschen umgestalten kann. Daß seine Neigung eine tiefere sei, als er selbst sich zugetraut, erfuhr Herr von Geyßmar erst in diesem Augenblick, da er sie als unerwiedert erkennen mußte. Ein nie gefühlter Schmerz stieg in

ihm auf, der ſich durch ſein ganzes Empfinden verbreiten wollte. Allein dieſe menſchlich in ihm anklingende Saite hatte vorerſt noch ein mächtiges Uebergewicht in äußeren Rückſichten. Seine reiferen Jahre ließen ihn die Augen offen halten für die Situation, in der er ſich ſeinen Umgebungen gegenüber befand, ſein Stolz, ſeine Eitelkeit riefen nach Mitteln zur Abwehr gegen die Folgen der vermeintlichen Schmach. — Nachdem er rathlos eine Weile auf- und abgeſchritten, blieb er mit untergeſchlagenen Armen vor dem Major ſtehen.

„Mußte mir das begegnen!“ rief er mit faſt erſtickter Stimme. „Wie ſoll ich mich wieder öffentlich zeigen?“

„Können wir jetzt mit Beſonnenheit über die Sache ſprechen?“ fragte der Major.

Der Baron warf ſich in das Sopha. „Rathen Sie mir, Bibern, was ſoll ich thun? Wie komme ich über das verwünſchte Gerede weg?“

Der Freund war mit dieſer Wendung ſehr zufrieden. „Wenn es weiter nichts iſt,“ ſagte er, „ſo können Sie ſehr ruhig ſein! Daß Ihre Hand zurückgewieſen worden, braucht und ſoll Niemand erfahren. Ich ſchicke meine Schwägerin zu einer Sommerkur auf's Land. Daß ſie leidend iſt, wird Jeder, der ſie geſtern auf dem Balle geſehen hat, glauben. Sie ſelbſt machen ſich auf eine Spazierfahrt — da leſe ich eben in der engliſchen

Zeitung, daß das große Rennen in Ascot vor der Thür ist — also Sie gehen nach England, denn Sie dürfen das nicht versäumen. So sind Sie vor etwaigen indiskreten Fragen sicher, und können sich zerstreuen. Wenn Sie zurückkommen, ist die Sache vorbei. Oder behelligt man Sie mit Anspielungen, dann lachen Sie den Leuten in's Gesicht, und fragen, wie man sich so etwas habe einbilden können? Und schließlich sagt man mit Hochachtung: Nun, der verfluchte Kerl versteht es, die Weiber an der Nase herum zu führen! Können Sie mehr verlangen?"

Herrn von Geyßmar leuchtete zwar der Vortheil einer zeitweiligen Entfernung ein, aber getröstet fühlte er sich darum noch keineswegs. Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf. „Sagen Sie mir," rief er, „ist anzunehmen, daß ich einen Nebenbuhler bei Ihrer Schwägerin habe?"

Der Major zögerte einen Augenblick. „Ich glaube in der That," sagte er dann, „daß das Herz des jungen Mädchens nicht mehr frei ist."

„Wer ist es?" rief der Baron, mit flammenden Augen aufspringend.

„Ruhig, lieber Freund! Das ist mein Geheimniß."

„Nennen Sie mir den Menschen! Er muß sich mit mir schießen! Nennen Sie ihn, oder — ich jage mir selbst eine Kugel durch den Kopf!"

„Seien Sie kein Thor, Freund! Ich hoffe, Sie werden die gute Meinung, die ich von Ihnen habe, nicht zerstören. Ihr Nebenbuhler weiß vermuthlich nicht, welchen Platz er in Susannens Herzen einnimmt. An eine Partie zwischen Beiden ist gar nicht zu denken, das — sagt sie sich selbst. Aber sie kann mit einer solchen Neigung keinem Andern ihre Hand schenken."

„Und dennoch muß ich seinen Namen wissen! Ich beschwöre Sie —"

„Nichts, nichts! Kann Ihnen gar nichts nützen. Herausfordern können Sie ihn nicht. Ihr altes Vorurtheil gegen ihn soll nicht noch gesteigert werden."

„Mein altes Vorurtheil!" rief der Baron in äußerster Spannung. „Ich hab ihn also bereits im Auge?" — Er ging mit Hast alle Persönlichkeiten in seiner Nähe durch, die ihm irgendwie unliebsam waren.

Der Major ward inne, daß er ein schlechter Diplomat sei, und stand ärgerlich auf. „Ach was, machen Sie sich keine Gedanken weiter —"

„Halt! Sie entkommen mir nicht! Bei Ehre und Cavaliersparole — ich muß den Namen erfahren, oder ich halte mich anderweitig an Sie!"

„Zum Teufel, Sie werden, glaub' ich, mich selbst fordern wollen! Nun sollt' ich Ihnen den Namen erst gar nicht sagen! Aber ruhig, wir wollen uns darüber verständigen. Wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben,

— hören Sie wohl, den jungen Menſchen ungekränkt zu laſſen — denn er hat keine Waffen gegen Sie — dann ſollen Sie ſeinen Namen erfahren."

Unter ſolchen Bedingungen konnte dem Baron kaum an dem Namen ſeines Nebenbuhlers gelegen ſein. Allein er beſtand darauf und verſprach, was der Major verlangte.

„Nun denn, Ihr Neffe Konrad Heß iſt es."

Herr von Geyßmar ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, und fiel in das Sopha zurück. Es war, als ob ihn jetzt erſt der härteſte Schlag träfe. Wild aufgeſtachelter Haß und ein ſchwerer Druck, gleich einem Schuldgefühl, kämpften in ſeinem Gemüth.

„Sie ſehen," fuhr der Major fort, „daß Sie ſich mit dem Jungen nicht, wie mit Ihresgleichen, einlaſſen können, und daß an eine Partie zwiſchen ihm und Suſannen nicht zu denken iſt. Die Hauptſache bleibt, daß er gar keine Ahnung davon hat. Suſanne lernte ihn in früheren Jahren kennen, und brachte die Erinnerung an ihn ſchon mit hierher. Bei einem ſo ungewöhnlichen Charakter, wie dieſes Mädchen, muß man auch an Extravagantes glauben. Sie ſelbſt hat mir heute Morgen die Sache geſtanden, zugleich auch, daß er eine Andere liebe, und mit dieſer ſo gut wie verlobt ſei."

Der Major log zwar ganz erſtaunlich, aber — welcher ehrliche Mann löge nicht auch einmal ſo recht

von Grund aus, wenn er ſieht, daß er das, was ſein Ungeſchick angerichtet, durch die volle Wahrheit nur noch verſchlimmert werden kann! Auf den Baron machte die freie Erfindung des Majors einen entſchieden beruhigenden Eindruck, — ſoweit er der Beruhigung in dieſer Stunde fähig war.

„Und nun, mein lieber Geyßmar," fuhr der Major, zufrieden mit der Wirkung ſeines Troſtes, fort — „und nun faſſen Sie ſich, und ſein Sie ein Mann! Sie ſind, wie Sie oft genug bewieſen haben, über die Jahre der Leidenſchaft hinaus, und müſſen mit ſich zur Ordnung kommen. Wer weiß auch, ob Sie mit der Suſanne glücklich geworden wären. Sie iſt doch eine abſonderliche Natur. Und, glauben Sie mir, die Ehe — ſo lange man verliebt iſt, ſtellt man ſich die Sache ganz prächtig vor, aber nachher iſt es ein ganz verzweifeltes Ding. Bleiben Sie Junggeſell! Ich rathe Ihnen als Freund — bleiben Sie Junggeſell, wenn Sie Ihr Leben lieb haben!" — Er unterdrückte einen Seufzer, griff in die Cigarrenkiſte, und lehnte ſich, in ein blaues Wölkchen gehüllt, ebenfalls in das Sopha.

Lange ſaßen die Männer ſchweigend. Der Baron, ganz in Gedanken verloren, vergaß den Gaſt, und dieſer fand es trotz Allem, was die Stunde brachte, hier immer noch behaglicher, als zu Hauſe. So dampfte er ſeine Cigarre aus, blätterte hier und da in den

Zeitungen, bis die Stunde zur Parade schlug. Er brach auf, und reichte dem Baron die Hand: „Nun, Freund, wie ist's? Kann ich Ihnen glückliche Reise wünschen?“

„Vielleicht,“ entgegnete der Baron, indem er sich schwer und verdüstert erhob. „Für's Erste fahre ich nach Hause. Reden wir heute nicht weiter.“

Der Major ging, und der Baron befahl seinen Wagen. In Geyßmar-Park angelangt, ließ er sich von Rehfeld entkleiden, und ging zu Bette, obgleich es drei Uhr Mittags war. Er konnte sich nicht aufrecht halten. Um sechs Uhr pflegte er zu diniren, und so befahl er, daß man ihn auch heute zu rechter Zeit wecke. Nach dem Essen ging er im Park spazieren, las und las Susannens Brief, steckte ihn ein, und las ihn wieder. Abends schrieb er an Herrn von Bibern, daß er nach England reise, er möge ihn den nächsten Bekannten empfehlen. Von dort schreibe er ihm vielleicht einmal. Dann hieß er Rehfeld einpacken, da er zum nächsten Frühzuge auf dem Bahnhof sein wolle.

Dreizehntes Kapitel.

Eines Morgens ſchritt Konrad Heß in angelegentlichem Geſpräch mit einem Begleiter durch ſeinen Garten. — Die ganze Oertlichkeit war ſeit den letzten drei Jahren weſentlich verändert worden. Der junge Gärtner hatte nicht nur den Garten und ein großes Stück des Parks, ſondern auch das einſtige kleine Beſitzthum der verſtorbenen Baronin gekauft, und ſomit die zerſtückelten Glieder eines einſt großen Ganzen zum Theil wieder vereinigt. Es war ein immerhin ſchöner Grundbeſitz, und Konrad konnte das Nöthige daran wenden, um denſelben zu verbeſſern, und in ſeinem Werthe und Ertrage zu ſteigern. Ein neues, allerliebſtes Wohnhaus ſtand jetzt am Ausgange des Parks, und ragte mit ſeiner Stirnſeite über Raſenteppiche, ſchön gruppirtes Buſchwerk und Blumenſtücke. Vor der Thür hatte man eine alte Linde ſtehen laſſen, die ihr breites Gezweig wie ſegnend über dieſes neue Leben ausbreitete. Darunter ein Tiſch und Gartenſtühle. Rechts zogen ſich Gewächshäuſer verſchiedener Gattungen bis zu der Wohnung des früheren Gärtners, welche zum Wirthſchaftsgebäude umgewandelt worden war. Links von Konrads Hauſe lief eine Veranda, um deren Pfeiler ſich wilder Wein und Ariſtolochia ſchon faſt bis zum Lattenwerk hinauf

rankten. Dieſe neuen Gebäude ſahen von einem leichten Hügel hinab über den ganzen Grundbeſitz, und gewährten, umgeben von Bergen, einen ſehr anmuthigen Anblick und Ueberblick. Er begann mit kunſtgerechten Anlagen der edleren Stauden- und Blumenzucht. Dann kamen Frühbeete, der Nutzgarten mit ſeinen hunderterlei Gemüſepflanzungen, Fruchtbäumen und Spalieren. Alles wuchs und gedieh auf das herrlichſte, und wenn auch das Meiſte noch im Werden war, ſo zeigten ſich doch überall die beſten Erfolge. Die Leute ſagten, Konrad beſitze ein Pulver, durch deſſen Hülfe Alles früher und beſſer bei ihm aufgehe, blühe, und zur Reife komme, als anderswo. Aber auch gebildetere Fachgenoſſen begannen bereits auf das auftauchende Gärtnergenie aufmerkſam zu werden, und ſo ſtand er mit den Herren vom botaniſchen Garten, und den Botanikern der Univerſität in mannigfacher Verbindung. Dazu hatte er ſich in der ganzen Gegend beliebt und nöthig gemacht. Seine umfaſſenden Neuerungen bedurften mannigfacher Arbeitskräfte. Er konnte Handwerker und Arbeiter beſchäftigen, und gewann Alle durch die Feſtigkeit und Liebenswürdigkeit ſeines Weſens. Er hatte ſich keine Mühe verdrießen laſſen, in der Stadt einen Arbeiterverein zu gründen. Erfahrungsreiche Männer, wie der Profeſſor Tollander und der Zimmermeiſter Debald, traten an die Spitze des Vereins, der in

materieller wie in geiſtiger Hinſicht die mannigfachſten Intereſſen vertrat, und ſchon ſeinen ſegensreichen Einfluß zu verbreiten begann. Kurz, Konrad Heß war eine bekannte, geachtete, geſuchte, und allgemein beliebte Perſönlichkeit geworden. Oft hatte er Beſuch von der Debald'ſchen Familie, und ein paar Mal war ſogar Fräulein Edelgard von ihrer Burg herabgeſtiegen, um an dem Familientiſche unter der Linde zu präſidiren. Sie blieb ihm eine edle Freundin, und wurde von der Familie Debald als die Patriarchin ihres Kreiſes geliebt und verehrt. Am häufigſten, nämlich täglich, fand ſich der Hauptmann Tollander bei Konrad ein. Er erſchien jeden Nachmittag zur beſtimmten Zeit, und fand ſeine Pfeife ſtets in Ordnung. Er unterhielt ſich mit dem jungen Gärtner, und ſah ihm bei der Arbeit zu. So verbrachte der alte Soldat alle ſeine Nachmittage, freute ſich über die Fortſchritte, und gab hundert gute Lehren ſeines Walkſyſtems für die Lehrburſchen und jüngeren Arbeiter.

Der Mann, mit welchem Konrad heute früh durch den Garten ſchritt, war der Nachtwächter. Wider ſeine Gewohnheit ſehr aufgebracht, ſchalt er den letzteren, daß er in der vergangenen Nacht, wie ſchon öfter, einen Einbruch in den Garten habe geſchehen laſſen. Denn eine ganze Pflanzung war frevelhafter Weiſe vernichtet. Koſtbare Stauden lagen, mit der Wurzel ausgeriſſen,

umher zerstreut, Beete mit jungen Pflanzen waren zertreten und zerstampft, und mehrere Obstbaumstämmchen abgebrochen worden. „Ein Dieb kann es nicht gewesen sein!“ rief Konrad, „denn ich sehe nicht, daß etwas gestohlen ist, sondern nichtswürdige Rachsucht hat mir diesen Streich gespielt. Ich bleibe dabei, daß auch dieses Mal der Nickelhans der Thäter war, und werde ihn endlich einstecken lassen!“

„Beweisen kann man ihm auch dieses Mal nichts,“ entgegnete der Nachtwächter, „und zu kriegen ist er auch nicht. Bei Tage läßt er sich wenig sehen, und Niemand weiß, wo er steckt. Bald soll er hier, bald dort etwas angerichtet haben — na, mit meinen Augen habe ich ihn nicht gesehen. Ich sag's ja, er kann sich unsichtbar machen, und es ist überhaupt nicht mit ihm richtig!“

„Unbegreifliche Nachsicht, die man mit diesem boshaften Geschöpfe hat! rief Konrad, indem er die entwurzelten Stauden zusammen suchte. „Und Ihr seid abergläubisch genug, Euch wie Andere vor ihm zu fürchten?“

„Haha! Wenn ich mich fürchtete,“ entgegnete der Andere, „dann wäre ich nicht Nachtwächter.“

Meister Kilian, der Nachtwächter, theilte den Aberglauben der meisten Bewohner des Dorfes, oder er fürchtete doch die Bosheit des Nickelhans, denn diese

war allgemein bekannt, und Niemand mochte es mit ihm verderben. Bei mannichfachen Unglücksfällen war die Betheiligung des Blödsinnigen schon sehr wahrscheinlich gewesen, und doch hatte es Konrad nicht dahin bringen können, daß man diesen Menschen unschädlich machte. In unbegreiflicher Indolenz ließ man ihn in alter Art sein Wesen treiben, und wendete seine Unzurechnungsfähigkeit als Entschuldigungsgrund vor. Auf Konrad hatte der Bettler einen besondern Haß geworfen, und zwar seit Philipps Besuch in noch höherem Grade. Philipp nämlich war ihm durchaus kurz und abweisend begegnet, mit dem freundschaftlichen Rath, sich nicht in seine Nähe zu wagen. Noch aus früheren Jahren her war Philipp der Tücke des Alten eingedenk, und niemals hatte er in einem Verhältniß zu ihm gestanden. Er empfand einen Widerwillen vor dem schmeichlerischen Entgegenkommen des vermeintlichen Blödsinnigen. Nickelhans, dessen Zuneigung zu Philipp sich erst von dem Augenblicke der Bekanntschaft mit Konrad herschrieb, den er für den Andern genommen hatte, zog sich mit Racheplanen zurück. Nur aus alter Furcht kam er in jener Nacht dem jungen Gärtner mit Bekenntnissen entgegen. Er hatte dieselben Philipp gegenüber nicht wiederholt, aber er bildete sich ein, Konrad habe den Heimgekehrten gegen ihn aufgehetzt, und so erwachte sein Haß gegen Beide zugleich. Da aber Philipp außer

ſeinem Bereiche lag, ſo begnügte er ſich, dem Andern jeden Poſſen zu ſpielen.

Während Konrad mit dem Nachtwächter noch über den Nickelhans ſprach, ſah er Edelgard in ſeinen Garten treten. Er eilte ſeiner Gönnerin entgegen. Edelgard kam mit heiterem Antlitz, ebenſo ihr alter Bredikо, der reſpektvoll einige Schritte hinter ihr ging. Konrad begrüßte ſie herzlich und freudig verwundert über den ſo frühen Beſuch.

„Meinen Sie, daß ich Ruhe hätte bei mir oben?“ ſagte ſie. Hier bei Ihnen will ich unſere Suſanne erwarten, und Sie ſollen nicht das Vorrecht haben, ſie früher zu bewillkommnen, als die alte Tante! Es iſt ein Freudentag, und ich ſehe, daß auch Sie Blumengewinde über den Weg geſpannt haben, auf dem ſie kommen ſoll.“

Konrad bot dem Fräulein den Arm, und führte ſie zu einem Ruheſitz. — „Das arme Kind hat zum Schluſſe noch ſchwere Tage gehabt,“ fuhr Edelgard fort. Aber nun iſt ſie unſer. Sie kommt mit ernſten Erfahrungen, hat ſich die Welt angeſehen, weiß, was ſie aufzugeben, und was ſie hier zu erwarten hat. Jetzt erſt kann ich ihr mit Ruhe und Freude ein beſcheidenes Aſyl bei mir anbieten, und ſie ſoll mein Kind ſein. Und wie erſtaunt wird ſie über die Veränderung ſein, die hier vorgegangen iſt!“ Edelgard ließ ihre Augen froh über Raſen, Blumenbeete und Büſche gleiten.

Da wurden in der Nähe taktmäßige Schritte von vielen Füßen hörbar, und eine männliche kommandirende Stimme. Konrad und Edelgard sahen sich um. Brediko, der über die Hecke gesehen hatte, kam lächelnd näher, und sagte: „Der Herr Hauptmann ist es, mit seiner Compagnie.“

Der Hauptmann kam wirklich mit einer Schaar von dreißig Bauernjungen anmarschirt. Zwei Fahnenträger gingen an der Spitze. „Halt! Rührt euch!“ kommandirte er. Das jugendliche Corps blieb an der Gartenthür stehen, während er selbst mit lauten Begrüßungsworten eintrat. „Sieh da, unsere Burgfrau auch schon auf dem Posten!“ rief er. „Das ist brav! Auch ich komme mit meiner Compagnie zu den Empfangs-Feierlichkeiten. Habe sie heute in aller Frühe zu einem Armbrustschießen geführt, und die gewöhnlichen Exercitien vorgenommen. Passen Sie hernach einmal auf, wie ich den Jungen das Hurrah! eingeübt habe. Unsere Susanne soll ihre Freude daran haben.“

Edelgard und Konrad lachten, sie kannten das Steckenpferd des alten Soldaten. Nach einer Viertelstunde des Gesprächs meldete Brediko, daß ein Wagen angefahren komme. Konrads Herz schlug, als wollte es zerspringen. Alle schritten nach der Gartenthür. „Achtung! Richtet euch!“ kommandirte der Hauptmann. „Wenn ich das Zeichen gebe, so schreit ihr euer Hurrah!

und Vivat! was die Kehlen halten wollen!“ — Das junge Corps ſtellte ſich rechts und links vom Wege auf, Edelgard, Konrad, und der Hauptmann ſtanden vor der Gartenthür, neben der Ehrenpforte. Der Staub wirbelte auf, der Wagen kam, Suſanne wehte mit dem Tuche. Der Hauptmann gab das Zeichen. Ein Höllenlärm begann aus dreißig Kehlen, mit Fahnenſchwenken und Vivatrufen, daß die Pferde ſcheu wurden. Der Profeſſor Tollander, der Suſannen von der nächſten Eiſenbahnſtation abgeholt hatte, führte ſie in Edelgards Arme. Suſanne weinte vor Freude und Glück, und umarmte ſprachlos immer von Neuem Edelgard, ſogar den Hauptmann. Konrad ſtand vereinſamt in ſeiner Gartenthür. Er wagte es nicht, ſich hervor zu drängen. Plötzlich wandte ſich Suſanne um. Hoch erröthend, aber feſten Schrittes ging ſie auf ihn zu, und reichte ihm beide Hände. Er ergriff ſie haſtig. Suſanne wandte ihre Augen ſchnell ab. Sie dankte dem Hauptmann und den Uebrigen gerührt für die Empfangs-Feierlichkeiten, und fing laut an zu lachen, als auf ein gegebenes Zeichen des Befehlshabers der betäubende Lärm wie mit Einem Schlage abbrach.

„Rechts ſchwenkt! Nach Hauſe! Marſch!“ kommandirte der Hauptmann. Und in fehlerloſem Takt marſchirte die Compagnie unter Vortritt ihres Fahnenträgers ab.

Da man nur zu Fuße auf die Burg gelangen konnte, lud Konrad die Gesellschaft ein, bei ihm einzutreten, und ein wenig auszuruhen. Edelgard machte ihm die Gegeneinladung, sie hinauf zu begleiten, und ein frugales Frühstück mit ihnen zu theilen. Er mußte es ausschlagen, so gern er gefolgt wäre, denn es gab heut viel Arbeit. So schritt Susanne am Arme Edelgards nach der alten Burg, ihrer neuen Heimath, hinauf. Konrad sah ihnen nach, und ging mit neuen Hoffnungen zu seiner Thätigkeit zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Susanne war am Ziele ihrer Sehnsucht angelangt, und in Edelgards liebevoller Hut geborgen. Die letzten aufreibenden Tage in Adelheids Hause hatten die Kräfte des jungen Mädchens fast erschöpft, und so erschien sie noch blaß und angegriffen bei den Ihrigen. Hier aber vereinigte sich Alles, ihr neue Kraft und Jugendfrische zu geben, die Reinheit der Luft, die Anmuth der Gegend, die Nähe Aller, die ihr lieb und theuer waren. Jetzt erst lernte sie das Glück kennen, eine Mutter zu besitzen, denn Edelgard betrachtete sie

ganz als ihr Kind, und war die gütigste und sorgsamste Mutter, die sich denken ließ. Und so blühte Susanne, nachdem sie eine Heimath gefunden, jetzt, nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre, erst zur Heiterkeit, Lebensfreude, und zum Mädchenglück auf. Nach Verlauf eines Monats schien sie eine Andere geworden, und an jedem Morgen fragte sie sich, ob sie so viel reines Glück verdiene. Das Leben auf der Staffelburg war einfach, gleichgemessen, ruhig, aber nicht ohne Abwechselung. Susanne nähte, spann und wirthschaftete mit größter Hingabe. Sie sah Edelgard jeden Wunsch an den Augen ab, und das alte Fräulein gestand sich selbst und ihren Freunden, daß sie durch Susannens Hülfe täglich neue Freude und Behaglichkeit genieße. Susanne nahm ihrer Pflegmutter manchen Besuch bei Armen und Kranken ab, da der Weg in das Thal hinab für Edelgard manchmal zu beschwerlich wurde, und so ward sie die Abgesandte und Botin der Allverehrten. Sie unternahm dergleichen Besuche oft nach eigener Wahl, und wurde bald in ähnlicher Weise geliebt, wie das alte Fräulein. Auch bei der Gartenarbeit zeigte sich Susanne anstellig, und es war bald zu bemerken, daß sie für die Gärtnerei eine große Vorliebe faßte. Es gab keine unbeschäftigte Stunde für sie. Das Gefühl, einen Lebensberuf zu haben, sprach sich auf das glücklichste in ihrem ganzen Wesen aus. Sie

überraſchte ſich ſelbſt zuweilen, daß ſie, anſtatt zu gehen, ſprang, und mit heller Stimme durch Haus und Garten ſang.

Nachmittags erſchien häufig Beſuch. Die Brüder Tollander, einzeln oder gemeinſam; Frau Debald und Marie. Mit der Letzteren ſchweifte Suſanne dann oft weit über den Garten hinaus, in die Berge. Sie ſuchten ſich Ausſichten, Blumen und Ruheplätze für ihre Geſpräche; oder ſie kletterten kühn und leicht auf den Ruinen der Staffelburg umher, erfanden Fabeln über die einſtige Beſtimmung dieſer Mauerreſte, und lachten über ihre eigenen Einfälle.

Eines Tages begaben ſich Beide in die Waldſchlucht hinab. Suſanne trug einen Spaten, Marie ein Körbchen. Sie hatten beſchloſſen, einige wilde Pflanzen, beſonders Farrenkräuter, mit der Wurzel auszugraben, um ſie in der Gartengrotte am Waſſerfalle zu kultiviren. Vergnügt und keck ſchlüpften ſie durch das Dickicht, kletterten hohes Geſtein hinauf, und drängten ſich durch wildes Rankenwerk.

„Sieh da, die prächtige Blume!“ rief Marie, indem ſie auf eine hohe rothe Digitalis zeigte, die ſchlank und königlich auf einem Felſen ragte.“

„Die müſſen wir haben!“ entgegnete Suſanne. „Hinauf! Ich helfe dir!“ — Sie ließen Spaten und Korb liegen, und machten ſich an das Klettern. Es

gelang, die felsige Anhöhe war erstiegen. Aber wie erstaunten sie, als sie sich plötzlich von einem hohen, dicken Gemäuer überragt sahen, das auf sie herab zu stürzen drohte. Sie befanden sich am Fuße der „hohen Staffel.“ So nannte der Volksmund einen Thurm, oder vielmehr die Trümmer eines solchen, auf dem schroffsten Vorsprunge der Staffelburg, fast getrennt von den übrigen Ruinen. Die Zeit hatte dieser alten Warte kaum die Hälfte ihrer einstigen Höhe übrig gelassen. Auch ein unterer Theil, hart über dem Fundamente, war in einem früheren Jahrhundert bereits weggesprengt worden, und der noch stehende Rest hing gefährlich über dem Abgrunde. Brombeerranken und Gestrüpp drängte sich von oben und allen Seiten um die dunkle Oeffnung umher.

„Susanne!“ rief Marie, die nicht so kühn und unbesorgt war, wie ihre Freundin. „Hier ist es nicht geheuer, komm fort, der alte Thurm stürzt herunter!“

„Nicht doch!“ rief Susanne, „das sind dicke Mauern, sie halten noch eine Weile. Sind wir einmal so weit gestiegen, so laß uns auch bis hinauf in den Thurm. Gieb mir die Hand, ich helfe dir!“ — Neugierig, diesen ihr noch unbekannten Theil des Hauses ihrer Väter kennen zu lernen, zog Susanne ihre Freundin nach sich. Aber der Weg war bei Weitem beschwerlicher, als sie sich vorgestellt hatte. Steil hinauf ging es über Stein-

gerölle, das ſich unter ihren Füßen löste und hinabrollte. Sie mußten ſich an Zweigen hinauf ziehen, und endlich mit Händen und Füßen den letzten Theil des Weges hinauf kriechen. Mit vor Anſtrengung gerötheten Geſichtern und laut athmender Bruſt traten die Mädchen in den Thurm ein. Er erhob ſich nur noch etwa dreißig Fuß vom Boden, mit fünf Fuß dicken Mauern. Der innere Durchmeſſer des Raumes betrug etwa fünfzehn Fuß. In der Mauer befanden ſich einige Schießſcharten ähnliche Oeffnungen. Ein Verſchlag mit einem Schutzdache von Brettern, und darunter ein Strohlager zeigte an, daß dieſer Ort einen Bewohner habe. Zerbrochene Flaſchen, Lumpen und trockenes Reisholz lagen auf dem Boden umher. Die Reſte einer gewundenen ſteinernen Treppe führten nach oben, und waren durch Bretter ſo geſchickt verbunden, daß man, mit einiger Vorſicht, auf den Rand gelangen konnte. Die Pforte, welche dieſen Thurm einſt mit den übrigen Gebäuden verbunden hatte, war zugemauert, und jene Breſche der einzige Zugang zu dieſem Orte.

Die Mädchen ſahen ſich um, und fragten ſich, wer in dieſem Gemäuer hauſen möchte. Marie war ängſtlich, der Ort kam ihr durchaus nicht geheuer vor, während Suſanne überall umherſpähte, um von dem Hausrath auf den Einwohner ſchließen zu können. Sie ſetzten ſich auf die unterſten Stufen der Treppe, und ſahen

durch die breite Oeffnung über die Baumwipfel zu ihren Füßen hinab. Suſannens kühne Heiterkeit fing an, auch Marien zu beruhigen.

„Sieh doch!“ begann die letztere, „erblickt man von hier aus nicht Konrads neues Haus? Freilich, da iſt die Linde, mit den Bänken darunter, und ſeine Gewächshäuſer. Wenn der jetzt wüßte, daß wir hier oben ſitzen, und ihn beobachten können! Da geht Jemand durch den Garten auf das Haus zu — es iſt der Hauptmann. Jetzt kommt ihm der Konrad entgegen. Ach — es iſt doch ein Leidweſen!“

„Was?“ fragte Suſanne.

„Daß man nicht auch den Philipp von hier aus ſehen kann.“

„Dann bliebeſt du gewiß nicht ſo ruhig ſitzen, — oder ich müßte dich hier einmauern!“

„Ich muß wohl ruhig ſitzen und aushalten. Nun iſt es ſchon über ein Jahr, daß wir Brautleute, und faſt immer getrennt ſind. Man kann dabei alt und grau werden!“

Suſanne ſah der Freundin lächelnd in das roſige Geſicht, das auch plötzlich hell zu lachen anfing. „Ei, was thuts?“ rief Marie. „Dann fangen wir gleich mit der goldenen Hochzeit an, und werden immer jünger bis zur grünen! — Sieh nur, was der Konrad da unten für Gäſte bekommt. Gewiß wieder gelehrten

Beſuch von der Univerſität. Wahrhaftig, ich habe manchmal beinah Reſpekt vor ihm!“ — Sie ließ ihre blitzhellen Falkenaugen neugierig hinunter ſchweifen. Suſanne ſchwieg.

Nach einer kurzen Pauſe begann Marie von Neuem: „Und dich, Suſanne, kann ich gar nicht begreifen!“

„Wie ſo?“

„Daß du ſo ruhig biſt, wenn — von ihm die Rede iſt!“

„Warum ſoll ich nicht ruhig ſein?“

„Ach, geh doch, Heuchlerin! Mir machſt du nichts weiß! Du ſprichſt niemals von ihm, und dennoch weiß ich, daß du um ſo mehr an ihn denkſt.“

„An wen? An den Hauptmann?“

„O du abſcheuliches Mädchen! Nein, an den Konrad! Und jetzt ſollſt du mir Rede ſtehen, ſtolzes Burgfräulein, ich laſſe dich nicht los. Auge in Auge, Hand auf's Herz, liebſt du den Konrad oder nicht?“

Suſanne nahm die Hand ihrer Freundin, und ſchwieg eine Weile. „Nun?“ rief Marie, „du liebſt ihn!“

„Ja, ich liebe ihn!“

„Siehſt du wohl! Aber warum ſagt ihr es einander nicht, ihr närriſchen Leute?“

„Wozu?“

„Nun, das iſt eine Frage! Damit ihr euch verlobt und heirathet!“

Suſanne ſchüttelte den Kopf. „Das geht nicht, liebe Marie!“ ſagte ſie. Es gab eine kurze Zeit, wo ich das für möglich hielt, jetzt denken wir nicht mehr daran. Ich werde meine theure Edelgard nicht verlaſſen, ich bin ihr nothwendig geworden; auch er ſieht das ein.“

„Und das habt ihr mit ſolcher Ruhe unter einander beſprochen?“ fragte Marie verwundert.

„Beſprochen? Nein. Aber ich vermuthe, daß er ſo denkt. Er liebt mich auch wohl nicht, er iſt ſo zurückhaltend, und mir iſt, als wiche er mir aus.“

„Der? Aber, Suſanne, zum Sterben iſt er in dich verliebt! Das muß ich wiſſen, ich habe Erfahrung, denn eine Braut verſteht das beſſer, als ein bloßes Mädchen! Wozu hätte er das reizende Häuschen gebaut? und Alles ſo ſchön einrichten laſſen? Damit es dir gefiele, denn er hatte nur eine Zeitlang die Hoffnung aufgegeben, dich einmal zu beſitzen! Wenn dich je ein Menſch geliebt hat, und ewig lieben wird, ſo iſt es der Konrad. Und du? Haſt du nicht deinem reichen Baron einen Korb gegeben, weil du hier den braven Jungen liebteſt? Und du willſt ihn nicht heirathen . . .“

„Horch! Was iſt das?“ unterbrach Suſanne die Sprecherin.

Die Mädchen hörten in der Tiefe das Steingerölle bröckeln, und vernahmen Schritte eines Heraufſteigenden.

Sie ſprangen erſchreckt auf. Suſanne that einen Blick hinaus, und erkannte den Nickelhans. Sie hatte von früher her einen Widerwillen gegen den Bettler, und Marie fürchtete ſich entſetzlich vor ihm.

„Hinunter können wir nicht mehr, ohne ihm zu begegnen!“ rief Suſanne. „Dort hinauf die Treppe!“

Marie zitterte am ganzen Körper. „Sie wird zuſammenbrechen!“ rief ſie, „wir ſtürzen hinunter!“

„Ich ſteige voran, gieb mir die Hand!“ entgegnete Suſanne, indem ſie muthig die Stufen betrat. Marie war in Todesangſt, und ließ ſich von der Freundin hinauf ziehen. Einige Bretter wankten, Marie war in Gefahr, zu fallen. Suſanne half ihr jedoch weiter. „Aber wenn wir oben ſind,“ flüſterte Marie angſtvoll, „was fangen wir an?“

„Wir vertheidigen uns gegen einen Angriff. Stehen wir doch oben, und ſind im Vortheil.“

Der Rand des Thurmes war erſtiegen. Aber wie beruhigt fanden ſich die Mädchen, als ſie hier ein Stück von der alten dicken Umfaſſungsmauer fanden, welches faſt bis an die Höhe des Thurmes reichte, und ſich wie ein breiter Gang in das Chaos von Geſtrüpp und Trümmern abſenkte! Haſtig ſtiegen ſie vom Rande auf die Mauer. Marie balancirte langſam vorwärts, indem ſie ſich gegen Dornen und wilde Roſenzweige wehrte. Suſanne aber war begierig, den Bewohner des Thurmes

zu beobachten. Sie beugte sich behutsam über den Rand, und blickte in den Thurm hinunter.

Sie sah den Nickelhans eintreten. Er warf seinen Bettelsack zu Boden, und stellte den Stock an die Wand. Dann schickte er sich an, eine Steinplatte zu Füßen der Treppe auszuheben. Sie erstaunte über die Kraft, mit der er den schweren Stein emporhob. Unter demselben wurde eine künstliche Vertiefung sichtbar. Der Bettler nahm aus seiner Tasche ein schmutziges Päckchen, und legte es hinein. Darauf verschloß er die Oeffnung wieder durch die Steinplatte. Er sah sich in seinem Heimwesen um. Rasch fuhr Susanne zurück, und wandte sich zu Marien, die furchtsam in ihrer Nähe stand.

„Hast du ihn gesehen?" fragte Marie. Susanne theilte ihr mit, was sie beobachtet hatte. — „Das hat der gefährliche Mensch gewiß gestohlen!" entgegnete Marie. „Er soll stehlen wie ein Rabe, und ich wünschte, daß der Konrad es endlich durchsetzte, ihn einstecken zu lassen, denn er macht die Gegend unsicher. Komm, komm, wer weiß, ob er nicht heraufsteigt, und uns nachläuft!"

Der Weg auf dieser dicken Mauer hin war ohne große Gefahr, zumal da hohes Gebüsch zu beiden Seiten die Tiefe verdeckte. Nur vor Dornen und Brombeerranken hatten die Mädchen ihre Gewänder zu schützen. Sie gelangten bald in eine Gegend der Burg, die ihnen von früheren Streifereien her bekannt war. Susanne

blieb ſtehen. „Ich muß mir dieſen Weg merken,“ ſagte ſie, indem ſie ſich die Umgebung genau einzuprägen ſuchte.

„Du wirſt doch nicht wagen, noch einmal da hinauf zu ſteigen?“ fragte Marie.

„Warum nicht? Fürchteſt du dich denn, auf den Boden oder in den Keller deines väterlichen Hauſes zu ſteigen? Freilich iſt das bei dir anders, dein Vater hat es gezimmert und bequem eingerichtet, der Weg iſt gar nicht zu verfehlen. Bei uns liegt Alles in Trümmern, aber dieſe ſind doch meine Heimath, und ich will in ihnen Beſcheid wiſſen.“

Als Marie ſich wieder in Sicherheit glaubte, wollte ſie das Geſpräch auf Konrad zurückbringen. Suſanne aber vereitelte es, und drang darauf, zu Edelgard zurück zu kehren, die ſie ſchon zu lange allein gelaſſen. In der That fand ſich, daß ihre Gegenwart zu Hauſe längſt nöthig geworden. Der Sommertag hatte viel unerwarteten Beſuch aus der Stadt auf die Burg geführt, den das Fräulein nun einlud, ihr frugales Abendeſſen zu theilen. Da ſich zugleich Mariens Eltern eingefunden, war auch zu Konrad hinunter geſchickt worden, daß er ſeinen Feierabend mit der Geſellſchaft theile. Suſanne machte ſich ſogleich in der Wirthſchaft zu thun, wo Brediko und die alte Dienerin ſchon vorgearbeitet hatten, und Marie ließ es ſich nicht nehmen, auch noch Hand anzulegen.

Spät erſt kam Konrad, als die Geſellſchaft ſchon beim Mahl um den Gartentiſch verſammelt war. Er nahm Platz. Suſannen begrüßte er nur flüchtig. Geſprochen wurde zwiſchen Beiden kein Wort.

Ihr Verkehr hatte ſich eigenthümlich genüg geſtaltet in den vier Wochen ſeit Suſannens Rückkehr. Zwar hegte Konrad ſeit jener Ballnacht in Geyßmar-Park wieder die alten glücklichen Hoffnungen, und der erſehnte Morgen, da die Geliebte in der Heimath ankam, wollte ſie nur beſtärken. Aber dennoch ſchien ſie ihm jetzt weiter entrückt, denn jemals. Er wußte ſich ihr nahe, und wähnte ſie doch weit entfernt. Ihr Benehmen däuchte ihm ſo ungleichmäßig. Oft heiter, unbefangen, freundſchaftlich, dann wieder gemeſſen, zuweilen fand er es vornehm herablaſſend. Er fühlte ſich gekränkt, und ſein Stolz trat ſchärfer hervor. In ſolchen Augenblicken dachte er an die Stunde, da er ſie ſtrahlend als die gefeierte Heldin des Ballſaals durch die Reihen des Tanzes ſchweben geſehen. Sie war das hochgeborene Fräulein geworden, als welches er ſie einſt nicht anerkennen wollte, ſie hatte Gefallen an der großen Welt gefunden, ihren Stolz, ihre Eitelkeit, das Gefühl ihres Ranges genährt, und ſah wegwerfend auf ihn herab. Wenn er ſich dies als Gewißheit ausmalte, erfaßte ihn ein Gefühl der Verzweiflung, und ſein ganzes zukünftiges Leben erſchien ihm unnütz, läſtig, verwerflich. Und

dann wieder erinnerte er ſich ihrer hervorbrechenden leidenſchaftlichen Empfindung in eben jener verhängnißvollen Ballnacht. Sie hatte ihm kein Geſtändniß gemacht, aber er wähnte die glühenden Worte des Herzens doch an ihn gerichtet. Und ſo gab es auch jetzt Tage, wo er an ihre Liebe glaubte, und nahe daran war, ihr die ſeinige zu bekennen.

Aehnliche Stimmungen beunruhigten Suſannen in den Tagen ihres neuen Glückes. Jenen plötzlichen Groll, jenes Mißtrauen gegen das lange Geheimhalten des Verhältniſſes zwiſchen Konrad und dem Baron, hatte ſie zwar aufgegeben, ſobald ſie die nähern Umſtände erfahren. Wenn auf Herrn von Geyßmars Charakter dabei ein ziemlich ſtarker Schatten fiel, ſo konnte Konrad nur in einem um ſo günſtigeren Licht erſcheinen. Allein Suſannen wurde es ſchwer, ſich in dieſe ihr ſo neue Gruppirung von zwei ſo verſchiedenen Menſchen zu finden. Konrad ſtand ihr nah, und näher ſeit jenem Geſpräch in Geyßmar-Park, aber ihr Gemüth brauchte Ruhe nach all den Kämpfen, die es durchgemacht. Auf den Trümmern zuſammengeſtürzter Luftſchlöſſer wollte die alte Neigung ſich zwar erheben, aber ſie wehrte ihr ſelbſt, hoch aufzuſchießen, ſie ſuchte ſie in Schranken zu halten. Denn eine tiefe ſittliche Scheu warnte ſie, halb unbewußt, vor einer neuen rückhaltloſen Hingabe ihres Weſens, da es doch von den Spuren

einer tiefen Erſchütterung noch kaum geheilt war. Die Ruhe, deren ſie ſo bedürftig war, wollte ſich dabei freilich nicht ganz finden. Daß die Aeußerungen der inneren Bewegung auf Konrad reflektirten, und auch auf ſein Benehmen beſtimmend wirkten, ſagte ſich Suſanne nicht. Sie fühlte ſich nicht hochgeboren, ſondern jetzt erſt ganz als ein Mädchen, deſſen Herz unter keinem Vorurtheil von Stand und Rang lebt. Konrad gegenüber erſchien ſie ſich ſo gering und verdienſtlos! Wenn ſie ihm zuweilen kühl und herablaſſend entgegen trat, geſchah es meiſt nur im Widerſpiel gegen ſeinen Stolz. Sie zürnte ihm, daß er ihr Weſen ſo wenig verſtehe, daß er den Verhältniſſen nicht genug Rechnung trage, und eine tiefe Traurigkeit erfüllte ſie nach ſolchen Stunden.

Es war nie vorauszuſehen, wie die Liebenden in der nächſten Stunde zu einander ſtehen würden. Mit feſten Vorſätzen, hoffnungsreich und froh ſtieg er zur Burg hinauf; mit pochendem Herzen und höher gerötheten Wangen ſah ſie ihn kommen; ſie hätten einander ſelig in die Arme ſtürmen mögen, — und plötzlich hemmte ein Blick, eine Miene, ein Nichts den Drang ihrer Herzen. Mit Förmlichkeit begrüßten ſie ſich, mit Feierlichkeit ſchieden ſie von einander.

Fünfzehntes Kapitel.

So ging es bis zum Herbſt. Die Wälder auf den Bergen umher färbten ſich bunter, im Thal erndtete man Früchte, während das zartere Laub ſchon zu fallen begann, aber oben in Edelgards kleinem Bezirk, wie unten in Konrads Garten blühten noch verſpätete Roſen. Er ſandte der Burgfrau zuweilen einen gewählten Strauß. Selbſt ging er immer ſeltener hinauf. Marie Debald war glückſelig zu Verwandten nach Berlin gereist, und ſchrieb fleißig an die Freundin. Suſanne lebte ſtill und einſam, aber beglückt durch Edelgards Liebe und Zufriedenheit.

Eines Tages begab ſie ſich zu einem Krankenbeſuch nach einem der entfernteren Gehöfte des Thals. Es war Nachmittags, die Herbſtſonne ſchien glänzend. Suſanne hatte lange ihre Streifereien durch den Wald unterlaſſen, heut aber war der Tag ſo einladend, daß ſie nicht widerſtehen konnte, einen Lieblingsweg zwiſchen Felſen und Dickicht einzuſchlagen. Es war nur ein geringer Umweg zum Ziele. Sie ging in Gedanken verſenkt über das welke Laub, das noch vom vorigen Jahre her den Boden bedeckte. Sein Raſcheln war faſt der einzige Ton in der tiefen Einſamkeit. In den Buchenwipfeln, die auf ſchlank aufſtrebenden Stämmen

ſich hoch zuſammenſchloſſen, ſang kein Vogel. Nur zuweilen konnte ſie rechts an ihrem Pfade von den feuchten, mit Farrenkraut bedeckten Felſen ein leiſes Rieſeln oder Tröpfeln vernehmen.

Während ſie ſo ihres Weges ſchritt, den Blick auf den Boden geheftet, hörte ſie Tritte in der Nähe. Sie ſah auf, und ein Mann von verwildertem Ausſehen ſtand vor ihr. Das Geſicht roh und finſter, wenn auch mit Zügen, die eine einſt edlere Bildung erkennen ließen, von einem ſtruppigen Bart entſtellt; die Kleidung verwahrlost, eine Büchſe über der Schulter. Die Augen des Unbekannten waren feſt auf Suſannens Geſicht geſpannt. Sie zuckte zuſammen, ein jäher Schreck durchfuhr ſie. Der Gedanke, allein mit dieſem verwegen und abenteuerlich ausſehenden Menſchen im Walde zu ſein, ſetzte ſie in raſchere Bewegung. Sie ſchritt an ihm vorüber, haſtig, athemlos — ja von einem Schauder erfüllt. Denn die Züge des Fremden kamen ihr bekannt vor. Plötzlich ſchoß in ihr die Erinnerung an ihren Bruder Bruno auf. Ihr Fuß blieb wie gefeſſelt am Boden haften. Sie ſah ſich um. Der Fremde ſtand noch an derſelben Stelle, und ſah ihr nach. Dann wandte er ſich ſchnell, und verſchwand im Dickicht.

Suſannens Herz pochte zum Zerſpringen. War das Bruno? Und wenn er es war, hatte er ſie erkannt? Und wenn er ſie erkannt — oh, er hätte vielleicht einen

Blick der Schweſter, ein Wort von ihr erwartet, einen Troſt, eine Thräne, die ihn retten konnte! Sie wollte umkehren, ſeinen Namen rufen, aber ſie fühlte ſich vor Schreck wie gelähmt.

Seit Jahren hatte ſie nicht von ihm reden hören, aber oft mit Schmerz und Furcht an den Gefangenen gedacht. Er war ihr ſonſt fremd geweſen, ſie hatte nur eine rohe Behandlung von ihm erfahren, und unter ſeinem Einfluß auf die Mutter viel gelitten. Nur Trotz und Gleichgültigkeit erfüllten ſie in früheren Jahren gegen ihn. Aber nachdem reinere und ſanftere Mädchengefühle in ihr lebendig geworden, ſenkte ſich auch das Andenken an Bruno tiefer in ihre Seele. Sie empfand es ſchmerzlich, einen ſo verworfenen Bruder zu haben, und dachte oft im Stillen nach, was aus ihm werden ſollte, wenn er aus ſeiner Haft entlaſſen wäre? Und nun war er da — denn daß ſie ihn geſehen, drängte ſich ihr immer gewiſſer auf. Ihr erſter Gedanke war — an Edelgard. Sie ſelbſt traute ſich die Kraft zu, ſein Wiedererſcheinen mit allen Folgen zu ertragen, aber ſollte die theure mütterliche Freundin, die ſchon ſo viel für ihre Familie gethan und geduldet hatte, auch noch von einem ſchweren Sturm betroffen werden?

Noch einmal hemmte Suſanne den Schritt. Sie hätte ſogleich handeln mögen, um einem möglichen Unheil vorzubeugen. Sie wollte zurückeilen, den ihren

Augen Entschwundenen rufen. Aber dann — sollte sie den Namen Bruno durch den Wald erklingen lassen? Wenn er es nun nicht war, wenn eine flüchtige Aehnlichkeit sie getäuscht hätte? Der Mann, wenn es ein Fremder war, schien doch einer von denen zu sein, mit welchen man nicht gern allein im Walde zusammentrifft. — Rathlos und im Innersten aufgeregt eilte Susanne dem Ausgang des Waldes, und der breiten Heerstraße durch das Dorf entgegen. —

Ungefähr zu derselben Stunde traten drei Personen in Konrads Garten, deren gemeinsamer Besuch ihn befremdete. Es waren Brediko, der Nachtwächter und der alte Revierförster der Gegend. Brediko sprach die Bitte aus, Konrad möge ihnen eine geheime Unterredung gestatten. Er führte sie in sein Haus, und hieß sie Platz nehmen. Der Förster und Brediko sahen sehr ernst aus, Meister Kilian, der Nachtwächter, mehr beängstigt, er schien von einem Gefühl der Unsicherheit beherrscht.

„Herr Heß," begann der alte Revierförster, „ich muß Ihnen etwas mittheilen. Sie sind befreundet mit dem alten gnädigen Fräulein, sowie mit dem Herrn Philipp von Staffelburg, und so wollen wir, Brediko und ich, mit Ihnen berathen, was zu thun ist. Den Kilian haben wir auch mitgebracht, obgleich er sich sträubte —"

„Ja, was hab' ich dabei auch zu thun?“ fiel Meister Kilian ein. „Was bei Tage vorgeht, darum hab' ich mich nicht zu kümmern.“

„Was giebt's denn?“ Ihr seid so geheimnißvoll,“ sagte Konrad.

„Ich fürcht', es bleibt kein Geheimniß, und die braven Herrschaften werden große Unannehmlichkeiten haben. Nämlich — der Junker Bruno ist wieder da!“

„Der Sohn der verstorbenen Baronin? Ich hatte doch gehört, der säße gefangen.“

„Seine Zeit wird grad' um sein,“ fuhr der Revierförster fort. „Hören Sie nur. Vor acht Tagen begegnet mir ein vagabundenhaft aussehender Mensch im Walde. Ich ruf' ihn an, will ihn ausfragen, aber im Augenblick erkenn' ich den Junker Bruno. Er wirft mir einen drohenden Blick zu, und springt in's Gebüsch. Ich war so erschrocken über die Entdeckung, daß ich ihm nicht nachsetzte, und — lieber Gott, es ist der leibliche Sohn meines einstigen Herrn, des seligen Barons von Staffelburg! Auch dacht ich: Mag er immer aussehen wie ein Strauchdieb, er braucht es darum noch nicht zu sein. Der Unglückliche hat sich vielleicht hier herum wo eingemiethet, und will von seiner Familie nicht erkannt sein. Was dacht' ich nicht Alles, um nichts Schlimmes zu denken! Aber seit gestern weiß ich nicht weiter. Wie ich nämlich meine Runde

mache, und durch die Eisenschlucht komme, wo das gelbe Wasser fließt, hör' ich Stimmen, und schleiche mich näher. Dort ist ein Schlupfwinkel für mancherlei Gesindel, und ich laure ein paar Wilddieben schon lange auf, die ich da vermuthete. Ungesehen konnt' ich die Zusammensitzenden erkennen. Es waren richtig meine Leute, zwei oft bestrafte Wilddiebe. Aber zu meinem Schrecken sah ich bei ihnen den Nickelhans sitzen, und den Junker Bruno. Was sollt' ich thun? Ich bin bei solchen Leuten auf den Tod verhaßt, und wär' ich näher gekommen — nun, es waren ohne den Nickelhans Drei gegen Einen, und zwar Kerle, die des Aergsten fähig sind! Ich zog mich also zurück, aber — was soll ich nun anfangen? Verschweig' ich meine Entdeckung, so handle ich gegen meine Pflicht, geb' ich die Bande an, so kann ich den Junker Bruno nicht ausnehmen. Es wär' eine neue Schmach für die Herrschaft!"

„Das ist sehr schlimm!" sagte Konrad. „Und Sie glauben sich nicht zu irren, daß es Bruno ist?"

„Ach, wie sollt ich? Und er hat mich auch erkannt. Ich bin ihm in früheren Jahren auf manchem unrechten Wege begegnet — wenigstens konnt ich's vermuthen, und hab' auch manches vertuscht aus alter Anhänglichkeit. War er gleich nicht mehr mein Herr, so war er doch der Sohn meines einstigen Herrn. Ich weiß viel

von ihm, was nie zu Tage gekommen ist — leider Gottes! Als er vor drei Jahren wegen der schrecklichen Geschichte abgeführt wurde — Sie haben davon gehört — da drehte sich mir das Herz um, aber doch dacht ich: Es ist gut, daß er wegkommt! Und jetzt —"

„Lieber Alter!" unterbrach ihn Konrad, „wir müssen versuchen, seine Wohnung aufzuspüren. Im freien Walde wird er ja Nachts nicht kampiren, ebensowenig wie die Wilddiebe. Wohnte er aber mit ihnen zusammen, so braucht er sie nicht heimlich in der Eisenschlucht aufzusuchen. Meint Ihr nicht? Ich denke mir eher, daß er mit dem Nickelhans zusammen steckt. Vielleicht kriegen wir den bei dieser Gelegenheit auch. Meister Kilian, habt Ihr immer noch nicht heraus bekommen, wo der Bettler sich zu Nacht aufhält?"

„Wie soll ich das wissen?" fuhr der Nachtwächter auf. Er schien eine Verlegenheit dadurch verbergen zu wollen.

„So werde ich ihm fortan selbst nachspüren," entgegnete Konrad. „Seit einiger Zeit kam es mir Nachts zuweilen vor, als säh' ich einen Lichtschein da oben in der hohen Staffel. Habt Ihr nichts bemerkt?"

Der Nachtwächter erschrak. „Licht in der hohen Staffel?" fragte er verwirrt.

„Allerdings, und mir scheint, als säh ich Nachts manchmal mehr als Ihr, Meister Kilian. Jedenfalls muß das Licht erforscht werden."

Kilian ſchien innerlich ſehr bedrängt. „Ach Gott! Ach Gott!“ brach er plötzlich los, „Sie werden mich nicht unglücklich machen wollen, Herr Heß! Ich kann nicht überall ſein, kann nicht da auf den Thurm kriechen, wenn ich unten die Stunde abrufen ſoll. Der Nickelhans iſt ein böſer Menſch, und zu Nacht geht man ihm gern aus dem Wege. Es iſt ein beſchwerliches Brod, Nachtwächter ſein, Herr Heß, — und ich habe Frau und Kinder! Machen Sie mich nicht elend.“

„Gebt Euch zufrieden, Kilian!“ unterbrach ihn Konrad. „Ich will Euch nicht ſchaden, verſpreche Euch aber eine Belohnung, wenn — Ihr dafür ſorgt, daß jenes Licht in der hohen Staffel nächſte Nacht nicht ausgeht. Laßt ſcheinen da oben, was immer will! Habt Ihr es ſo lange nicht bemerkt, ſo ſeht es auch dießmal nicht — hört Ihr?“

Der Nachtwächter brachte noch Allerlei hervor, was ihn von einem Verdachte befreien ſollte, und ging endlich, als Konrad ihn fortdrängte, mit der Verſicherung, daß er ſich um kein Licht am Himmel und auf Erden je gekümmert habe, und es auf Ehr und Gewiſſen auch niemals thun werde.

Als Konrad mit dem Förſter und Brediko allein war, begann der Letztere: „Mein Gott! In unſerer nächſten Nähe, oben bei uns auf der Staffelburg ſoll

nun gar der Schlupfwinkel sein? Ach, wenn das gnädige Fräulein davon erfährt."

„Sie darf nichts erfahren! Wir wollen schon allein fertig werden."

„Herr Heß, allein dürfen Sie auch nichts thun, das ist zu gefährlich."

„Warum nicht gar!"

„Es ist immer viel für Einen!" meinte der Revierförster. „Ein paar Landgendarmen sollten wir aus der Stadt aufbieten!"

„Welche Umstände!" rief Konrad. „Und damit machten wir die Sache erst recht öffentlich, da sie doch möglichst geheim bleiben soll."

Brediko begann von Neuem: „Mit dem Herrn Professor Tollander sollten Sie doch erst sprechen! Der steht der Familie nah. Sie, Herr Heß, sind ihr doch fremder."

„Aber es ist spät, ich kann jetzt nicht nach der Stadt, und heut noch müssen wir etwas erreichen!"

Der Professor und der Hauptmann sind ja oben bei uns! Kommen Sie herauf, nehmen Sie ihn beim Spaziergang bei Seite, und fragen ihn um Rath!"

Konrad gab nach. Er bat den Revierjäger zu warten, und stieg mit Brediko auf die Burg. —

Es war gegen Abend, als Susanne von ihrer Wanderung zurückkehrte. Sie fand ihre Tante nicht

im Garten. Brediko ſagte, er habe ſie mit dem Hauptmann einen Steig hinunter gehn ſehen. Suſanne, ermüdet, und durch die Aufregung erſchöpft, ruhte einen Augenblick aus. Dann überließ ſie ſich in Gedanken vertieft ihren Schritten, indem ſie unwillkürlich den Weg nach der Grotte einſchlug. Da hörte ſie ein Geſpräch. Es war Konrads Stimme, und die des Profeſſors. Sie ſtutzte. Ein Name traf ihr Ohr — Bruno's Name! Das hielt ſie feſt, ſie konnte nicht von hinnen. In geſpannter Erwartung trat ſie einen Schritt näher, um aus der Unterhaltung der Männer etwas über ihn zu erfahren. Aber ſie vernahm nur abgebrochene Worte. Neben Bruno's Namen wurden die Worte „Schlupfwinkel, hohe Staffel und Nickelhans“ öfter genannt. Endlich hörte ſie den Profeſſor mit lauter Stimme ſagen: „Und Sie, lieber Freund, wollen das Abenteuer beſtehen?“

„Gewiß, und ſchon in der nächſten Nacht,“ entgegnete Konrad. „Sie ſehen ein, daß wir nicht lange zögern dürfen. Wenn noch einmal das Gericht einſchreiten müßte gegen ein Mitglied dieſer mir ſo theuren Familie — o Gott, nein, nein, Edelgard und Suſanne ſollen von dieſem Mißgeſchick befreit werden, ſie ſollen, wenn es möglich iſt, nichts davon erfahren! Ich will ihn aufſuchen, mit ihm ſprechen und ihn bewegen, dieſe Gegend zu verlaſſen. Wie Suſanne und Edelgard

verfügen mögen über Alles, was mein iſt, ſo will ich auch dem Unglücklichen die Mittel bieten, ſich zu entfernen, will ihm in jeder Weiſe zu Rathe gehen, damit die Ruhe der Geliebten nicht getrübt werde!"

„Lieber, beſter junger Mann! Sie ſind brav und edel!" entgegnete der Profeſſor. „Aber allein dürfen Sie ſich dieſer Gefahr nicht ausſetzen. Bedenken Sie, es ſind ihrer Mehrere, und, wie uns beſchrieben ward, gefährliche, handfeſte Menſchen. Ich beſchwöre Sie im Namen Ihrer Freunde und Ihrer Familie . . ."

„Sind es nicht gerade meine Freunde," unterbrach ihn Konrad, „die ich von einer Gefahr befreien will? Und was bedroht mich denn? Geh' ich doch zu einer friedlichen Unterhandlung, nicht zu einem Kampfe auf Tod und Leben aus! Und wenn ich ſelbſt das vorausſähe, meinen Sie, daß ich nicht gern mit meinem Blute um die Liebe Suſannens werben wollte? Sie kennen mein Geheimniß, Ihnen darf ich von meiner Liebe ſprechen. Für Suſanne gilt es zu handeln, und es möge kommen, was da wolle!" — Der Profeſſor entgegnete noch einmal, Konrad aber unterbrach ihn von Neuem. „Genug," ſagte er heiter, „Sie ſehen den Gang auch mit gar zu beſorgten Augen an! Reden wir nicht mehr davon, ich bleibe bei meinem Vorſatz!"

Suſanne hörte nichts mehr, alles Blut drängte ſich ihr nach Haupt und Herzen, ihr Gemüth war in heftigſter

Bewegung, gemiſcht aus Freude und Beſtürzung. Hatte ſie doch das Bekenntniß ſeiner Liebe vernommen, wußte ſie doch nun, daß er um ihrer Ruhe willen kühn einer Gefahr entgegen ging. Aber die Gefahr ſelbſt machte ſie beſorgt, und um ſo ſchmerzlicher, da ſie, wie ſie nicht mehr zweifelte, von Bruno herkam. Ihr unmittelbares Gefühl trieb ſie, ſchnell in die Grotte zu treten, und Konrad zu fragen, welche Gefahr ihr und ihm drohe; dann aber hätte ſie zugleich verrathen, daß ſie ſein Bekenntniß angehört habe. Unſchlüſſig blieb ſie ſtehen. Da ſchien es ihr, als ſtänden die Männer auf. Sie trat hinter ein Gebüſch. Ohne ſich umzuſehen, gingen Konrad und der Profeſſor vorüber. Suſanne eilte einige Stufen hinab, und gelangte auf einem anderen Wege zurück.

Die Männer waren im Wohnzimmer, und brachen bald auf. Edelgard ahnte nichts Schlimmes, und entließ ſie heiter und liebreich. Auch Konrad ging. Wie gern hätte Suſanne ihn zurückgehalten, um ihn zu fragen, ihn zur Vorſicht zu mahnen! Aber er verneigte ſich ſo ehrerbietig vor ihr, er erhob die Augen kaum zu ihr. Sie wähnte ihn bläſſer, als gewöhnlich. Sie hielt ſich nicht mehr zurück. „Konrad!“ rief ſie mit gepreßter Stimme, „was geht vor? Sie ängſtigen mich!“

Er erſchrak, und ſah ſie verwirrt an. Raſch ergriff er ihre Hand, führte ſie an ſeine glühenden Lippen,

und rief: „Morgen ſollen Sie es erfahren!“ — Suſanne ſah ihn die Uebrigen raſch einholen, und blickte ihm lange nach. Endlich ging ſie rathlos, aufgeregt und geängſtigt zu ihrer Tante.

Edelgard ſaß im Kreiſe ihrer gepuderten Ahnenbilder. Brediko deckte den Tiſch, brachte die Lampe, und zündete die Theemaſchine an, welche Edelgard ſelbſt an warmen Sommerabenden nicht entbehren mochte. Suſanne reichte ihrer Tante die Taſſe und das frugale Zubehör des Mahles, ſie ſelbſt aber vermochte nichts zu berühren. Edelgard beobachte ſie lange, ohne ſich den Anſchein zu geben. Als der Tiſch abgeräumt war, und Brediko ſich entfernt hatte, ſtreckte das Fräulein ihr ſchweigend die Hand entgegen, und ſah ihr mit einem tiefen, Vertrauen erweckenden Blicke in die Augen. Suſanne ſetzte ſich zu Edelgard's Füßen, und verbarg ihr Geſicht auf den Knieen der geliebten Alten. Was ſie auf dem Herzen hatte, vermochte ſie ihr nicht mitzutheilen, um ſie nicht zu beunruhigen. Aber Edelgard merkte, daß die Bruſt des jungen Mädchens ſchwer bedrängt war, obwohl ihre Vermuthungen nur zum Theil den wahren Grund der Dinge trafen. Sie legte ihre Hand auf Suſannens Haupt. „Vertraue und hoffe, mein Kind!“ ſagte ſie. „Es wird einſt Tag werden!“

„O meine Mutter! Meine beſte, geliebteſte Freundin!“ rief Suſanne, indem ſie ſich in ihre Arme warf:

„Wo du bist, soll mir immer Tag sein, und bräche um uns her eine ewige Nacht an! Bei dir hab ich gefunden, was mein Herz sich ersehnte, ein Mutterherz, Freiheit der Seele, und theure, geliebte Pflichten. Deine Tochter will ich sein, meine Freude soll dir gehören, und wo ich einen Schmerz mit Namen nennen kann, will ich ihn dir vertrauen! Heiße mich nicht undankbar, wenn ich jetzt schweige!“

„Ruhig, mein geliebtes Mädchen, ruhig!“ rief Edelgard, indem sie Susannen zärtlich an's Herz drückte. Verschweige, was noch dein bleiben muß! Bin ich doch auch einst achtzehn Jahre alt gewesen — sieh einmal dort das Bild meiner Großmutter an! So saß auch ich einst zu Füßen deiner Urahne. Laß dir erzählen!

Edelgard hatte zu viel Zartgefühl und Achtung für eine wahre jugendliche Empfindung, als daß sie vorzeitige Geständnisse hätte hervorlocken wollen, und sie kannte die hohe Reinheit ihrer Nichte. So dachte sie darauf, ihre Bewegung durch heitere Erzählungen zu zerstreuen. Sie blieb zuerst bei der Urahne stehen, die dort im Bilde, halb schäferlich gekleidet, mit gespreizten Fingern eine Rose präsentirte. Sie erzählte, daß es eine Frau von hervorragendem Geiste gewesen, die zur Zeit des großen Friedrich viel mit Voltaire verkehrt, sogar Briefe mit ihm gewechselt habe. Aber französische Philosophie und deutsches Gemüth gingen bei ihr

unbeeinträchtigt neben einander, und trotz den Einflüssen der Zeit habe sie sich bis in das höchste Alter als die edelste und reinste Frau gezeigt. Dann kam Edelgard auf den Bruder der Genannten, dessen keck geniales Gesicht dort im Bilde halb lachend über die Schulter blickte. Das war ein durchtriebener Schalk, und es gab hundert verwegene Abenteuer von ihm zu berichten, aber aus allen sprühte eine geistvolle, poetische Unbändigkeit, eine lebhafte Phantasie. Später übte seine sanfte schöne Gattin großen Einfluß auf ihn. Von ihr besaß Edelgard nur ein kleines Miniaturbildchen. Sie suchte es hervor aus einem Kästchen voll von verschollenem Kunstgeräth und Toilettenspielzeug. Sie lachte selbst über manches wunderliche Stück, indem sie es Susannen auskramte, und ihren Schatz alter Erinnerungen damit illustrirte. Endlich sagte sie ihr mit einem Kuß gute Nacht und entließ sie in ihr Schlafzimmer.

Sechzehntes Kapitel.

Aber Susanne vermochte nicht zu schlafen. Aufgeregt durchschritt sie das Zimmer. Die Bruchstücke jenes geheimnißvollen Gespräches klangen ihr in den Ohren

und steigerten von Minute zu Minute ihre Besorgniß. Sie fühlte den Drang, zu handeln. Die Unthätigkeit im Angesicht einer Gefahr war ihr unerträglich. Und Konrad ging dieser Gefahr entgegen, er, den sie liebte, und Bruno bereitete ihm dieselbe, er, der ihr Bruder war. Die Luft des Zimmers drückte sie, sie öffnete das Fenster und beugte sich hinaus in die kühle, sternenhelle Nacht. Ihre Augen suchten das Haus und den Garten des Geliebten, aber die Aussicht dahin war verdeckt durch ein vorspringendes Gemäuer der Burg. Und jenes Gemäuer, war es nicht der Thurm, den sie letzthin besucht, die hohe Staffel? Sie hatte auch diesen Namen in dem Gespräche der Männer vernommen. Angstvoll und klopfenden Herzens starrte sie auf die schwarzen Umrisse von Mauern und Baumwipfeln.

Da war es ihr, als bräche ein Schimmer durch den Thurm. Er wurde deutlicher, sie sah ein helles Licht durch eine der Maueröffnungen. Dort mußte der Ort sein, den sie zu fürchten hatte! Ihr Entschluß war gefaßt. Schnell schlug sie ein leichtes Tuch über Kopf und Schultern, und schlich aus dem Zimmer. Ins Freie gelangt, beschleunigte sie ihre Schritte, flog über den Schloßhof und durchschritt das Gewirre von Trümmern und Gestrüpp. Die Nacht verhüllte ihr den gangbaren Weg, so gut sie ihn sich eingeprägt zu haben glaubte. Bald strauchelte sie, verlor sich im Dickicht, bald riß

ſie ſich an Dornen die Arme und Hände blutig, aber mit unhemmbarer Willenskraft ſtrebte ſie dem verhängnißvollen Orte entgegen. Eulen und Fledermäuſe flatterten vor ihr auf, umkreiſ'ten ſie und ſtießen ängſtliche Töne aus beim Anblick des ungewohnten Gaſtes. Endlich erreichte ſie jene dicke Mauer, die zur Höhe des Thurmes hinan leitete. Mit kühnem Fuße ſchritt ſie auf derſelben hin. Wer die leichte weiße Geſtalt ſo geſehen hätte, würde einen irrenden Geiſt, wie die Dichtung ihn über zerfallenen Burgen zu erſchaffen pflegt, zu erblicken geglaubt haben. Und es war ein Geiſt, ein Geiſt großer und ſtarker Liebe, der kein Opfer ſcheute, keine Gefahr fürchtete, und muthig durch die Nacht ſchritt, um zu helfen, zu retten.

Die Höhe war erreicht. Suſanne beugte ſich über den Rand des Thurmes. Ein aufſteigender Rauch verſetzte ihr den Athem. Sie ſah im Innern ein Feuer von Reiſig angezündet, zwei Geſtalten ſaßen an demſelben auf dem Boden. Der Nickelhans, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, kauerte, wie ein Igel, in ſeinen Lumpen. Sein boshaftes Geſicht und ſtruppiger Bart wurde hell von der Flamme beleuchtet. Der Andere ſaß ihm gegenüber. Eine wohlgebaute Geſtalt, in ſchlechten, abgetragenen Kleidern. Das Geſicht verwüſtet, Haar und Bart unordentlich. Er konnte nicht dreißig Jahre alt ſein. Suſanne erkannte den Mann,

der ihr im Walde begegnet war, ihren Bruder Bruno. Ein tiefer Jammer ſchnitt durch ihr Herz, jeder Nerv war geſpannt, jede Fiber drängte ſich ihr nach Auge und Ohr, um zu ſehen und zu hören.

„Kann dem Junker nicht helfen," begann der Nickelhans, „kann ihm nicht helfen, wenn er es dem Andern nicht entreißen will! Der Nickelhans iſt arm, hat kein Haus und kein Geld. Hab' dem Junker ja geſagt, wer's genommen hat. War Alles wohl verwahrt, aber der Andere hat's ausgegraben und behalten. Schönes blankes Geldchen, was der Junker damals aus dem Schranke geholt . . ."

„Schweig! verfluchter Teufel!" ſchrie Bruno, der aus einer tiefen Lethargie zu erwachen ſchien. „Bringſt du mir immer wieder jenen Tag der Schande vor die Seele! Was hält mich ab, dich mit einem Schlag niederzuſchmettern, und die Welt von einem verruchten Böſewichte zu befreien?"

Der Bettler zog leiſe ſeinen Knotenſtock näher an ſich heran. „Der arme Nickelhans hat ſtarke Arme," entgegnete er grinſend, „kann's mit dem Junker Bruno noch aufnehmen."

„Damals ſchon hätte ich mich von dir, Beſtie! befreien ſollen, da du um mich umher ſchlichſt, und mir zu hundert Bubenſtücken verhalfſt, um deinen Vortheil davon zu ziehen!"

„Damals konnt' es der Junker nicht! Der arme Nickelhans hätte ſonſt geplaudert, und der Herr Bruno wär' ins Zuchthaus gekommen. Brauchte gar nicht zu plaudern, der arme Nickelhans, der Junker hat ſich ſelbſt verrathen und iſt eingeſteckt worden. Jetzt iſt er noch ärmer, als der Nickelhans, hat kein Haus und kein Geld, und keinen, der von ihm wiſſen mag. Der Philipp iſt wieder lebendig geworden und ein großer Herr, und wenn der Junker Bruno zu ihm kommen will, ſo hetzt er ihn mit Hunden vor der Thür, wie den armen Nickelhans. Die gnädige Schweſter Adelheid ſchickt den Junker ins Zuchthaus, wenn er ſich an ſie wagt, und die Suſanne iſt auch eine feine Dame und ſpeit dem Junker ins Geſicht. Muß ſich jetzt dem Nickelhans überlaſſen, der Herr Bruno, muß thun, was er will, ſonſt gibt der Nickelhans ihn an, und er muß wieder ſitzen. Ho! der Nickelhans iſt arm, hat kein Haus und kein Geld, aber er iſt über den Junker gekommen! iſt über ihn gekommen!"

„Fluch! Fluch über meine Jugend, die dieſes verlorene Leben verſchuldet hat!" rief Bruno, indem er die geballten Hände vor die Stirn preßte. „Fliehen möcht' ich, ein anderes Leben beginnen! Uebers Meer, wo mein Name noch nicht gehört ward! Wer hilft mir weg?"

„Sag's ja dem Junker immer und immer, er kann

das Geld nehmen, da unten der falſche Philipp hat es. Hat es ausgegraben, wo ich es verſteckt hielt, und getheilt mit dem Herrn Philipp."

„Alberner Schuft!" rief Bruno, „hör' auf mit deinem Unſinn! Wie ſoll der Gärtner das Geld noch beſitzen, wenn er es getheilt und verwandt hat? Und willſt du Dummkopf mir weis machen, man könne mit zweihundert Thalern eine ganze Gegend umbauen?"

Nickelhans grinſ'te, als er ſich ſeines Widerſpruchs bewußt ward. „Aber," fuhr er fort, „der Gärtner hat Geld, viel Geld, hat immer Geld! Weiß, wo es liegt! Der Nickelhans hilft dem Junker, wenn er es holen will. Schlagt den falſchen Philipp todt, dann kann er keinen Lärm machen! Schlagt ihn todt, den Gärtner, und geht mit ſeinem Gelde davon! Der Junker hat ſchon Blut geſehen, wird ſeine Sache diesmal beſſer machen und ſich nicht fangen laſſen."

Bruno's Augen rollten in dämoniſcher Wuth, ſeine Arme ſpannten, ſeine Bruſt hob ſich, er ſchien über den Bettler herſtürzen zu wollen. Aber von plötzlicher Erſchlaffung ergriffen, ſank er zuſammen, und ließ Kopf und Arme auf das Knie ſinken.

Suſanne war nahe daran, ſich zu verrathen. Sie klammerte ſich mit beiden Händen an das Gemäuer feſt, um den Sturm ihrer im Innerſten bewegten Bruſt zu bekämpfen. Ein Steinchen löſ'te ſich unter ihrer Hand

von der Mauer und fiel herab, gerade vor Bruno's Füße. Er fuhr auf. „Wo kommt das her?“ rief er.

Suſanne zuckte zurück und preßte die Hände vor das Herz. Es klopfte ſo wild und jammervoll, als wollt' es zerſpringen.

„Es iſt nichts!“ hörte ſie den Bettler ſagen. „Meine Nachbarin, die Eule, ſcharrt mit den Füßen in ihrem Neſt, und wirft mich mit Steinen, damit ich das Feuer ausgehen laſſe. Sie kanns nicht vertragen. Aber der Nickelhans hat Gäſte. — Da, Junker,“ fuhr er fort, indem er eine Flaſche vor Bruno ſetzte, „trinkt, daß Euch der Kopf nicht abfällt, er hängt ſchief!“

Bruno berührte die Flaſche nicht, und ſtarrte brütend in die Flamme. — „Der Nickelhans ſagt's Euch,“ ſprach der Bettler weiter, „ſterben muß der Gärtner, der falſche Philipp! Iſt eine gute Nacht dazu, und der Nickelhans weiß, wo Hülfe zu finden iſt, wenn der Junker es nicht allein thun will. Muß bald geſchehen, ſag' ich, und noch dieſe Nacht! Denn der Gärtner hat's dem Philipp und der Suſanne und Allen angethan. Er weiß, daß der Junker da iſt, und will den armen Nickelhans einſtecken laſſen. Wird's thun, ſag' ich Euch, wird's thun! Hat mit dem Revierjäger geſprochen, und iſt auf dem Amte geweſen, und will den Junker wieder abführen laſſen, weil er's im Walde mit den braven Geſellen hält. Und der Junker muß wieder ſitzen drei Jahre

und kann nicht über's Meer. Hab' ein gutes Messer. Ist nur ein Stich nöthig, und der Gärtner ist todt! Der Junker nimmt sein Geld und geht davon, und wenn's auf den Nickelhans kommt — der ist dumm und hat's nicht gethan. Da, nehmt! Ein gutes Messer, hab's dem schwarzen Thomas schon mal geborgt!"

Bruno's Brust hob sich krampfhaft. „Ueber's Meer!" murmelte er, „über's Meer! Wenn's gelänge! O, kein Blut mehr! Aber ein kühner Raub — und auf und davon! Und drüben ist Land, wo ich nichts verbrochen habe, und hier ist Alles verdorben . . .!"

Plötzlich spitzte der Bettler das Ohr. Er stand auf und ging gegen die Bresche des Thurmes. Im nächsten Augenblicke stand Konrad Heß, hell von den Flammen beleuchtet, in der dunklen Oeffnung.

„Der falsche Philipp!" schrie Nickelhans mit von Rachelust verzerrtem Gesichte. „Triff ihn, er ist in unserer Gewalt!" Bruno sprang auf.

Konrad trat unerschrocken ein. „Sind Sie Bruno von Staffelburg?" fragte er.

Bruno hörte seinen Namen, sah in dem entschlossenen Wesen des jungen Mannes jede Drohung des Bettlers bestätigt, und von verzweifelter Wuth fortgerissen, zog er ein Pistol aus der Brusttasche und hielt es Konrad entgegen.

Da ertönte ein herzzerreißender Angstschrei von der Höhe des Thurmes. Ein Schuß knallte durch das Gemäuer.

„Der Teufel! der Teufel!“ ſchrie der Nickelhans, indem er entſetzt nach oben blickte. Er lief dem Ausgang entgegen, verfehlte den nächſten Schritt, und ſtürzte den ſteilen Abhang hinunter.

„Suſanne!“ rief Konrad, indem er, ohne weiter auf Bruno zu achten, die Stufen der morſchen Wendeltreppe hinauf eilte. Suſanne hatte den Rand des Thurmes verlaſſen, und wankte, halb ohnmächtig, den gefährlichen Weg hinab. Konrad fing ſie in ſeinen Armen auf, und führte, oder trug ſie vielmehr bis zur unterſten Stufe. — „Sind Sie verwundet?“ rief ſie mit bebender Stimme, die Arme um ſeinen Hals geſchlungen, als fürchtete ſie, den Geliebten im nächſten Augenblicke ſtürzen zu ſehen.

„Ich bin unverletzt, der Schuß hat gefehlt!“ entgegnete er. Die Liebenden hingen an einander. Ein furchtbarer Augenblick riß jede Schranke zwiſchen ihnen nieder, und entſchied, ohne daß ein Wort geſprochen wurde, für ihr Leben. Aber ſchnell machte ſich Suſanne von dem Glücklichen los, um nach ihrem Bruder zu ſehen.

Bruno war zurückgetaumelt, und lehnte leichenblaß, verſtört und mit ſtieren Augen an der Thurmwand.

„Bruno!“ rief Suſanne, indem ſie auf ihn zuſchritt. „Den Bräutigam deiner Schweſter haſt du morden wollen! Welch ein Gefühl ſoll dir die Schweſter entgegenbringen?“

„Führt mich hinweg!“ entgegnete er. „In den Kerker! Keinen Tag will ich mehr ſehen! Tödtet mich, ich will nicht leben!“ Er warf ſich zu Boden und verbarg ſein Geſicht.

„Sie können gerettet werden,“ rief Konrad, „wenn Sie mir folgen! Ich verberge Sie, noch habe ich die Nachforſchung nach Ihnen unterdrückt, ich helfe Ihnen zur Flucht!“

„Laßt mich!“ ächzte Bruno, „hier ſoll man mich finden! mich zum Tode ſchleppen!“

„Ermannen Sie ſich und folgen Sie mir! Wenn noch ein Gefühl für Ehre in Ihnen iſt, ſo rufen Sie es wach. Denken Sie an die Ehre Ihrer Familie, und nehmen Sie die Hand an, die ſich Ihnen zur Rettung bietet!“

Suſanne ergriff die Hand ihres Freundes und drückte ſie mit einem Blicke gränzenloſen Dankes an das Herz. „Auf, Bruno!“ rief ſie. „Weiſe den beſten Freund nicht von dir. Zeige dich in deiner Reue als einen Mann! Wir ſind entſchloſſen, dir ein beſſeres Leben zu öffnen, ergreife den Augenblick, erhebe dich und folg' uns!“

Bruno richtete ſich halb empor. Er ſchien völlig kraftlos und zerſchmettert. — Da wurden Tritte Heraufſteigender vernehmbar, und zugleich flog auswendig ein Lichtſchein über Laub und Geſtein. Der Revierförſter trat ein, gefolgt von zwei anderen Männern, deren einer eine Laterne trug. Der Revierförſter hatte dieſen

Streifzug auf seine eigene Hand unternommen, und so waren die Eintretenden nicht wenig erstaunt über die Gruppe, welche sie hier fanden. Konrad gab die nöthigen Erörterungen, und nahm ihnen Stillschweigen über das Ereigniß ab.

„Folgen Sie uns!“ sagte Konrad zu Bruno. „In meinem Hause werden Sie besser aufgehoben sein, als hier.“

Bruno hatte sich erhoben, und blickte erschöpft und mißtrauisch umher. Er zuckte zusammen, als ihm das Haus als eine Zuflucht eröffnet wurde, an das er noch vor kurzer Zeit verbrecherische Absichten geknüpft hatte. — „Ihr Haus betrete ich nicht!“ sagte er.

„Ich weiß, was dich zurückhält,“ entgegnete Susanne, „denn mein Ohr hat in dieser Nacht mehr gehört, als es erwartete. Aber segne du die Schwelle, die sich dir bietet, sie ist rein, und wird ihren Einfluß über dich üben!“

„Und wenn du mir zugehört hast,“ rief Bruno, „fürchtest du nichts von meiner Gegenwart für ihn, den du deinen Bräutigam nennst?“

„Ich fürchte nichts, und werde nicht von deiner Seite gehen. Ich weiß, daß du noch zu retten bist, denn ich habe deine Wünsche kennen gelernt.“

„Und auch die Art, wie ich sie erreichen wollte? Nein, ich folge euch nicht! Euren Anblick ertrag' ich

nicht! Ihr brüstet euch mit eurer Tugend, um mich zu demüthigen, ihr wollt mich fühlen lassen, daß ich ein Verbrecher bin. Ich mag eure Wohlthaten nicht, ich verschmähe eure Großmuth! Mit diesem da (er zeigte auf den Revierförster) will ich gehen und mich dem Gericht übergeben, damit die erneute Anklage eines Mordversuches mich wieder hinter Schloß und Riegel werfe!"

„Bruno!" rief Susanne, „ich beschwöre dich, überlaß dich unserer Liebe . . .!"

„Liebe? Wer liebt mich hier?" unterbrach er sie heftig. „Er, dem meine Kugel drohte? Du, die aus meinen Reden und Handlungen nur Schmach und Schande erfahren hat? Für mich gibt es keine Liebe, keine Rettung, und eure Anstrengungen sind verschwendet! Was wollt ihr von mir? Ich bin euch ein Fremder — hasset mich, damit ich euch hassen kann und im Hasse meine Kraft wieder finde! Ihr kennt nur weichliche Regungen, habt keinen Kampf in eurer Brust erlebt und wißt nicht, was es heißt, die Schuld eines ganzen zerrütteten Lebens mit sich fortzuschleppen. Wenn du mich seufzen und jammern gehört hast, so wähne nicht, daß ich das so fort treiben werde. Zu Grunde muß ich gehen, und ich will's mit kühner Stirn, denn euer Besserungsjammer macht mich elender und schlaffer, als ich es ertragen mag!"

„Erheben sollst du dich!" rief Susanne, „nicht zu

Grunde gehen! Haſt du die Kraft, uns zu trotzen, ſo haſt du ſie auch, dir ſelbſt zu widerſtehen! Nicht erſchlaffen will dich unſere Liebe, ſondern aufrichten. Du biſt mein Bruder, und jetzt fühl' ich es wärmer als jemals, daß ich dich liebe, denn du biſt unglücklich! Und dieſe Liebe nennſt du weichlich? Bruno, ſie iſt ſtark, ſtärker, als du jemals ein Gefühl gekannt haſt! Du wollteſt mir das Liebſte auf der Welt rauben, und dennoch wende ich mich nicht von dir, und kann nicht aufhören, den Bruder in dir zu ſehen und ſchweſterlich für dich zu empfinden! Wie kann Liebe dich demüthigen? Glaub' an ſie und ſchöpfe aus ihr den Quell eines neuen Lebens! Mache, daß wir in Zukunft ohne Angſt und Groll an dich denken können!"

Sie ergriff ſeine Hand. Er wollte ſie ihr entreißen, aber ſie hielt ſie feſt. „Ich habe deine Hand!" fuhr ſie fort, „und laſſe ſie nicht mehr! Mit Gewalt will ich mir dein Vertrauen erringen. Ich habe kein weichliches Herz, das ſich in Thränen des Schmerzes verzehrt, und denke zu groß von der Pflicht einer Schweſter, als daß ich mich von deinem Trotze zurückſchrecken ließe! Wenn ein Gefühl für Recht und Ehre in dir iſt, ſo kannſt du mich nicht haſſen, und wenn dein Herz nicht völlig verhärtet iſt, ſo wirſt, ſo mußt du mich lieben! Daß nicht jedes Gefühl in dir erſtorben iſt, weiß ich, und ſo wär' es kein Zeichen innerer Kraft, wenn

du mir jetzt noch widerstehen wolltest, sondern kindische Grille, eine größere Schmach in diesem Augenblicke, als jede alte Schuld, die dich bedrückt. Auf, Konrad, geh uns voran, und öffne uns dein Haus! Wir folgen dir!"

Die Macht ihres Auges, die Gewalt ihrer Stimme, die hohe Energie ihrer ganzen Persönlichkeit übte einen hinreißenden Zauber über die Umstehenden aus.

Bruno hatte mit höchstem Erstaunen seiner Schwester zugehört, und fühlte sich ergriffen. Ohne Widerstand ließ er sich von ihr fortführen. Konrad nahm die Leuchte und schritt voran. Die übrigen Männer löschten das Feuer im Thurme, und folgten. Der Weg war steil und beschwerlich. Konrad wandte sich oft, um Susannen beim Herabsteigen behülflich zu sein, aber sicher und furchtlos schritt sie vorwärts. Der junge Gärtner war von Begeisterung hingerissen für das heldenhafte Mädchen, das sich heut frei für seine Braut erklärte. Aber es war kein Taumel der Freude, der ihn ergriff, sondern das Hochgefühl eines ernsten, untrügerischen Glückes, das ihn vor sich selbst hob und würdiger machte.

Die erste Stunde nach Mitternacht schlug, als sie am Fuße der hohen Staffel anlangten. Da hörten sie in der Nähe ein ächzendes Gewimmer. Konrad leuchtete umher, und man fand den Nickelhans, wie einen Knäuel zusammengerollt, an einem Baumstamme sitzen. Das Blut floß ihm aus einer tiefen Stirnwunde. Er war

von den Felsen herabgestürzt und hatte sich mit Mühe bis hieher geschleppt. Er verzerrte sein Gesicht, als Konrad ihn beleuchtete.

„Sterben muß der arme Nickelhans," ächzte er, „sterben muß er! Aber er sagt nicht, wo er's hat!"

„Fasset an," rief Konrad den beiden Männern zu, „und bringt ihn zu mir, ich schicke nach dem Arzte!"

„Weg von mir!" schrie der Bettler, indem er alle seine Kraft zusammen nahm und vergeblich nach seinem Stocke umhergriff. „In dein Haus willst du mich schleppen, daß ich dir sage, wo das Geld liegt, und du es nehmen kannst?"

„Kehrt euch nicht an sein Gefasel, und hebt ihn auf!" sagte Konrad.

„Nein, und ich sag's nicht!" schrie Nickelhans, mit den Händen um sich schlagend. „Ich hab's, ich hab' das Geld, aber ich geb' es nicht!"

„Es will es Niemand haben, Unsinniger!"

„Und es soll es Niemand haben, nicht du, nicht der Philipp, nicht der Bruno! Der hat es gestohlen, aber ich hab' es behalten, weil ich ihm immer geholfen und nie mein Theil bekommen hab'. Es ist mein, und niemals hat es Jemand haben sollen! Alle Tage hab' ich mein hübsches Geldchen wo anders hin getragen, und jetzt stirbt der arme Nickelhans, und Niemand wird erfahren, wo es liegt!"

„Am Fuße der Treppe in dem Thurme liegt ein Stein," ſagte Suſanne; „ich ſah einſt, wie der Bettler etwas darunter verbarg."

Kaum hatte ſie es ausgeſprochen, als der Nickelhans laut ſchreiend empor fuhr, um ſich über ſie zu ſtürzen. Konrad ſprang vor, um ſie zu ſchützen. Aber es bedurfte deſſen nicht mehr, denn der Bettler fiel kraftlos zurück und lag für todt am Boden. Doch athmete er noch und wurde in einem von Konrads Wirthſchaftsräumen auf ein Lager gebracht. Eine Stunde darauf ſtarb er.

Suſanne war nicht zu bewegen, auf die Burg zurückzugehen, ſie wollte die Nacht in Bruno's Nähe bleiben. Während Konrad einen Boten mit einem Briefe nach der Stadt abfertigte, ſaß ſie mit dem Bruder in Konrads Wohnzimmer. Sie war um zehn Jahre jünger als Bruno, aber die Macht ihrer Perſönlichkeit ſchien das Altersverhältniß umzukehren. Wie bei ihr ſtets der bedeutungsvolle Augenblick das entſprechende Wort fand, ſo wußte ſie auch jetzt ihren Einfluß über den Unglücklichen auszuüben.

Das Gefährliche in Bruno's Natur lag hauptſächlich in ſeiner moraliſchen Schwäche, in der Widerſtandsloſigkeit gegen die Verſuchung. So wild und aufbrauſend er ſich geberden konnte, ſo haltlos war er doch in ſeinem Innern. Er konnte trotzen, aber nicht zu Gunſten der Sittlichkeit, er konnte ſtolz ſein, wiewohl in keinem

berechtigten Sinne. Sein ganzes Unglück bestand in seiner verwahrlos'ten Erziehung durch eine leichtfertige Mutter. Aber das Bewußtsein, ihren Tod verschuldet zu haben, und drei Jahre im Gefängnisse hatten ihn auf das Tiefste gedemüthigt. Er sah sich wieder frei, aber, da er nichts gelernt, was ihm auf eine bürgerliche Stellung Anspruch geben konnte, zugleich völlig rathlos seiner Zukunft gegenüber. Heimlich war er nach der Heimat zurückgekehrt. Zu seinem Schrecken erfuhr er, daß Philipp wiedergekommen sei und in Achtung und Ansehn stehe. Er hielt sich verborgen, denn Scham und Widerwille verboten ihm, den Bruder aufzusuchen. So fiel er in die Hände seiner alten Spießgesellen, die er einst als vornehmer Junker kommandirt hatte. Er mußte erkennen, daß er nicht mehr als Junker betrachtet wurde, daß sie sich ihm völlig gleich stellten, und so erwachte seine Sehnsucht, wenn nicht nach Besserung, so doch nach Entfernung in eine Gegend, wo er als Unbekannter ein neues Leben beginnen könne. Daß der Nickelhans das einst entwendete Geld noch besäße, hatte er weder erwartet noch geglaubt; erst durch die Versicherung von Wilddieben und anderen Gesellen, daß der Bettler Schätze besitze, war seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet worden. Er sah sich jetzt entdeckt, seiner Schmach und neuer verbrecherischer Absichten überführt, aber zugleich von geschwisterlicher und freundschaftlicher Sorge in einer Weise umgeben, die ihm

eben so neu als unbegreiflich war. Aber er mußte wohl von Susannens Worten überzeugt werden, und so ergriff er plötzlich ihre Hand und warf sich, überwältigt von dem Gefühle seiner Unwürdigkeit, mit Kopf und Armen auf den Tisch. — „Geh! Geh!“ rief er unter krampfhaftem Schluchzen. „Ich kann dich jetzt nicht länger ansehen, laß mich einen Augenblick allein, daß ich zu mir komme!“

Susanne erhob sich und ging ins Nebenzimmer. Sie fand Konrad im Dunkeln am offenen Fenster stehen. Er kam ihr entgegen und reichte ihr die Hand. „Es ist eine traurige Nacht,“ begann er, „und doch hat sie mir unergründliches Glück gebracht! Du liebst mich, Susanne, du willst mein Weib sein!“

„Ja, Konrad!“ entgegnete sie. „Ein furchtbarer Augenblick hat mir ein Bekenntniß entrissen, das ich in ruhigerer Stunde dir nicht als die Erste ausgesprochen hätte. Ich glaubte mich nicht geliebt von dir . . .“

„O Susanne,“ unterbrach er sie, „seit Jahren liebe ich dich, aber wagte nicht, es dir zu eröffnen, und kämpfte gegen den Wunsch, dich zu besitzen! Du standest mir so hoch, deine Lebensstellung hatte sich so verändert, daß ich mein bescheidenes Loos tief unter deinen Ansprüchen wähnen mußte.“

„Ich habe keinen höheren Wunsch, als dein Loos zu theilen, Konrad. Du bist der Geber, du streuest Güte, Liebe und alles Edle mit vollen Händen aus, ich bin

die beſcheidene Empfängerin. Eine Bettlerin, die Tochter eines zerrütteten Hauſes, komm' ich zu dir, aber reich an Liebe, reich an ewiger, unbegränzter Dankbarkeit!"

Er umſchlang die Geliebte, und in feuriger Umarmung hingen ſie an einander. — —

„Was aber fangen wir mit jenem Unglücklichen an?" fragte Suſanne nach einer Weile leiſe, indem ſie nach der Thür wies. — „Er muß die Gegend verlaſſen," entgegnete Konrad. „Die Brüder Tollander und ich haben für alle Fälle ſchon eine Summe Geldes zuſammengeſchoſſen, die ihm forthelfen ſoll. Und zwar noch in dieſer Nacht, denn für dich und Edelgard taugt es nicht, wenn er hier öffentlich geſehen würde."

Indem wurde an die Thür geklopft, und der Revierförſter trat ein. „Da iſt, was wir auf der hohen Staffel gefunden haben!" ſagte er, indem er ein Päckchen in Konrads Hände legte. „Er hatte doch Geld, der Schuft, und das Gerücht hat nicht gelogen. Für die Begräbnißkoſten wird's ausreichen, denk' ich!"

Konrad öffnete das Päckchen und fand zwei Rollen Gold, in ſchmutziges Papier und Lumpen zuſammengewickelt, nicht mehr ganz zweihundert Thaler enthaltend. Dabei lag ein lederner Beutel mit Münzen aller Art, im Ganzen etwa dreißig Thaler. Das waren die beſonderen Erſparniſſe des Bettlers.

Konrad ſetzte dem Revierförſter einen Stuhl hin und

ſchenkte ihm ein Glas Wein ein. „Wir bauen auf Eure Verſchwiegenheit, lieber Alter,“ ſagte er. „Wo dieſes Geld herſtammt und wie es in des Bettlers Beſitz gerathen iſt, habt Ihr ſelbſt gehört, und ſo wißt Ihr, daß es in die Hände derer zurückgehen kann, denen es gehört, ohne daß wir öffentliches Gerede davon machen.“

„Ich weiß, ich weiß!“ entgegnete der Revierförſter. „Um Alles möcht' ich ſelbſt nicht, daß davon geſprochen würde! Und die Leute, die ich mitgebracht habe, ſind auch zuverläſſig, die werden es nicht verreden.“

„An dieſen Beutel da,“ fuhr Konrad fort, „hat Niemand ein Recht. Sein Inhalt mag für die Begräbnißkoſten des Bettlers verwendet, der Reſt unter die Armen vertheilt werden. Jenes Geld aber ſoll dem Unglücklichen dort als Reiſegeld dienen.“

„Wollen Sie ihn fort ſchaffen? Ja, ja, lieber Herr, und ſo weit als möglich, daß wir nicht wieder mit ihm zu thun bekommen, wie wir's nicht wünſchen. Wie wär's mit Amerika?“

„Gewiß, das wird das Beſte ſein. Aber er darf nicht erfahren, woher ſein Reiſegeld ſtammt, es müßte ihn in neuen Aufruhr verſetzen, und wie er jetzt beſtellt iſt, würde er es möglicher Weiſe verſchmähen.“

Während ſie ſo ſprachen, fuhr ein Wagen vor, und die Brüder Tollander traten ein. Der glückliche Ausgang des Abenteuers wurde den Männern mitgetheilt.

Es waren für diesen Fall von den Freunden bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen worden. Da Konrad sich für eine Reise nicht abmüßigen konnte, so hatte der Hauptmann sich erboten, Bruno bis nach Bremen zu begleiten, und ihn dort nach Amerika einzuschiffen. Der entdeckte Schatz des Nickelhans war jetzt ein willkommenes Reisegeld. Kleider waren für Bruno schon bereit, der Hauptmann schnell gerüstet, der Wagen stand vor der Thür.

Susanne ging in das anstoßende Zimmer und theilte Bruno die Beschlüsse der Freunde mit. Er war bestürzt, den Professor in seiner Nähe zu wissen, aber die Freude seinen Wunsch nach Entfernung erfüllt zu sehen, nahm dem tiefen Drucke, der auf ihm lastete, einen Theil seiner Schwere. Die Verbündeten zeigten sich zartfühlend genug, alle Erklärungen abzukürzen. Eine Stunde darauf fuhr der Hauptmann mit Bruno ab.

Der Morgen graute, als Susanne zwischen dem Professor und Konrad aus dem Hause trat, um von ihnen auf die Burg zurück begleitet zu werden. Da kam ihnen Brediko entgegen, dem die Ungewißheit keine Ruhe daheim gelassen hatte. Groß war sein Erstaunen, als er Susannen erblickte, und seine Freude, daß Alles zum Besten abgelaufen sei. Gemeinsam schlugen sie den Rückweg ein. Mit welchen Gefühlen war Susanne hinaus gegangen, und welches Glück brachte sie heim!

An demselben Morgen, als die Sonne hoch stand,

meldete ſich Konrad bei Edelgard und hielt um die Hand ihrer Nichte an. Und Edelgard ſegnete ihre Kinder, und zählte dieſen Tag zu den glücklichſten ihres Lebens.

Siebzehntes Kapitel.

Herr von Geyßmar ſaß in ſeinem kleinen kühlen Speiſeſaal zu Tiſche. Er bewirthete einen Gaſt, nur einen einzigen, aber ſein Diner war das trefflichſte, ſeine Toilette die ſorgfältigſte. Obgleich er das fünfzigſte Lebensjahr nun überſchritten hatte, zeigten Bart und Haar immer noch das glänzendſte Schwarz, immer noch ſchimmerten, wenn er lächelte, die Reihen ſeiner Zähne in elfenbeingleicher Weiße, immer noch war ſein Auge lebhaft, ſein Weſen jugendlich. Die Unterhaltung wurde engliſch geführt. Nach dem Diner bot er dem Gaſt eine Cigarre und lud ihn zum Spaziergang ein. Der alte Diener wagte eine kleine, gutgemeinte Oppoſition durch die Frage: „Aber, Herr Baron — ſoll ich nicht lieber anſpannen laſſen? Wegen Ihres Fußes —"

„Ei was!" rief der Baron, „es geht in dieſen Tagen viel beſſer. Wir haben nicht weit zu gehn." — Er nahm den Arm ſeines Gaſtes, ſchlug aber auch den Stock, welchen Rehfeld ihm ſorglich reichte, nicht aus. Während der Baron dahin ſchritt, wurde es ſichtbar,

daß er etwas hinkte. Er behauptete gegen Bekannte, er habe sich im letzten Winter in Paris den Fuß erfroren, in Wahrheit aber, und das wußte Rehfeld, war es ein wenig Podagra, was ihn in der letzten Zeit peinigte. —

Seit jener Katastrophe, da Herr von Geyßmar, um seinem Inneren und dem Gerede der Welt zu entfliehen, nach England reiste, waren beinah zwei Jahre vergangen. Sein Leben hatte sich seitdem einigermaßen verändert, wenn nicht daheim, so doch in der Gesellschaft. Holen wir in Kürze nach, wie es sich gestaltete.

Er kehrte heim mit der Absicht, ganz unbefangen wieder in der Stadt aufzutreten, und etwaige indiskrete Anspielungen lachend abzuweisen. Allein es kostete ihn doch einige Ueberwindung, Geyßmar-Park zu verlassen, trotzdem ihm sein Haus recht einsam und öde schien. Ja, einsam und öde — denn in Gedanken hatte er vor erst wenigen Wochen hier Alles schöner eingerichtet, hatte sich ein neues Leben zu Zweien erträumt, und seine Junggesellenbehaglichkeit bereits vergnügt zur Thür hinaus gejagt. Und nun war Alles beim Alten, ohne Hoffnung auf Veränderung, und sein ganzes Hauswesen kam ihm trüb und vereinsamt vor. Aber auch innerlich fühlte er sich vereinsamt und trübe, er fürchtete melancholisch zu werden. Das trieb ihn doch wieder in die Gesellschaft.

Hier aber sollte er jetzt erst recht seine Erfahrungen machen. Denn das Gerede war keineswegs vorüber,

im Gegentheil regte seine Rückkehr es um so ausgiebiger an. Der Major hatte damals gut versprechen, daß Niemand den Abweis Susannens erfahren solle — war doch seine Frau ganz anderer Ansicht! Denn gegen irgend Jemand mußte Adelheid den Zorn über das Scheitern ihrer Pläne auslassen, und da Susanne unerreichbar oder gestählt dagegen war, sollte der Baron das Opfer werden. Sie stellte es ihren nächsten Bekannten als ganz natürlich vor, daß ihre Schwester dem Baron habe einen Korb geben müssen, und lobte sie sehr wegen ihres Taktes und Standesbewußtseins. Denn wie durfte ein Mann von so fraglicher, erst neu geschaffener Herkunft sich einbilden, die Hand eines Mädchens von uraltem Hause zu erhalten? Der Reichthum habe Herrn von Geyßmar übermüthig gemacht, man habe den Mann durch äußere Gleichstellung zu sehr verwöhnt, und es sei ein wahres Glück, daß er endlich einmal auf den Unterschied aufmerksam gemacht worden sei. An die Aufrichtigkeit solcher Reden glaubte nun zwar kein Mensch, auch Adelheids Freundinnen nicht, die ihre einstigen und jetzigen Absichten sehr wohl durchschaut hatten, aber man griff dieß doch auf, besonders in Familien, die es dem Baron einst nahe gelegt hatten, daß er ihre Töchter ohne Schwierigkeit haben könne. So sah sich der Heimkehrende mit Bestürzung, wo er hinkam, von einer Art höhnischen Lächelns empfangen,

es fehlte nicht an Anspielungen, die er doch nicht so, wie er beabsichtigt hatte, zurückweisen konnte, Anspielungen, durch die man ihm mit süßer Genugthuung zu erkennen gab, daß man ihm das „Ereigniß" von Herzen gönne. Diese holde Erbärmlichkeit, hier in den tändelnden Formen der Gesellschaft, dort mit handgreiflicher Plumpheit dargeboten, in Häusern dargeboten, die sonst mit Habgier um ihn geworben hatten, machte den Baron nicht nur stutzig, sie öffnete ihm in kurzer Zeit die Augen, und flößte ihm bald eine erbitterte Verachtung ein gegen die Kreise, in welchen er einst seinen Glanz verschwendet hatte.

Er beschloß sich zu rächen. In Kurzem knüpfte er mit mehreren Familien bürgerlichen Standes an, die gar nicht zur Gesellschaft gehörten, sogar mit Leuten, die nicht nach seinem Geschmack, und deren Bildung und Formensprache eine ziemlich niedrige Stufe einnahmen. — Plötzlich ließ er Einladungen zu einem großen Diner an die hervorragendsten Familien der Stadt ergehen. Die Aristokratie erschien, sah aber zu ihrem Erstaunen eine so gemischte Gesellschaft, wie sie hier nie erwartet hatte. Das Erstaunen wuchs, als der Wirth, glänzender als jemals, die subalternen Familien in jeder Weise bevorzugte, den Frauen Schönes sagte, den Töchtern den Hof machte, den Männern herzlich die Hände schüttelte, während die Repräsentanten der guten Gesellschaft auf das Empörendste vernachlässigt wurden.

Der Zweck des Barons war erreicht. Ein solcher Eclat mußte Aerger und Erbitterung in hohem Grade hervorrufen — natürlich in erster Reihe bei den Frauen. Der weitere Verkehr mit ihm wurde aufgehoben, was ihn nicht eben grämte, da er an der gespreizten Armseligkeit der kleinstädtischen Salons niemals Geschmack gefunden hatte. Andererseits dachte er gar nicht daran, seine neuen Bekanntschaften zu kultiviren. Sie waren ihm nur ein Mittel zum Zweck gewesen.

Solche Erfahrungen brachten mit der Zeit in den Anschauungen des Barons eine Umwandlung hervor. Eine einzige Saite seines Wesens, so verrostet, so verzettelt durch Genuß, Tand und Thorheit dasselbe immer sein mochte, eine einzige Saite war angeschlagen worden durch die Neigung zu Susannen, und war in hellem Ton durch sein Gemüth erklungen. Die Bitterkeit der Enttäuschung folgte, und weckte das rein Menschliche in ihm, vertiefte und erweiterte sein inneres Leben. Das Edle, das bisher in ihm geschlummert, erwachte, und gab seinem inneren Auge größere Klarheit für seine Umgebungen. Verletzende Erlebnisse in der Gesellschaft traten hinzu, und zerrissen den Schleier lange gehegter Vorurtheile. Es war ein Wendepunkt seines Lebens, der ihn vielfach aufstachelte gegen die Welt, in der er sich bisher wohlbehagt hatte, ihm aber auch eine innere Freiheit gab, die ihn aufathmen machte, ihn zu neuem

Schaffen und Streben drängte. Denn trotz ſeiner fünfzig Jahre, trotz ſeines kleinen Podagra, fühlte er ſich immer noch jugendlich, und jetzt friſcher und gehobener als jemals. Zwar verwendete er noch immer einige Stunden auf ſeine Toilette, ſeine kleinen Eitelkeiten, Schwächen und Liebhabereien blieben vielfach dieſelben — das war die Schale ſeines Weſens, auf die er nicht mehr verzichten konnte, der Tribut, den er der Welt zollte, mit der er doch immer noch im Zuſammenhang bleiben wollte. Der Menſch kann die gewaltigſten Opfer bringen, ſein Steckenpferd aber ſucht er ſich bis zuletzt zu bewahren, er glaubt es am wenigſten miſſen zu können.

Die Brücke zur Geſellſchaft hatte Herr von Geyßmar freiwillig hinter ſich abgebrochen. Er kam ſehr ſelten nach der Stadt, und beſuchte Niemand. Wenn er dem Major begegnete, waren Beide ganz leidlich mit einander, in das Bibern'ſche Haus aber ging er nicht mehr, ſeit Adelheid ihm den Krieg gemacht hatte. Ab und zu würdigte er ſie wohl einer feinen Malice, wenn das Geſpräch zufällig auf ſie kam. Die er einſt als eine der Klügſten hatte gelten laſſen, verachtete er jetzt am meiſten. — So ſah ſich der Baron auf ſich ſelbſt angewieſen, und lebte einige Wochen allein ſeinen Studien, Geſchäften und Liebhabereien in Geyßmar-Park.

Aber die Einſamkeit! Die böſe Einſamkeit! Er war ſo wenig an ſie gewöhnt. Immer konnte er doch auch nicht nach London oder Paris reiſen. Er war kein flattriger Touriſt, keine müßiggängeriſche Vergnüglingsnatur, er brauchte ein Heimweſen mit vielſeitiger Thätigkeit. Er war auch daran gewöhnt, Kräfte in Bewegung zu ſetzen, zu wirken und zu ſchaffen, er wollte es um ſich her werden und wachſen ſehen. Und zwar in umfaſſenderem und großartigerem Sinne, als bloß in dem der gewöhnlichen Landwirthſchaft. Nun war aber ſein Geyßmar-Park fertig und im beſten Stande, ein ſchönes, vollendetes — ja leider vollendetes Werk! Zu thun gab es zwar immer, aber nicht eigentlich mehr etwas kühn zu unternehmen. Sonſt hatte er wohl den Plan gehabt, einmal ein großes ſchloßartiges Wohnhaus zu erbauen. Aber das bisherige, groß genug auch eine Familie aufzunehmen, war für einen Junggeſellen mehr als ausreichend. An einen Hausbau knüpften ſich überhaupt trübe Gedanken. Allein das Bauen trat nun doch in den Vordergrund, und ſo baute er einen hübſchen kleinen Luxusſpeicher zur Aufnahme landwirthſchaftlicher Maſchinen. Nachdem das Gebäude einmal daſtand, fand ſich, daß allerlei neu erfundene Maſchinen nöthig wären, und als er von der in Berlin bevorſtehenden Ausſtellung landwirthſchaftlicher Produkte, Geräthe und Maſchinen las, beſchloß er dahin zu reiſen.

Einige Tage vor seiner Abreise kam ein Brief von seinem Neffen Konrad Heß, der ihm seine Verlobung mit Susanne von Staffelburg anzeigte. Eine Einladung zu der in wenigen Wochen bevorstehenden Hochzeit war mit Zartgefühl umgangen, wohl aber der Wunsch ausgesprochen, daß diese Verbindung das Verhältniß zwischen Oheim und Neffen nicht gänzlich lösen möge. Dabei lagen einige Zeilen von der Hand Susannens, die dem Oheim ihres Bräutigams jetzt um so größere Dankbarkeit und Verehrung darbrachte. Sie schilderte Konrad als den besten, edelsten der Menschen, der ganz würdig sei, der Neffe seines Oheims zu sein. Ein tiefes, unendliches Glücksgefühl sprach aus ihren Zeilen. — Herr von Geyßmar wurde durch diese Briefe sehr bewegt. Noch vor einem Vierteljahr war ihm die Geschmacksverirrung, statt seiner selbst Konrad zu wählen, unbegreiflich gewesen — und im Grund der Seele begriff er sie auch jetzt noch nicht ganz — allein jenes zornige Gefühl des Beleidigtseins, ja des Hasses gegen den Nebenbuhler, war doch von ihm gewichen. Es kamen Stunden, wo er sich sagte, daß dieser junge Mensch doch wohl bedeutendere Eigenschaften haben müsse, als er in ihm erkannt, wenn solch ein Weib durch ihn gefesselt werden konnte. Eine mögliche Annäherung hatte ihm auch nichts Widerwärtiges mehr, allein — wie sollte das angestellt werden?

Ueberraschend kam ihm die Verbindung zwischen Konrad und Susannen jetzt nicht mehr, aber als er die Briefe las, und wieder las, erfüllte ihn eine tiefe Wehmuth. Er fühlte sich plötzlich um zehn Jahre älter. Das Glück, das nun statt seiner ein Anderer empfangen sollte, machte das Gefühl seines Alleinstehens recht drückend, zumal er keine Aussicht mehr zu haben glaubte, dieß Gefühl jemals los zu werden. Er war nicht im Stande, die Briefe gleich zu entgegnen. Allein in Berlin angelangt, kaufte er ein kostbares, höchst geschmackvolles Hochzeitsgeschenk, und begleitete es mit einigen formgewandten Zeilen. Er hoffte im Stillen, es würden nicht die letzten sein.

Jene Ausstellung ökonomischer Geräthschaften steigerte des Barons Interesse am Maschinenwesen mehr und mehr. Er besuchte die Fabriken, machte Bestellungen, kaufte Bücher, die in dieß Fach schlugen, um sich weiter zu unterrichten. In einer der ersten Fabriken lernte er einen jungen Mann kennen, der ihn erklärend umherführte, und dessen Wesen ihm ausnehmend gefiel. Daß derselbe in England gewesen, und sich geläufig englisch unterhalten konnte, fiel bei dem Baron auch in's Gewicht. Er erfuhr, daß sein vielfach unterrichteter Führer wohl auch geneigt wäre, sich zu etabliren, wenn die Mittel dazu bei ihm so reichlich flössen, wie guter Wille, Streben und Genie. Das Letztere vertraute ihm später

der Besitzer der Fabrik, der auf seinen Werkführer große Stücke hielt, und gar nicht verhehlte, daß, wenn ihm aus dem jungen Manne möglicherweise einmal ein Konkurrent erwüchse, er trotz aller Vortheile eines älteren Geschäftes, den Schaden davon zu haben fürchte. Der Baron fühlte sich von dem Jüngling so angezogen, daß, als er hörte, derselbe berühre nächstens auf einer Geschäftsreise die Gegend von Geyßmar-Park, er ihn einlud, bei ihm vorzusprechen. Als er sich empfahl, fiel ihm ein, daß er noch nicht nach seinem Namen gefragt habe. Er hörte den Namen Philipp von Staffelburg.

Herr von Geyßmar stutzte. Hier hätte er am wenigsten vermuthet, an seine wunde Stelle erinnert zu werden. Indessen vergab er sich nichts an weltmännischer Fassung. „Der Schwager meines Neffen —?“ fragte er rasch und freundlich.

„Der Schwager meines Freundes Konrad Heß,“ erwiederte Philipp mit einer Verbeugung.

Der Baron hielt es für schicklich, nach dieser Eröffnung nicht gleich den Rückzug zu nehmen, und hatte plötzlich noch allerlei geschäftliche Dinge zu fragen. Endlich lud er Philipp ein, am nächsten Tage mit ihm in seinem Gasthofe zu speisen.

Den nächsten Winter über war Herr von Geyßmar ganz in Bücher technischen Inhalts vergraben. Es hieß, er habe bereits selbst eine Maschine erfunden, über die

man ſich unter ſeinen Nachbarn mit den ausſchweifendſten Gerüchten trug. Die Einen behaupteten, es ſei eine Schafſchurmaſchine, in Geſtalt eines Gehäuſes mit zwei Thüren, in deren erſte man das zu ſcheerende Opfer hinein zwinge, worauf es geſchoren aus der zweiten gehüpft komme; andere, mehr liebloſe Charaktere, ſprachen von Koch-, Verjüngungs- und Raceveredlungsmaſchinen. — Der Baron hörte oder nahm kaum Notiz von dergleichen Reden. Im folgenden Sommer wurde wieder ein Ausflug nach England, der dießmal den berühmteſten Fabrikorten galt, gemacht, und als er im Winter darauf ſeinen Aufenthalt mehrere Monate in Berlin nahm, war ſein Plan zur Reife gekommen. Er wollte auf ſeinem eigenen Grund und Boden, in der Nähe von Geyßmar-Park, eine Maſchinenfabrik gründen, und zwar in Verbindung mit ſeinem jungen Freunde Philipp von Staffelburg. Dieſer Plan machte den Baron wieder zum glücklichen Menſchen. Eine große umfaſſende Arbeit lag vor, es galt nicht nur die Fabrik, ſondern einen Komplex auch von Wohngebäuden, eine Kolonie für eine große Anzahl arbeitender Menſchen zu gründen, einen Verkehr mit der halben Welt zu eröffnen. Schon war der Vertrag mit Philipp geſchloſſen, die nöthigſten Vorarbeiten angebahnt, und im Geiſt ſah Herr von Geyßmar bereits Alles werden und wachſen.

So war denn auch der Gaſt, mit welchem wir den

Baron am Anfang dieſes Kapitels Arm in Arm durch den Park ſchreiten ſahen, Niemand anders als Philipp, Suſannens Bruder. Er blieb eine Woche in Geyßmar-Park. In dieſen Tagen — man konnte und wollte auch nicht immer von geſchäftlichen Dingen reden — kam es zuerſt zur Sprache, daß Philipp ſchon ſeit mehr als drei Jahren verlobt ſei, verlobt mit des Barons Nichte, ſogar Großnichte, Marie Debald.

Wie wunderbar, dachte der Baron, daß ich durch dieſes Geſchwiſterpaar, Suſanne und Philipp, die mir nach einander ſo werth geworden, immer wieder zurückgeführt werden muß auf meine Familie, die ich ſo vernachläſſigt, der ich mich, von Vorurtheilen getrübt, ſo lange geſchämt habe! Seine Beſchämung war jetzt, Philipp gegenüber, der ja von Allem unterrichtet ſein mußte, wenn er gleich dieſe Verhältniſſe niemals berührt hatte, um ſo größer. Aber der Baron hatte längſt beſchloſſen, Vieles wieder gut zu machen, und ſo war ihm Philipp eine willkommene Anknüpfung. Er behandelte ihn bereits wie ſeinen Neffen. Vermeiden mochte er auch kein Geſpräch mehr, nicht über Suſannen, nicht über Konrad, nicht über die Familie Debald, und Philipp hatte kaum mehr nöthig, ſeinen Freund gegen den Oheim preiſend herauszuſtreichen.

Als am Abend des letzten dieſer acht Tage Herr von Geyßmar wieder auf den Arm ſeines Gaſtes

gestützt vom Spaziergang heimkehrte, begann er: „Höre, mein Junge, ich will nicht, daß du deine Verheirathung länger hinausschiebst! In ein paar Wochen soll die Hochzeit sein. Ihr wohnt, bis wir mit Eurem Hause fertig sind, bei mir in Geyßmar-Park. Platz ist da, für Euch und Euren Zuwachs. Am liebsten zög' ich den Konrad auch gleich hierher, das Gärtnerhaus ist hübsch und geräumig — oder man könnt' es auch umbauen. Aber er wird nicht wollen. Na, wie er will! Geyßmar-Park bleibt ihm und seinem Jungen unverloren!"

Rehfeld kam ihnen mit einem Briefe aus Staffelburg entgegen. Der Alte, der die Handschrift erkannt hatte, brannte längst auf den Inhalt.

„Was gilts?" rief Philipp, „es ist ein Gevatterbrief!"

„Errathen!" entgegnete der Baron mit vergnügtem Gesicht. Als mir der Konrad vor zwei Monaten die Geburt eines Sohnes anzeigte ohne Einladung zur Gevatterschaft, fürchtete ich schon, er wollte mich übergehen. Aber ich hätte mich angeboten, davon gekommen wär' er mir nicht. Nun aber reise, und triff alle Anstalten, daß wir deine Hochzeit und des Jungen Taufe zugleich feiern können! Ich komme in acht Tagen nach Staffelburg." —

Nach Verlauf dieser Zeit saßen eines Nachmittags Susanne und Marie unter dem kühlen Blätterdach vor der Thür, um ein wenig auszuruhen. Die junge Mutter hatte ihr Kind auf dem Schooß, und hörte mit dankbar

blickenden Augen Marien zu, die einen Brief aus Amerika nochmals vorlas. Der Absender hatte innere Ruhe und Befriedigung in einem thätigen Leben gefunden, und war voll des überströmendsten Dankes gegen seinen Retter. „Siehst du," rief Marie mit feuchten Augen, indem sie das Blatt zusammenlegte, „das hatte uns zu all dem Glücke noch gefehlt, und nun trübt kein Schatten mehr unsere Seligkeit! Uebermorgen soll ich mit meinem Philipp getraut werden! Ach, ich hatte mich längst darauf gefaßt gemacht, daß ich älter als zweiundzwanzig Jahre bis dahin werden müßte! Aber seit ich mein Brautkleid gesehen habe — es ist ganz wie deines war, ich will es nicht anders, als du es getragen, ganz schlicht und weiß, wie sich's für eine Braut ziemt, die keinen andern Schmuck kennt, als ihr Glück." — Sie fiel Susannen um den Hals, und bedeckte sie und das Kind mit Küssen. Marie war, trotzdem, daß es im elterlichen Hause genug mit Vorbereitungen zu thun gab, auf einen Tag herüber gekommen, um auch der jungen Hausfrau noch rüstig zur Hand zu gehen. „Laß mich noch einmal oben nachsehen," fuhr sie fort, „ob auch die Zimmer für den Baron gehörig gelüftet und in Ordnung sind, er soll so eigen sein! Aber sieh, kommt da nicht ein Wagen?"

Susanne blickte hin, ein Wagen hielt vor dem Gartenthor. Sie erkannte Herrn von Geyßmar, der

darin saß. Ein leichtes Roth stieg ihr in die Wangen. „Er ist es!“ rief sie Marien zu.

„Schon da? Und Konrad und Philipp sind nach dem Verein gegangen!“

„Wir müssen ihn empfangen! Komm!“ Ihr Kind auf dem Arm, schritt sie dem Baron entgegen, Marie folgte einen Schritt hinter ihr. Das Wiedersehen war nur von einem leichten Wölkchen der Verlegenheit getrübt, und wenn es auf des Barons Stirn einen etwas tiefern Schatten warf, wurde es von der vollen Sonne des Glücks, die aus Susannens Augen leuchtete, bald verscheucht. Herr von Geyßmar küßte ihr bewegt die Hand, und stand überrascht vor dem in schönster Anmuth erblühten Mädchen, das Susanne ihm als Philipps Braut vorstellte. Er ergriff auch die Hand der Hocherröthenden, um sie an seine Lippen zu führen, plötzlich aber besann er sich, nannte Marie seine liebe schöne Nichte, und küßte sie auf die Stirn.

Da erscholl heller Jubelruf hinter ihm. Philipp und Konrad, die den Wagen hatten kommen sehen, waren rasch herbeigeeilt. Philipp flog in des Barons Arme, und schob darauf Konrad an seine Stelle, und der Oheim drückte den Neffen mit Herzlichkeit an seine Brust. Der glückliche Bräutigam war es, dessen gewandtes Wesen und heitere Laune keinen Schatten von Befangenheit mehr aufkommen ließ, so daß der Gast, von

Minute zu Minute leichter aufathmend, ſich von Liebe und Sorgfalt getragen, wie in ſeiner Familie fühlte. —

Wenn ein alter Bekannter aus Herrn von Geyßmars früherem Geſellſchaftsleben, ihn in den nächſten Feſttagen beobachtet hätte, er würde einen ſehr veränderten Mann erblickt haben. Zwar erſchien der Baron, trotz ſeines kleinen Podagra, in einer Toilette, die an modiſcher Jugendlichkeit die des Bräutigams beſchämte, aber aus ſeinem ganzen Weſen ſprach eine tiefere Betheiligung an dieſen Freudentagen, als man ihm zugetraut. Unter den eleganten Formen des Weltmannes brach überall das menſchliche Gefühl hervor, das in jedem Augenblick zeigen zu wollen ſchien, wie er ſein Leben lang Verſäumtes aus innerſtem Drange nachzuholen wünſchte. Gegen Fräulein Edelgard, die wie der gute Geiſt Aller, heiter und glücklich an der Spitze dieſer Feſte ſtand, erſchöpfte er ſich in verehrungsvollen Galanterieen. Gegen Herrn und Frau Debald, und ihrer artigen Zurückhaltung ungeachtet, benahm er ſich ſo anſtändig zuvorkommend, ja unbefangen! Suſanne und Marie waren ſeine Töchter, Konrad und Philipp ſeine Söhne, der Täufling, den er mit Edelgard abwechſelnd hielt, ſein Enkel. Er ſelbſt ein glücklicher Mann, der tauſendmal mehr zu empfangen glaubte, als er jemals geben konnte.